



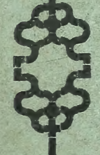
# Die Pizarro's

oder die

# Entdeckung von Amerika

und

# Eroberung von Peru.



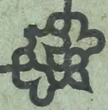
Von

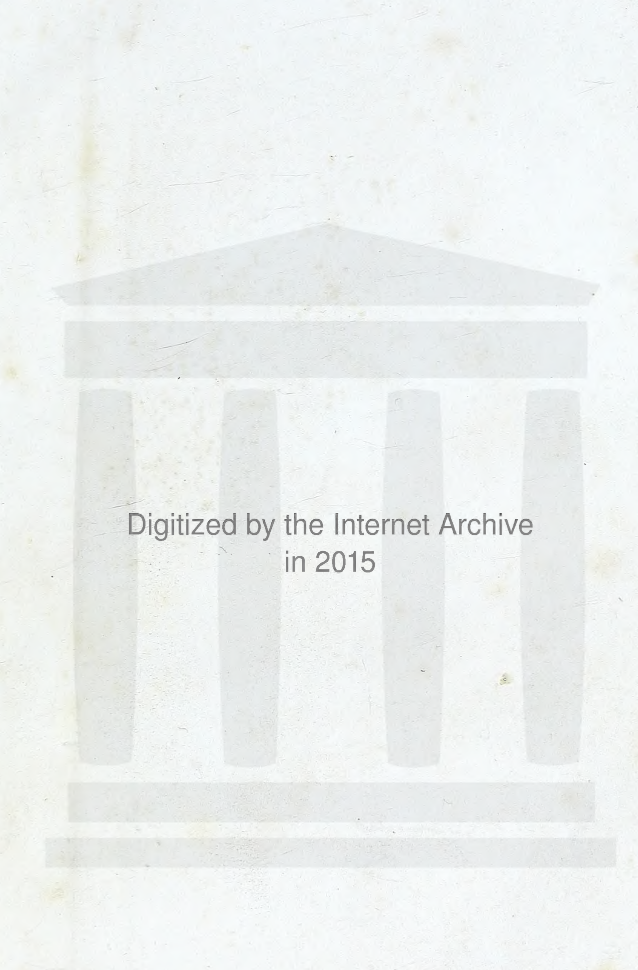
Friedrich Hoffmann.

Mit vier Lithographien.

Wesel,
Druck und Verlag von J. Bagel.









Pizarro's Jugendjahre.

Die

# Entdeckung von Amerika.

Nach den

neuesten Quellen der Jugend erzählt

von

Friedrich Hoffmann.

## Die Pizarro's.

Mit vier Lithographien.

Wesel,

Druck und Verlag von J. Bagel.

1849.

# Die Pizarro's,

oder die

# Entdeckung und Eroberung

von

# Peru.

---

Von

**Friedrich Hoffmann.**

---

Mit vier Lithographien.

---

Wesel,

Druck und Verlag von J. Bagel.

1849.

# Vorwort.

---

Bei der Bearbeitung dieses dritten Bandes der Entdeckung von Amerika haben wir als Hauptquellen Robertson und vorzüglich die treffliche **History of the Conquest of Peru, with a preliminary view of the civilization of the Incas by William H. Prescott** ꝛc. ꝛc. London: Rich. Bentley 1847. **II** vol. benutzt. Die Schilderungen des Landes sind theils aus Meyen's Reise, theils aus dem

sehr anziehenden Werke von J. J. von Tschudi: Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838—1842; 2 Bände, (St. Gallen 1846) genommen.

**Der Verfasser.**

# Erster Abschnitt.

## Vasco Nuñez de Balboa. Erste Nachrichten über Peru. —

Zehn Jahre waren verflossen, seit Columbus die neue Welt entdeckt hatte und doch hatten die Spanier auf dem Festlande noch nirgends Niederlassungen gegründet. Die Regierung war theils anderweitig zu viel beschäftigt, theils nahmen die entdeckten reichen Inseln alle Aufmerksamkeit und Macht in Anspruch; da beschlossen unternehmende unabhängige Männer das zu thun, was die Krone nicht that und was doch große Vortheile, — vielleicht ungeheuren Gewinn, zu verheißen schien. Zwei waren es, welche sich vorzugsweise befähigt gezeigt hatten, solche Unternehmungen zu leiten, Alonso de Ojeda, jener überaus muthige, kühne und zugleich erfahrene Mann, von welchem im ersten Theile dieses Werkes mehrfach geredet worden ist, und Diego de Nicuessa, der in Hispaniola große Reichthümer erworben hatte; sie wandten sich an König Ferdinand, um von ihm die Erlaubniß zu erbitten, auf dem Festlande Colonieen anlegen zu dürfen; der König ertheilte dieselbe sehr gern; er ermunterte die genanaten Männer, ihre Entwürfe auszuführen, stiftete zwei Statthalterschaften und übergab die eine, welche sich vom Cap de Vela bis zu dem Meerbusen von Darien erstreckte, dem Ojeda, die andere, welche sich vom Meerbusen von Darien bis zum Cap Gracias a Dios ausdehnte, dem Nicuessa; auch ließ er ihnen genaue Vorschriften ausfertigen,

wie sie jene Lande in Besitz nehmen und sich gegen die Indianer verhalten sollten. Sobald ihr, hieß es darin, auf dem festen Lande anlangt, sollt ihr den Eingeborenen die Hauptartikel des christlichen Glaubens erklären und ihnen vorzugsweise begreiflich machen, daß Se. Heiligkeit der Papst zu Rom, Oberherr über alle Reiche der Welt ist, über die entdeckten und die unentdeckten; ihr sollt ihnen sagen, daß der Papst Sr. Majestät, dem Beherrscher von Spanien, ihr Land geschenkt habe; dann sollt ihr sie auffordern, den ihnen verkündigten Christenglauben zu ihrer Seelen Seligkeit anzunehmen und sich dem Papste, sowie dem Könige und seiner Herrschaft zu unterwerfen. Wenn sie sich weigern, dieß zu thun, so möget ihr sie mit Feuer und Schwert angreifen, sie mit Weibern und Kindern zu Sklaven machen und alle Gewalt anwenden, um sie zu dem zu zwingen, wozu sie sich nicht freiwillig entschließen können. Alles zur größern Ehre Gottes! —

Ojeda ging mit zwei Brigantinen und dreihundert Bewaffneten in seine Statthalterschaft ab; Nicuessa mit sechs Schiffen und siebenhundert und achtzig Mann. Sie erreichten glücklich das feste Land und begannen nach den ihnen ertheilten Belehrungen und Vollmachten zu verfahren. Nun begriffen die armen Indianer die hohen und geheimnißvollen Lehren, welche ihnen auf eine höchst mangelhafte und unvollkommene Weise mitgetheilt wurden, — denn es geschah durch Dolmetscher, welche ihrer Sprache nur halb mächtig waren, — durchaus nicht so schnell, als der rasche, feurige Eifer der Spanier es wünschte; noch viel weniger begriffen sie, wie ein weißer Priester das Recht haben solle, ihr Vaterland, ihre Hütten, ihre Speere und Bogen, ihre Fischernetze, ihre Früchte und ihre Pulque zu verschenken, und wie ein weißer Fürst sich über Land, Strom und Meer eine Obergewalt anmaßen könne; — da bestrebten sich denn die Statthalter, ihnen das alles durch die Gewalt der Waffen begreiflich zu machen; aber das hatte seine großen Schwierigkeiten. Die

Indianer an diesen Küsten waren wehrhafte, kräftige, waffengeübte Männer, die ihre Keulen zu schwingen und von ihren Bogen die vergifteten Pfeile sicher zu entsenden verstanden und durchaus nicht gewillet waren, sich ohne Weiteres zu unterwerfen. Im Gegentheil! sie griffen die weißen Eindringlinge mit solchem Muthe an, daß diese ungeheure Verluste hatten und da sie überdieß sehr viel vom ungesunden Klima leiden mußten, oft Mangel an Lebensmitteln litten, selbst nicht selten in Zwiespalt und Streit geriethen, so machten sie keine Fortschritte und hatten unendlich viel Leiden und Drangsale auszustehn. Auch waren die Indianer zu klug, ihnen zu vertrauen, als sie mildere Saiten aufspannten, mit den kleinen, niedlichen Geschenken kamen u. s. w. — Die „rothen Leute" fürchteten sie nur um so mehr, da sie solche Gaben boten und wollten sich auf nichts einlassen. Dennoch gelang es der Ausdauer der Spanier, eine kleine Colonie zu gründen, und zwar am Meerbusen von Darien, die sie Santa Maria el Antiqua nannten und die noch heutiges Tages als ein Dorf unter dem Namen Santa Maria de Darién besteht. Dies geschah im Jahre 1509 und der Mann, welcher diese Niederlassung unter unsäglichen Schwierigkeiten anlegte und durch Muth, Scharfsinn und Entschlossenheit sich vorzüglich das Vertrauen seiner Gefährten erwarb, war Vasco Nuñez de Balboa, der damals in einem Alter von 65 Jahren stand, aber noch die Rüstigkeit eines Mannes in seinem kräftigsten Alter besaß.

Nachdem er die Colonie durch Gräben und Bollwerke gesichert hatte, ernannten ihn seine Gefährten zum Statthalter, (wie die römischen Legionen manche ihrer Führer zu Imperatoren;) diese Wahl mußte aber König Ferdinand bestätigen, wenn sie Gültigkeit haben sollte, und so sandte Balboa einen seiner Offiziere nach Spanien, um diese Bestätigung zu erbitten. Damit er aber Thaten aufzuweisen habe, welche einen solchen Lohn

ansprechen könnten, bemühte er sich, der Krone recht große Dienste zu leisten, machte Streifzüge in die angrenzenden Gebiete, sammelte viel Gold, was in Spanien, und nicht da allein, höchst beliebt war, unterwarf sich mehrere Häuptlinge und dehnte seine Herrschaft immer weiter aus.

Auf einem dieser Raubzüge in das Innere des Landes fand man eine Quantität des rothgelben, köstlichen Metalls, und als es zur Theilung des Schatzes kommen sollte, entstand in Gegenwart eines Kaziken ein sehr lebhafter Streit. Wie? rief der Häuptling aus, ihr streitet um eine solche Kleinigkeit? liebt ihr dieß rothe Geld so sehr, daß ihr um seinetwillen eure Heimath verlaßt und zu uns kommt, unsern Frieden zu stören, so will ich euch in ein Land führen, wo man alle Gefäße aus diesem Metall verfertigt und wo ihr so viel davon finden werdet, als eure Seele begehrt.

Wo ist dieß Land? fragten die Soldaten. Wenn wir von hier nach Mittag ziehn, antwortete der Häuptling, und immer diese Richtung halten, so werden wir in einer Entfernung von sechs Sonnen, (d. h. nach sechs Tagereisen,) ein großes, anderes Wasser sehn, das seine Wogen an jenes Land schlägt, wo das gelbe Metall wächst. Aber, wenn ihr es erobern wollt, so müßt ihr sehr mächtig sein; mit einem kleinen Heere würdet ihr nichts gewinnen, denn dort wohnen zahlreiche Männer und sie wissen ihre Waffen wohl zu gebrauchen.

Balboa sprach mit dem Kaziken weiter über diesen, für ihn und die Seinigen so anziehenden Gegenstand und empfing von dem Häuptlinge die erste Nachricht vom großen südlichen Ocean und von dem reichen herrlichen Lande, welches späterhin unter dem Namen Peru bekannt wurde. Mächtig ward der kühne und unternehmende Mann von dieser Nachricht bewegt; „das ist das Meer," sagte er sich, „welches Columbus in der Hoffnung,

einen geraden Weg nach Ostindien zu finden, so sehnsüchtig gesucht hat, und jenes goldreiche Land ist ein Theil der Wundergebiete, in denen der Schöpfer das Köstlichste aufgehäuft hat, was die Erde trägt; — wohl mir, wenn ich gewürdigt werde, es Spanien zu öffnen und seine Gold- und Diamanten-Quellen in mein Vaterland zu leiten!" Er traf sogleich vorbereitende Anstalten zu einem Zuge, um sich völlige Gewißheit zu verschaffen; nicht nur rüstete er alles zu, was ihm auf dem Wege nothwendig schien, sondern er bewarb sich auch lebhaft und mit Klugheit um die Freundschaft einiger Häuptlinge, mit denen er schon in einiger Verbindung stand; auch sandte er einige Vertraute nach Hispaniola, welche nicht unbedeutende Quantitäten Goldes überbrachten und für die Zukunft noch größere verhießen. Diese Sendung machte einiges Aufsehen auf der Insel, erwarb dem Balboa die Gunst des Statthalters und führte ihm viele Freiwillige zu, welche ihm ihre Dienste anboten. Er nahm sie gern an und verstärkte sein kleines Heer so, daß er einen Entdeckungszug ausführen zu können überzeugt war, — obwohl er sich die Schwierigkeiten desselben nicht verhehlt hatte. Die Landenge von Darien, oder von Panama, welche an einer Stelle nur fünf deutsche Stunden, an andern aber viel breiter ist, (12 — 20 Meilen,) sollte da durchschnitten werden, wo sie eine Breite von fünfzehn Meilen hatte; es zieht sich von Nordwesten nach Südosten die Kette der Anden oder Kupferberge hindurch, die hier zwar nur eine Höhe bis 630′ hat; aber das ganze Land ist felsigt und war, wie die Gebirge, mit fast undurchdringlichem Walde bedeckt; die Thäler waren und sind in diesem Himmelsstriche, wo häufiger und reichlicher Regen strömt, morastig und oft überschwemmt; von den Höhen stürzen Waldströme herab und rauschen dann durch das hügeligte Vorland dahin. Die Indianer hatten nichts gethan, um durch jene Wälder Pfade zu brechen, Brücken über die Ströme zu schlagen, die Sümpfe auszutrocknen u. s. w. Sie zogen meist nomadisch

umher, und wenn es ihnen hier nicht gefiel, suchten sie andere Stätten dort auf, wo sie fanden, was sie zur Fristung ihres einfachen Lebens bedurften. Es war kein geringes Unternehmen, bloß unter der Leitung indianischer Führer, auf deren Treue nicht einmal fest gerechnet werden konnte, durch dieß bisher unbetretene und unerforschte Land zu ziehn. (Freilich war der Zug, welchen späterhin Cortez von Mexico aus nach Honduras unternahm, von noch größerer Bedeutung.) Balboa hatte Muth genug, keine Schwierigkeiten zu scheuen und trat (1513) mit 190 Mann, alten versuchten Kriegern, welche abgehärtet und an die Beschwerden solcher Unternehmungen gewöhnt waren, den Marsch in das Innere an. Tausend Indianer, welche Gepäck und Lebensmittel trugen, begleiteten das kleine spanische Heer, welches auch einige von jenen Bluthunden mitgenommen hatte, die den nackten Indianern so furchtbar und gefährlich waren. — Es war Anfangs September, die Regenzeit war fast zu Ende. Als das Heer durch das Gebiet eines befreundeten Häuptlings gezogen war und nun in das Innere des Landes eindrang, zeigten sich die ersten Unannehmlichkeiten; mehrere Häuptlinge flohen mit ihren Stämmen seitwärts in die Gebirge, nahmen alle Lebensmittel mit sich oder zerstörten sie; andere stellten sich den Spaniern als Feinde entgegen, legten ihnen Hinterhalte, lauerten ihnen mit der, allen Indianer-Stämmen eigenthümlichen Vorsicht und List auf und erschwerten das Vordringen auf alle Weise. Aber Balboa ließ sich dadurch nicht abschrecken; er ertrug jedes Ungemach mit seinen Soldaten, ging jeder Gefahr am kühnsten entgegen und wußte die Krieger theils durch freundliches Zureden, theils durch Versprechungen großer Reichthümer und Schätze immer guten Muthes zu erhalten, so daß sie ihm ohne Klagen und Murren folgten.

Eine große Gefahr bereitete ihnen ein Häuptling, welchem ein ausgedehnter Stamm kriegerischer Männer gehorchte; er be=

setzte einen engen Bergpaß, durch welchen das Heer dringen mußte, indem er nicht nur die Schlucht selbst mit den Tapfersten seines Stammes füllte, sondern auch die ziemlich steil ansteigenden Höhen zur Rechten und Linken wohl bewachen ließ. Als nun die Vorhut in den Paß eindrang, ward sie mit Kriegsgeheul und einer Wolke von Pfeilen und kurzen Wurfspeeren begrüßt; sie zog sich langsam auf das Hauptcorps zurück, das einen kurzen Halt machte. Darauf ließ Balboa zwei Schaaren leicht bewaffneter Armbrustschützen zur Rechten und Linken an den Bergwänden vorgehn; er selbst stellte sich an die Spitze der Büchsenschützen, drang vor, ließ einige Salven geben, und schlug die Feinde, welche einen großen Verlust erlitten, in die Flucht. — Der Cazike hatte von einer Entfernung von sechs Tagereisen gesprochen; an und für sich betrug sie auch nicht mehr; aber das Durchbrechen der Wälder, das Ueberschreiten der Bergströme, das Ueberklettern der Berge, das Durchwaten der Sümpfe nahm so viele Zeit hinweg und ermüdete die Soldaten so sehr, daß man schon fünfundzwanzig Tage zugebracht hatte, ohne die ersehnte Stelle zu erreichen, von der ein Blick auf das Meer Auge und Herz erfreuen sollte. Endlich lag ein ziemlich hoher Berg, der zugleich steil war, vor dem Heere, und die indianischen Führer versicherten, daß sie am andern Morgen, wenn sie den Gipfel desselben erstiegen hätten, das Meer unfehlbar erblicken würden.

Es war Abend; man durfte nicht wagen, vorwärts zu gehn; Alles suchte sich eine Lagerstätte, nachdem man sich mit Früchten und erjagten Thieren, deren Fleisch am Feuer gebraten ward, gesättigt hatte; die ermüdeten Krieger schliefen, nur die ausgestellten Wachen machten die Runde und riefen sich von Zeit zu Zeit in tiefem Tone zu, um sich gegenseitig von ihrer Wachsamkeit zu überzeugen; — auf Balboa's Augen sank kein Schlaf; seine Seele war aufgeregt und sehnte sich nach der Lösung des Geheimnisses, das den Geist so vieler großen und berühmten Männer jener Zeit beschäftigte.

Endlich brach die Morgenröthe an; Hörner erklangen und als die ersten Sonnenstrahlen die Baumwipfel vergoldeten, war Alles beschäftigt, den steilen Berg zu erklimmen. Balboa schritt voran, einen indianischen Führer zur Seite; nach einigen Stunden näherte er sich der höchsten Spitze und befahl dem Heere, Halt zu machen und sich eine Zeit lang auszuruhen. Er selbst schritt aber vorwärts, um der Erste aus der alten Welt zu sein, der die Aussicht auf das Weltmeer genösse. Jetzt hatte er den Gipfel erreicht; und da lag er vor ihm, der wogende, noch vom Lichte der Frühsonne beschienene, stille Ocean, — ein majestätischer Anblick. Still sank Balboa auf seine Knie, hob seine Hände gen Himmel empor und dankte Gott, der ihm Kraft und Ausdauer zu einer Entdeckung gegeben hatte, welche für ihn eben so rühmlich, als für sein Heimathland ersprießlich war. — Bald begrüßte auch das Heer mit Entzücken, Dank und Bewunderung das Meer; nach einiger Ruhe stieg man den Berg auf der Seeseite hinab bis zum Strande, Balboa schritt mit Schild und gezücktem Schwert bis an den Gürtel in die Wogen hinein, nahm das Meer im Namen seines Herrn, des Königs, in Besitz und gelobte, sein Eigenthum mit diesen Waffen gegen alle seine Feinde vertheidigen zu wollen.

Die Stelle, wo Balboa auf diese Weise Besitz von der Südsee nahm, liegt östlich von Panama, und führt noch heute den, ihr von dem Eroberer ertheilten Namen des Golf von San Michael. Er verweilte einige Zeit an derselben, setzte sich mit benachbarten Stämmen in Verbindung, zwang Einige, ihm Gold und Lebensmittel zu liefern, erhielt Beides und dazu köstliche Perlen von andern als freiwilliges Geschenk zugeschickt, und zog überall nähere Erkundigungen über das Land ein, in welchem so große und ersehnte Reichthümer zu finden sein sollten. Man erzählte ihm, Perlenmuscheln gebe es an diesen Küsten genug und allerdings liege im Südosten ein Land, welches

reich und mächtig sei, vieles Merkwürdige, und unter andern auch zahme Lastthiere besitze. Diese hatten für die armen Indianer ein besonderes Interesse, da sie selbst jede Last bisher auf eigenen Schultern zu tragen genöthigt waren; um den Spaniern einen Begriff von Gestalt und Größe der Lastthiere beizubringen, zeichneten sie dieselben im Sande ab, — und wirklich wurden sie später in Peru gefunden, wie wir unten sehen werden. Die Spanier dachten dabei sogleich an die Kameele, und dieß, so wie die zahlreich gebrachten Perlen bestärkten sie in ihrem Wahne, daß die neue Welt an Ostindien grenze. Das Verlangen Balboa's, sogleich in dieß Wunderland einzudringen, war groß; aber er unterdrückte dasselbe, eingedenk der Warnungen, welche befreundete Häuptlinge gegen ihn ausgesprochen hatten und im Hinblick auf die kleine Schaar seiner Krieger, welche durch die Beschwerden und Mühseligkeiten dieses Zugs arg mitgenommen und entkräftet waren. Er gönnte ihnen einige Ruhe und trat dann mit ihnen den Rückzug nach Santa Maria in Darien an, den er auf andern, als den auf dem Heimwege eingeschlagenen Pfaden, jedoch ebenfalls nur nach großen Beschwerden, glücklich vollendete. Reich an Schätzen, beglückt durch seine Entdeckung, zog er in die Ansiedlung ein und sein Name ward unter denen genannt, welche mit Ruhm auf die Nachwelt zu gelangen verdienten.

Unter den Officieren, welche auf diesem Entdeckungszug Dienste geleistet und sich durch Umsicht, Ausdauer, Tapferkeit und Verachtung der Gefahren ausgezeichnet hatten, war vorzüglich Einer, mit welchem Balboa höchst zufrieden war, **Franz Pizarro** nämlich; wir wollen seiner hier nur erwähnen, da wir ja bald seine ganze Lebensgeschichte erzählen werden.

Balboa entwarf nach seiner Rückkehr einen genauen und umständlichen Bericht über seinen Zug, über die Entdeckung der Südsee und über die Gewißheit, zu welcher er gelangt sei, daß

in Südosten ein reiches, herrliches Land liege; er legte demselben Proben des gefundenen Goldes und schöner Perlen bei und bat um eine Unterstützung von tausend Mann, mit denen er einen Zug in das Land der Schätze unternehmen wolle, überzeugt, daß es ihm gelingen werde, dasselbe der Krone Spaniens zu unterwerfen. Dieser Bericht erregte bedeutendes Aufsehn in der alten Welt; nur die Entdeckung des großen Columbus hatte stärkeres erregt; man hielt es nun für gewiß, auf einem nahen Wege nach Ostindien gelangen zu können und Theil zu nehmen an den Reichthümern, welche man den Portugiesen schon längst mißgönnt hatte. Der König Ferdinand erklärte sich bereit, die geforderten Unterstützungen, und noch größere zu gewähren und ließ sich darüber von Fonseca, dem Bischof von Burgos, — dem wir schon öfter begegnet sind, Vorschläge machen. Der Bischof, welcher eine Abneigung gegen alle Männer zu haben schien, welche in der neuen Welt sich Verdienste erworben hatten, wenn sie nicht zu seiner Familie, oder den Creaturen seiner Gunst gehörten, schlug vor, Se. Majestät möchten allerdings dieß höchst wichtige und Glück verheißende Unternehmen mit aller Macht zu befördern geruhn, möchten aber an die Spitze desselben den Pedrarias Davila stellen, denselben auch zum Statthalter von Darien ernennen. Der selbstsüchtige, kalt berechnende Ferdinand ging auf diese Vorschläge ein, war, wie immer, undankbar und ließ den Balboa nicht einmal eine Anzeige von der Ernennung des Pedrarias zufertigen. Ein starkes Geschwader, das mit mehr denn zwölfhundert Soldaten bemannt war und fünfzehn große Schiffe zählte, wurde schleunigst ausgerüstet; fünfzehnhundert Adelige schlossen sich an, und sowohl an Tüchtigkeit und Brauchbarkeit der Fahrzeuge, als an Zweckmäßigkeit des eingeschifften Materials, als an Zahl der Bemannung war noch nie eine ähnliche Ausrüstung zu Entdeckungen in der neuen Welt gemacht worden.

Glücklich erreichte das Geschwader den Meerbusen von Darien.

Pedrarias sandte sogleich einen Officier mit einigen Leuten an das Land, um Balboa nicht nur von seiner Ankunft, sondern auch von seiner Ernennung zum Statthalter zu unterrichten. Die Abgesandten fanden den Entdecker der Südsee eben damit beschäftigt, seine eigene Hütte mit Rohr zu decken, wobei ihm einige Indianer halfen. Er trug ein grobes leinenes Wams und Schuhe aus dickem Bindfaden geflochten; doch empfing er seine Gäste mit Anstand und Würde und erklärte, nachdem ihm die Botschaft mitgetheilt war, daß er sich in allen Stücken dem Willen des Königs unterthänig zeigen werde.

Er gebot in dieser Zeit einem Heerhaufen bewährter Krieger, der gegen vierhundertundfünfzig Mann stark war; es waren Männer, die ihren Anführer aufrichtig hochschätzten und liebten und die laut murrten, als sie von der Entscheidung und den Beschlüssen des Königs hörten. Die Vornehmsten unter ihnen wandten sich an Balboa und stellten ihm vor, daß es ihm doch schmerzlich sein müsse, einen Andern ernten zu sehn, wo er gesäet habe, erboten sich im Namen der übrigen, Pedrarias mit seinen Leuten anzugreifen und fügten hinzu, sie zweifelten nicht an dem Siege über Leute, die wahrscheinlich noch nie in einem Kampfe gestanden hätten. Balboa nahm jedoch dieß Anerbieten nicht an, sondern bewillkommte Pedrarias mit aller Ehrerbietung und erklärte ihm nochmals, daß er sich allen Anordnungen des Königs freudig unterwerfe.

Dessen ungeachtet verhängte Pedrarias eine gerichtliche Untersuchung über das Verhalten Balboa's zu der Zeit, wo er unter den Befehlen Nicuessa's gestanden hatte und verurtheilte ihn zur Zahlung einer Geldstrafe. Dieß führte bald andre Mißhelligkeiten herbei; Balboa fühlte sich gekränkt und Pedrarias war neidisch auf die Verdienste Balboa's. Es kamen aber noch andere und bedeutendere Unglücksfälle hinzu. Das Geschwader war in der Regenzeit angekommen, wo die Wolken mächtige Ströme herabstürzen; die Lage Santa Maria's war nicht hoch, es war

auf einer Ebene gebaut, die von Wald umgeben war. Bald bildeten sich Sümpfe, die höchst ungesunde Dünste entwickelten, und in kurzer Zeit raffte eine heftige, verheerende Krankheit eine Menge der jungen Soldaten hinweg, welche Pedrarias herübergeführt hatte. Mangel an Lebensmitteln stellte sich ein und es gab weder für die Kranken eine passende, noch für die Gesunden hinreichende Nahrung; so starben in Einem Monat über sechshundert Männer; unter den überlebenden stellte sich Muthlosigkeit ein und Viele baten um ihre Entlassung. Pedrarias faßte den an und für sich guten Entschluß, die Leute zur Beschäftigung, und um sie von ihren Grübeleien los zu machen, in das Innere des Landes zu schicken. Truppweise gingen unter Anführung von Hauptleuten einzelne Schaaren ab, raubten überall, bemächtigten sich des Goldes und aller werthvollen Gegenstände, deren sie nur habhaft werden konnten und machten dabei gar keinen Unterschied zwischen wirklichen Feinden und zwischen denen, mit denen Balboa Freundschafts-Bündnisse abgeschlossen hatte. Das schmerzte Balboa darum, weil durch ein so unvernünftiges Verfahren die Ausführung des Hauptunternehmens sehr erschwert wurde; er sandte deßhalb einen nochmaligen Bericht an den König, in welchem er die Schicksale der Colonie seit Ankunft des neuen Statthalters darstellte und es nicht verhehlte, daß dieselbe ihrem völligen Untergang nahe sei. Dieser Bericht verfehlte seinen Eindruck nicht; es galt, das noch Bestehende zu retten und für so große Kosten, als die Rüstungen verursacht hatten, das nur irgend Mögliche zu gewinnen; Ferdinand ernannte aus hoher, eigener Machtvollkommenheit den Balboa zum Adelantado oder Statthalter-Lieutenant der Länder an der Südsee und erheilte ihm sehr ausgedehnte Vollmachten und Vorrechte. Dem Pedrarias ging dagegen der Befehl zu, den neuen Adelantado in allen seinen Unternehmungen zu unterstützen und sich seinen Rath über jede Maßregel auszubitten, welche er selbst zu nehmen, um des allgemeinen Besten willen sich aufge=

fordert fühle. Es währte jedoch lange, ehe zwischen Beiden ein auch nur leidliches Verhältniß zu Stande kam; endlich vermählte sich Balboa mit der Tochter des Pedrarias und von der Zeit an erhielt er die ihm fehlenden, nothwendigen Mittel, kleine Streifereien in das Innere des Landes zu machen, die er mit eben so vieler Vorsicht, als mit Muth ausführte. Nun traf er auch Anstalten, sich zu seinem Zuge nach der Südsee zu rüsten; er erbaute vier Brigantinen und fing eben an, sie zu bemannen, als er plötzlich eine Einladung von Pedrarias empfing, sich nach Acla zu begeben, wo der Statthalter sich befand.

Dieser sah mit Mißgunst auf Balboa hin; seine Aussöhnung mit ihm war nie herzlich gewesen; er fürchtete, wenn Balboa wirklich das Unternehmen ausführe, so werde er durch ihn völlig in Schatten gestellt werden. Balboa, der ein Mann von großer Aufrichtigkeit und Einfachheit war, zögerte nicht einen Augenblick, der Einladung seines Schwiegervaters zu folgen. Kaum war er angekommen, so ward er verhaftet und in ein Gefängniß geworfen. Ein Gericht, aus Männern bestehend, die sämmtlich Untergebene Pedrarias waren, verhörte ihn, beschuldigte ihn des Ungehorsams gegen den König und eines Empörungs-Versuches wider den Statthalter und verurtheilte ihn zum Tode. Pedrarias*) ließ dieß Urtheil sogleich vollstrecken; und so starb der Entdecker der Südsee, einer der tüchtigsten, muthigsten und verdientesten Anführer in der neuen Welt, — hingerichtet auf Befehl eines Menschen, von dem die Geschichte keine Großthat zu berichten weiß.

Der Zug, welchen Balboa vorbereitet hatte, ward nicht unternommen; Pedrarias, von Allen verabscheut, welche seine niedrige Gesinnung kannten, blieb nach wie vor Statthalter, denn die Gunst Fonseca's und anderer Höflinge hielt ihn; er verlegte bald dar-

*) Er hieß eigentlich Don Pedro Arias de Avila, ward aber gewöhnlich Pedrarias genannt.

auf nach erhaltener Erlaubniß die Colonie von Santa Maria nach Panama an die gegenüberliegende Seite der Landenge und obwohl auch da Luft und Klima den Spaniern nicht günstig waren, so erleichterte doch die Lage des Orts die späteren Eroberungen der Spanier in den, an der Südsee gelegenen Ländern, — die von hier aus auf dem bequemeren Wasserwege erreicht werden konnten. Dies geschah im Jahre 1517. Panama hob sich im Laufe der Zeit und hat jetzt 25,000 Einwohner, die ziemlich lebhaften Handel treiben. Sie ist die Hauptstadt der Provinz Panama in dem Staate Neugranada. —

Ungeachtet der günstigeren Lage verflossen doch mehrere Jahre, ehe die Entdeckungsreisen die Richtung nach Peru nahmen; man wandte sich nördlich oder nordwestlich, um eine, den Isthmus durchschneidende Straße aufzufinden; Veragua, Costa Rica, Nicavagua wurden genommen, ohne daß man bedeutenden Vortheil davon gehabt hätte.

Erst im Jahre 1522 ward unter dem Befehle eines ausgezeichneten Ritters, Pasqual de Andagoya, eine Expedition nach Süden unternommen; aber auch dieser Officier drang nur bis an die Grenzen der Entdeckungen Balboa's bis Puerto de Piñas vor, weil anhaltendes Unwohlsein ihn zwang, alles weitere Vorschreiten aufzugeben und umzukehren. Es war einem Andern vorbehalten, den Schleier von einem Reiche abzunehmen, dessen Schätze, dessen hohe Bildungsstufe, dessen Macht die Seelen der Weißen beschäftigten und nach dessen Entdeckung und Eroberung sie sich sehnten.

# Zweiter Abschnitt.

## Franzisco Pizarro und seine Gefährten. Erste und zweite Expedition. Ruiz. Quito.

Der Name Franzisco Pizarro's hat in Beziehung auf Peru dieselbe Berühmtheit erlangt, als der des Cortez in Beziehung auf Mexico und es ist natürlich, daß wir, bevor wir zur Erzählung der Thaten Pizarro's übergehen, uns über seine früheren Lebensschicksale zu unterrichten suchen.

Franzisco Pizarro war in Truxillo, einer Stadt in Estremadura geboren; das Jahr seiner Geburt läßt sich nicht mit Gewißheit angeben; einige Schriftsteller behaupten, er sei zur Zeit seines Todes fünfzig bis sechszig, andere, er sei beinah achtzig Jahre alt gewesen. Prescott (in seiner Geschichte der Eroberung von Peru)*) nimmt als das Geburtsjahr unseres Helden 1471 an und hat gute Gründe dafür. Der Vater Pizarro's war ein ausgezeichneter Kriegsmann, welcher in den Italienischen Kriegen und in Navarra Ruhm erworben hatte; er hieß Gonzalo Pizarro und war Obrist im Fußvolke. Die Mutter Franzisco's war aus niedrigem Stande; ihre Verbindung mit Gonzalo war nicht durch die Ehe geheiligt. Die Eltern bekümmerten sich sehr wenig um ihren Sohn; sie sollen ihn sogar nach einigen Nachrichten an einer Kirchenthür ausgesetzt haben. Gewiß ist, daß Franzisco weder lesen, noch schreiben

*) S. 186 des Originalwerkes. Vol. I. (London, Bentley.)

lernte und daß er, als er in das Jünglingsalter getreten war, die Schweine hüten mußte. Um alle, zum Theil gewiß ersonnenen, Sagen über seine Jugend auf das Gebiet der strengsten Wahrheit zurückführen zu können, fehlt es an beglaubigten Nachrichten; vielleicht kommt man der Wahrheit am nächsten, wenn man annimmt: Das Kind blieb bei seiner Mutter, die wahrscheinlich einige Jahre hindurch Unterstützung zur Erziehung desselben empfing; als diese aufhörte und der Knabe erwuchs, mußte er sich seinen Unterhalt selbst verdienen, von seinem gewonnenen Lohne vielleicht der Mutter noch etwas abgeben, wie das auch in unsern Tagen unter der ärmsten Klasse so häufig geschieht.

Aber Franzisco hatte einen unruhigen Geist; die Erzählungen von dem, was jenseits des Weltmeeres geschah, drangen auch bis zu dem jungen Hirten und bewegten seine Seele. Bald tauchte der Wunsch in seinem Innern auf, „die neue Welt" mit all' ihren Wundern zu sehen, ein Wunsch, der zur heißen Sehnsucht ward. Wie aber diese stillen? So viel war gewiß, daß man nicht zugleich Sauhirt in Truxillo und (wo möglich) Ritter in Tenochtitlan sein konnte; also nur erst von der Heerde weg und hinein in die Welt! Das war das Nächste. „Wärest du nur erst in Sevilla, wo die Glücklichen sich einzuschiffen pflegen, die hinüber wollen in das Land der Herrlichkeit, so wolltest du bald weiter kommen!" So dachte er und dieser und ähnliche Gedanken verließen ihn nicht wieder, bis sie die That herbeigeführt hatten.

Franzisco sagte seiner Heerde Lebewohl und ließ sich wahrscheinlich zuerst als Soldat anwerben; als Solcher soll er einige Jahre in Italien gedient haben. Dann segelte er nach Amerika und wir hören dort von ihm im Jahre 1510. Da nahm er Theil an der Unternehmung, welche der ritterliche Alonzo de Ojeda nach Uraba auf der Terra firma ausführte; auch Hernando Cortez, dessen Mutter eine Pizarro war und der zu

Franzisco's Vater in verwandtlichen Beziehungen stand, wollte sich an dieser Expedition betheiligen, ward aber durch eine Krankheit davon abgehalten. Sie lief unglücklich ab; Pizarro erwarb sich jedoch das Vertrauen Ojeda's in einem hohen Grade. Bald darauf sehn wir ihn bei Balboa, den er auf seinem furchtbaren und gefahrvollen Zuge über die Gebirge begleitete und zwar als Officier; (s. oben) er gehörte also zu denen, welche zuerst den südlichen Ocean erblickten. Nach Balboa's Tode fand er bei Pedrarias eine um so freundlichere Aufnahme, als er sich durch Kühnheit, Ausdauer, durch die große Leichtigkeit, mit welcher er Beschwerden ertrug und überwand, so wie durch ein umsichtiges Verhalten, schon eine gewisse Berühmtheit erworben hatte. Bei vielen Gelegenheiten traten diese Eigenschaften auch im Dienste des Pedrarias hervor, in welchem er überdieß eine solche Menschen- und Geschäfts-Kenntniß erlangte, daß es ihm später möglich wurde, Beide zu leiten. Er ging mit Pedrarias nach Panama; sein Ruhm stieg; — aber als Capitain in seinem fünfzigsten Lebensjahr war er immer noch an Geld arm, obwohl er eine Strecke Landes besaß, und er dachte schon längst darauf, zu seinem Ruhm auch Reichthum und Glanz zu fügen.

Im Jahre 1522 kehrte Andagoya von seinem Zuge in den Süden zurück und erzählte viel und Anlockendes von den Berichten, welche ihm über ein großes, herrliches Reich der Inca's zugekommen waren. Die Erfolge des Cortez in Mexico bewegten zu der Zeit alle Gemüther und in Pizarro's Seele, welcher den Erzählungen Andagoa's mit gespanntester Aufmerksamkeit folgte, reifte der schon früher oft gehegte Gedanke: nach Süden zu gehn, zu einem festen Entschlusse. Er erkundigte sich mit großer Beharrlichkeit nach allem, was ihm über die Beschaffenheit, die Dauer, die Schwierigkeiten des Weges Aufschluß geben konnte, hörte auf die kleinsten Aeußerungen darüber, stellte alles in seinem arbeitenden Geiste zusammen, — und indem er das, was zu überwinden war, mit seinen Kräften und seinem

Vermögen verglich, drängte sich ihm vor Allem die Gewißheit auf, daß Er allein ohne fremde, bedeutende Hülfe nichts werde unternehmen können. Deßhalb sah er sich nach einigen Männern um, welche er zur Betheiligung an der Ausführung seiner Entwürfe auffordern könnte, und er fand zwei, die ihm dazu völlig geeignet erschienen.

Der Eine war Diego de Almagro, von dunkler Abkunft, ein Fündling; ein Mann, der von Jugend auf an Beschwerden gewöhnt, in den Feldlagern gereift, durch Tapferkeit und Kühnheit rühmlich bekannt geworden war. Darin war er dem Pizarro gleich; aber, wenn der Letztere mit diesen Eigenschaften auch große Umsicht und Geschicklichkeit, List, die Verstellung eines Staatsmannes jener Zeiten, Gewandtheit, seine Gedanken und Entwürfe zu verhehlen, verband, so waren sie bei Almagro mit Freimüthigkeit, Großmuth und Redlichkeit vereinigt, aber auch mit einem leicht aufbrausenden, leidenschaftlichen Wesen, das sich jedoch, wenn die ersten Stürme ausgetobt waren, leicht beschwichtigen ließ.

Der Zweite war ein spanischer Geistlicher, Hernando de Luque, welcher in Panama das Amt eines Vicar versah und früher Schullehrer gewesen war; er war sehr klug und ein feiner Menschenkenner und hatte sich nicht nur großen Einfluß in der Colonie, sondern auch bedeutende Reichthümer erworben, welche ihm den Ehrgeiz, sich emporzuschwingen, eingeflößt hatten.

An diese beiden Männer wandte sich Pizarro und theilte ihnen seine Entwürfe mit; sie erklärten sich mit denselben einverstanden und traten zu einer festen Verbindung in einem Vertrage zusammen, durch welchen Folgendes festgestellt wurde: Jeder wollte sein ganzes Vermögen auf das Unternehmen verwenden; Luque mußte natürlich das Meiste dazu beisteuern; Pizarro, welcher das Wenigste geben konnte, übernahm das schwierigste

und gefahrvollste Amt des Commando's. Almagro verpflichtete sich, für die Ausrüstung und Verproviantirung der Schiffe zu sorgen; denn das Unternehmen sollte auf dem Seewege ausgeführt werden. — Nachdem sie unter sich alles festgesetzt hatten, wandten sie sich an Pedrarias, um von ihm die Erlaubniß, ihr Unternehmen ausführen zu dürfen, sobald als möglich zu erlangen und sie erhielten dieselbe ohne Schwierigkeit; freilich nahm der Gouverneur seinen eigenen Vortheil wohl in Acht, er bedang sich den vierten Theil des Ertrags aus.

Alle Vorbereitungen wurden gemacht; zwei Fahrzeuge wurden ausgerüstet und mit hundert tüchtigen Leuten bemannt, die nichts zu verlieren, aber Alles zu gewinnen hatten; Luque las eine feierliche Messe, theilte eine Hostie in drei Theile, behielt einen für sich und gab die zwei andern seinen Bundesgenossen, — und so wurde, wie ein englischer Schriftsteller sich ausdrückt, im Namen des Friedensfürsten ein Bund bekräftigt, dessen Zweck der Raub und der Mord war. Luque blieb in Panama, um die Mittelsperson zwischen den Verbündeten und dem Statthalter zu bleiben und den gemeinsamen Vortheil wahrzunehmen. Pizarro aber segelte um die Mitte Novembers 1524 aus dem kleinen Hafen von Panama in dem größern Fahrzeuge ab; Almagro sollte in dem zweiten, kleineren nachfolgen, wenn die noch mangelhafte Ausrüstung desselben vollendet war.

Die Jahreszeit war höchst ungünstig; die eben eingetretenen periodischen Winde waren dem Laufe des Schiffes gerade entgegengesetzt, was den Spaniern bei ihrer mangelhaften Kenntniß des Landes entgangen war; unter großen Gefahren und bei allen Anstrengungen kam Pizarro in siebenzig Tagen nicht weiter, als ein geschickter Seemann jetzt in siebenzig Stunden kommen würde; die Perleninsel wurde berührt, dann ward der äußerste Punct erreicht, bis zu welchem Andagoya vorgedrungen war, und darauf in den Fluß Biru eingedrungen, in welchem Pizarro die Anker auswerfen ließ.

Er landete mit dem größesten Theile der Mannschaft, um die Gegend zu durchforschen. Das Ergebniß war nichts weniger als ermuthigend. Man gelangte in einen ungeheuren Sumpf, der theils durch häufige Regengüsse, theils durch das Austreten von Bächen und Waldströmen voll stehender Gewässer war; der Morast war an den meisten Stellen mit Gehölz bewachsen, das beinah undurchdringlich war; — hatten die Wanderer mit unsäglicher Mühe, unter Schmerzen und mit zerfetztem Gewand dieses Dickicht durchbrochen, so kamen sie auf hügeligtes, von Felsen durchzogenes Land, wo der Boden so rauh und scharf war, daß die Fußbekleidung zerschnitten und der Fuß selbst bis auf den Knochen verwundet wurde; ohnmächtig und erschöpft sanken sie zur Erde nieder. So begann das Unternehmen Pizarro's auf Peru.

Dieß entmuthigte jedoch den kühnen Mann keinesweges. Er redete freundlich zu seinen Leuten und hob ihren sinkenden Muth durch kräftige Worte; der Beharrliche überwindet alles, sprach er zu ihnen; ohne Mühe und Beschwerde ist nichts Großes zu gewinnen; wenn wir die Mühseligkeiten überstanden haben, so wird Reichthum, Ehre und Glück am Ziele unser Lohn sein! — Am ermuthigendsten war den spanischen Kriegern sein eigenes Beispiel; er theilte mit ihnen jede Beschwerde, wie Cortez es in Mexico that, und der gemeine Soldat schämte sich seiner Schwäche und seiner Verzagtheit, wenn er seinen Führer so kräftig und freudigen Muthes sah.

Dennoch hielt es Pizarro nicht für ausführbar, auf diesem Wege tiefer in das Land einzudringen; er gab Befehl zur Rückkehr auf das Schiff, ließ stromabwärts steuern und setzte seinen Lauf nach Süden fort. Bald stellten sich neue Widerwärtigkeiten ein. Ein furchtbares Ungewitter entlud sich über dem Fahrzeuge. Orkanartig brauste der Sturm; Blitze durchzuckten die Luft, von gewaltigen Donnerschlägen gefolgt. Das Meer bäumte sich, wie ein wild gewordenes, kräftiges Roß; Sturzwellen schienen das

Schiff zerschmettern oder in den Grund schleudern zu wollen; — und dieser Zustand dauerte über eine Woche lang. Nun fingen auch die Nahrungsmittel zu fehlen an, frisches Wasser mangelte, und es kam so weit, daß für jeden Mann täglich zwei Kloben Mais hinreichen mußten. — Es ward als ein großes Glück gepriesen, daß das hin und hergeschleuderte Fahrzeug nach Angst und Noth endlich den Hafen wieder erreichte, in welchem man vor dem Sturme frisches Wasser eingenommen hatte; auch da aber war die Gegend sumpfig, mit undurchdringlichem Gebüsch, wie mit einem Netze, bedeckt; die Moräste hauchten giftigen Dunst aus, zahllose Insekten peinigten die armen Abentheurer; dazu regnete es sehr häufig und die Noth wuchs. Es war merkwürdig, daß die ganze Gegend wie ausgestorben, eine ungeheure Einöde, erschien; kein Vogel ließ seine Stimme ertönen, kein vierfüßiges Thier ward gesehn, nichts Lebendiges war da, als die quälenden Mosquito's. Die Mannschaft fing an, aufrührerischen Gedanken gegen ihren Führer Raum zu geben und die nämlichen Vorwürfe, die in ähnlicher Lage dem Columbus und dem Cortez gemacht wurden, tauchten erst in der Seele der Unzufriedenen auf und machten sich dann in Worten Luft, welche bald zu dem Ohre Pizarro's drangen. Dieser blieb unerschrocken; er bot Alles auf, die Unzufriedenen zu beschwichtigen; da jedoch die Noth wirklich groß und auf dieser Stelle keiner Hoffnung auf eine günstigere Umgestaltung der Dinge Raum zu geben war, so gab er Befehl, nach der Perleninsel zu steuern, wo frischer Mundvorrath eingenommen werden sollte. Aber er Selbst blieb mit der Hälfte der Mannschaft zurück; das Commando über das Fahrzeug übertrug er dem Montenegro, einem seiner tüchtigsten Officiere, und dieser segelte ab.

Kaum war das Schiff in See, so machte Pizarro, ohne sich durch die ungeheuren Hindernisse des Bodens abschrecken zu lassen, einen Marsch in das Land hinein; er hoffte, irgendwo ein indianisches Dorf anzutreffen und sich da mit Nahrungsmitteln

versehn zu können; aber auch diese Hoffnung ward getäuscht; man traf auf keinen Bewohner dieses Landstrichs und es blieb den Spaniern nichts übrig, als ihren Hunger durch Fische, Beeren, Baumrinde und Wurzeln zu stillen; auch Kräuter wurden gegessen, deren Genuß jedoch sehr nachtheilige Folgen hatte. Einzelne, welche lieber hungern, als solche Nahrungsmittel genießen wollten, siechten hin und starben an Entkräftung. Pizarro ließ Baracken erbauen, um die Mannschaft wenigstens vor dem Sturme und dem Regen zu schützen, und auch in dieser Noth trug bei weitem mehr, als sein Zureden und Ermuntern, seine Theilnahme an allen Entbehrungen dazu bei, die Leute ruhig zu erhalten.

Es war allerdings eine entsetzliche Lage. Theils durch die Einflüsse des feuchten, schwülen Klima, theils durch Mangel an gesunder Nahrung starben die kräftigsten Leute dahin, — ihre Zahl stieg auf zwanzig; die noch Lebenden verloren allmählig allen Muth und überließen sich dem trüben Gedanken, bald ihren dahingeschiedenen Waffenbrüdern nachfolgen zu müssen; die Hoffnung auf eine Erlösung aus ihrer Noth ward aufgegeben, denn ein Tag nach dem andern, und eine Woche nach der anderen verging, ohne daß auch nur eine Spur von nahender Hülfe sichtbar geworden wäre. Kein Segel erschien dem nach Norden spähenden Blicke, kein Anzeichen von Rettung aus dieser Bedrängniß gab sich kund. Doch siehe! Pizarro, der natürlich mehr, als jeder Andere, nach einem Hülfe verheißenden Sterne umherschaute, erblickt plötzlich*) ein aus der Ferne durch eine Waldöffnung durchschimmerndes Licht! — es ist keine Täuschung, das Licht funkelt hell herüber. Er nimmt Einige der Kräftigsten unter seinen Kriegern, durchdringt mit ihnen die Wildniß unter großen Beschwerden, und erreicht glücklich einen offenen, weiten Raum; da liegt ein kleines indianisches Dorf vor ihm, welche Freude! die Bewohner sehn erstaunt die Fremdlinge an,

*) Andere erzählen, das Licht sei von einem Wachtposten entdeckt worden.

stoßen ein Geschrei aus, Alles stürzt aus den Hütten — und entflieht. Die Spanier aber eilen in die verlassenen Räume, gierig nach Nahrung, wie Adler, denen lange die gewohnte Speise gefehlt, und finden zu ihrer Freude Cocosnüsse, Mais und einiges Andere. Sie ließen es sich köstlich schmecken.

Allmählig gewannen die Eingeborenen etwas Vertrauen und näherten sich. Pizarro kam ihnen freundlich entgegen und es entspann sich eine Unterredung. „Warum bleiben die weißen Männer nicht in ihrem Lande, anstatt in die Hütten friedlicher Leute zu dringen, und ihnen ihre Nahrung zu rauben, die sie doch nicht belästigt und beleidigt haben?" So fragten die Wilden und das war eine sehr verständige Frage, auf welche nicht viel Gutes zu antworten war. Pizarro erkundigte sich nach dem Lande im Süden und empfing eine Bestätigung der schon öfter empfangenen Nachrichten. Es ward nun ein ziemlich freundlicher Verkehr mit den Indianern erhalten, wodurch den Hungernden einige Lebensmittel zugeführt wurden.

Endlich, nach sechs Wochen kam auch Montenegro auf dem Fahrzeuge an und brachte reichlichen Mundvorrath. Stürme hatten seine Ankunft verzögert und er und seine Mannschaft hatten ebenfalls gelitten, obwohl ihre Drangsale mit denen der Zurückgebliebenen an Größe nicht verglichen werden konnten. Bald waren bei dem Ueberflusse an allem Nothwendigen die ertragenen Mühseligkeiten vergessen; der Hafen, wo sie erduldet waren, empfing den bezeichnenden Namen des Hungers, Puerto de la Hambre; neugestärkt und ermuthigt bestieg die gesammte Mannschaft das Schiff und wiederum ging es hinab nach Süden. Nach einiger Zeit lud eine offene Waldgegend zu einer Landung ein; Pizarro nahm einige Leute mit sich in das Boot, stieg am Meeresufer aus und drang ohne viele Schwierigkeiten am Lande vorwärts. Bald kam er in ein indianisches Dorf, das jedoch von den Bewohnern, die seine Annäherung bemerkt hatten, verlassen war. In den Hütten fand er mehrere Nah-

rungsmittel, aber auch rohen Schmuck, aus gediegenem Golde verfertigt, von beträchtlichem Werthe. Eines jedoch sahen sie noch, was sie mit Schauder erfüllte: Stücke von Menschenfleisch, die am Feuer rösteten, um zu einem entsetzlichen Mahle zu dienen. Kaum hatten sie es erkannt, so verließen sie schleunigst die Hütten und eilten zu dem Schiffe zurück; sie erzählten, was sie gesehn hatten, und Allen lag es nun nur daran, so schnell als möglich aus dem Hafen und aus der Nähe der Menschenfresser hinwegzukommen. Die Anker wurden gelichtet, trotz Sturm und Regen und an der Küste hinab ward die Fahrt mit Anstrengung aller Kräfte fortgesetzt, bis man an eine Stelle gelangte, welche deutliche Spuren menschlicher Arbeit trug; da ließ Pizarro abermals Anker werfen und betrat das Land, um die Gegend zu durchforschen. Nach einer Stunde traf er auf einen größern indianischen Flecken, als er bisher gesehen, auf einem Hügel erbaut und mit Pallisaden umgeben. Die Spanier drangen hinein, ohne Widerstand zu finden, denn alle Bewohner waren entflohen, und bemächtigten sich der Nahrungsmittel und der goldenen Zierrathen, die sie in den Wohnungen fanden. Pizarro führte die Mannschaft zurück und beschloß, da die Stelle ihm zu einem längeren Verweilen günstig schien, das Fahrzeug, welches unter den Stürmen sehr gelitten hatte, nach Panama zurücksegeln zu lassen, damit es dort ausgebessert würde. Zuvor sandte er jedoch den Montenegro mit einer kleinen Schaar ab, um weitere Kundschaft über die Gegend einzuziehn und, wo möglich, mit den Eingeborenen einen freundlichen Verkehr einzuleiten.

Kaum aber hatte sich Montenegro von dem Ganzen des kleinen Heeres getrennt und war in die Schluchten eingedrungen, welche in das Land hineinführen, als plötzlich die kriegerischen Indianer, welche die Bewegungen der Spanier scharf beobachtet und nur erst ihre Weiber und Kinder in Sicherheit gebracht hatten, aus einem Hinterhalte auf die Schaar unter Montenegro stürzten, ein gewaltiges Kriegsgeheul ausstießen und die erschrocke-

nen Spanier mit einer, die Luft verdunkelnden, Wolke von Pfeilen und Speeren überschütteten. Die Angreifenden hatten ihren nackten Leiber bunt bemalt, schwenkten ihre Waffen, fortwährend anstürmend und brachten das kleine Häuflein der Weißen auf einen Augenblick in Unordnung, von denen drei getödtet und mehrere verwundet waren. Schnell jedoch sammelten sich die Krieger, gebrauchten erst die Armbrust, und drangen dann mit ihren Schwertern auf die Feinde ein und trieben sie in die Berge.

Plötzlich aber wandten sich diese, und liefen auf näherem Wege, als Montenegro marschirte, dem Truppentheile Pizarro's zu, griffen denselben mit Wuth an und überschütteten ihn ebenfalls mit Geschossen, welche Einzelne verwundeten. Pizarro verließ die Verschanzungen und stürzte an der Spitze seiner Krieger auf sie ein. Als die Indianer den kühnen Führer erblickten, richteten sie vor allen auf ihn ihre Geschosse und brachten ihm sieben Wunden bei; Pizarro zog sich etwas zurück und vertheidigte sich mit Schwert und Schild, hatte aber das Unglück auszugleiten und niederzufallen. Da erhoben die Indianer ein lautes Triumpfgeschrei und einige der Tapfersten sprangen herbei, ihn zu tödten. Er aber war im Augenblick wieder auf seinen Füßen, schlug die Vordersten nieder und vertheidigte sich gegen die Uebrigen, bis die Seinigen zu seiner Hülfe herbeigekommen waren. Nun drangen die Spanier auf die mit großer Tapferkeit widerstehenden Wilden ein, und es entspann sich ein blutiges Gefecht, welches dadurch entschieden wurde, daß Montenegro, welcher nun auch herangekommen war, den Feinden in den Rücken fiel; sie geriethen in Verwirrung und flohen in die Berge zurück. Viele der Ihrigen waren erschlagen, doch auch die Spanier zählten Todte und viele Verwundete.

Weder bei dem früheren, noch bei diesem Zusammentreffen mit den Eingeborenen wird der Feuergewehre Erwähnung gethan; sicherlich hätten die Spanier dieser furchtbaren Waffe sich bedient, wenn sie damit bewehrt gewesen wären, und so ist wol anzuneh

men, daß sie bei dieser Expedition nur Armbrust, Schwert und Dolch führten.

Pizarro hielt einen Kriegsrath und man beschloß nach reiflicher Ueberlegung, diese Gegend zu verlassen und nach Panama zurückzukehren, um Pedrarias von den bisherigen, freilich nicht eben sehr großen und weit hinter den gehegten Hoffnungen zurückbleibenden Erfolgen Nachricht zu ertheilen, und Weiteres vorzubereiten. Pizarro zog es jedoch vor, nicht persönlich nach Panama zu gehn; er schiffte nach Chicama, den Perleninseln gegenüber, und sandte von da seinen Schatzmeister Nicolaus von Ribera mit dem gesammelten Golde und mit dem Befehle zum Statthalter, über den Verlauf des Unternehmens genauen Bericht abzustatten.

Wir wollen uns nun nach Almagro umsehn, den wir aus den Augen verloren haben und ihn auf seinem Zuge begleiten. Mit Hülfe Luque's war er bald nach Pizarro's Abfahrt im Stande, auf einer, ungefähr mit siebenzig Kriegern bemannten Caravele Panama zu verlassen und seinem Gefährten nachzusteuern. Er berührte Puerto de Piñas, den Hungerhafen und Pueblo Quemada, wo der harte Strauß bestanden war. Die Wilden verließen ihren festen Platz nicht; Almagro aber griff sie an, legte Feuer an die Verschanzungen, eroberte den Flecken und trieb die Bewohner in die Berge, — nicht ohne Verlust; er Selbst verlor in Folge einer Kopfwunde Ein Auge. Dennoch drang er weiter an der Küste vor; er sammelte eine nicht unbeträchtliche Menge Goldes und gelangte bis zur Mündung des Rio de San Juan, dessen Ufer mit indianischen Dörfern wie besäet waren und sehr deutliche Spuren eines sorgfältigen Anbaues zeigten. Aber von Pizarro war hier keine Spur mehr zu finden. Dieß ängstigte ihn und er faßte nach Berathung mit seinen Officieren den Entschluß, nicht weiter vorzudringen, sondern nach Panama zurückzuschiffen, wo er Nachrichten über seinen Verbündeten zu finden hoffte. Dieser Entschluß ward ausgeführt; er

gelangte zu den Perleninseln und erfuhr daselbst den Aufenthalt Pizarro's; eiligst schiffte er nach Chicama und war bald bei seinem Freunde. Da ward denn viel erzählt und berathschlagt. Beide Männer waren zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß die Nachrichten von dem großen Reiche im Süden sicher und der Wahrheit gemäß seien und beschlossen, ihr Unternehmen nicht aufzugeben; Beide waren aber auch darüber einig, daß ohne beträchtliche Verstärkungen an ein Gelingen desselben nicht zu denken sei. Diese sollte Almagro in Panama sammeln, während Pizarro in Chicama bliebe, und so begab sich der Erstere ohne Säumen in die Residenz des Pedrarias.

Sein Empfang verhieß nicht viel. Pedrarias, der eben mit einem Unternehmen gegen einen aufrührerischen Hauptmann in Nicarigua beschäftigt war, lieh den Erzählungen der Thaten und Leiden unserer kühnen Entdecker nur ein halbes Ohr, nannte die Hoffnungen derselben überspannt, beklagte den Tod von Männern, welche ihm jetzt bei seiner Expedition, die er persönlich leiten wollte, so treffliche Dienste hätten leisten können und lehnte jeden ferneren Beistand und jede Verwilligung ab. Ganz anders benahm sich Luque. Er brachte weniger die unter der Erwartung gebliebenen Schätze an Gold und Silber, als die Erfahrungen in Anschlag, welche seine Verbündeten gewonnen hatten und ihre feste Ueberzeugung von dem Bestehn eines reichen und mächtigen Staates im Süden. Warum sollte es Männern, wie Pizarro und Almagro, nicht auch gelingen, dieß Reich zu erobern, wie es Cortez mit Mexico gelungen war? — Wäre es nicht erbärmliche Schwäche, ein Unternehmen aufzugeben, welches eben erst begonnen war und das im Hintergrunde die glänzendsten Erfolge zeigte? — Beharrlichkeit wird an das Ziel führen; so dachte Pater Luque und bot nun alles auf, den Statthalter umzustimmen. Es gelang ihm, obwohl Pedrarias gegen Pizarro aufgebracht blieb, was der Letztere dem Almagro zurechnete, um so mehr, als der Statthalter diesen im Commando

mit Pizarro gleichstellte, so also, daß bei der Fortsetzung der Expedition Pizarro nicht mehr einziger Befehlshaber bleiben sollte. Auch stellte Pedrarias, der nicht das Mindeste zur Ausrüstung beigesteuert hatte und noch beisteuerte, die Bedingung, daß ihm tausend Goldpesos ausgesetzt würden, wogegen er auf seinen Antheil an der Beute verzichtete.

Nachdem man sich mit Pedrarias abgefunden hatte, an dessen Stelle übrigens nach noch nicht einem Jahre Pedro de los Rios aus Cordova trat, erneuerten die Verbündeten feierlich ihren Vertrag unter dem 10. März 1526 und bereiteten Alles zu dem neuen Unternehmen vor. Zwei stärkere und größere Fahrzeuge wurden ausgerüstet und es erging ein werbender Aufruf zur Theilnahme an dem großen Werke der Eroberung von Peru. — Er fand nicht den Anklang, den man gehofft hatte und den man wünschte. Es war nicht unbekannt geblieben, daß ein großer Theil der zur ersten Expedition Angeworbenen nicht wieder zurückgekehrt war und daß für Gold und Land, dessen Gewinn in Aussicht stand, viel des Blutes zu opfern sein würde; und als endlich die Befehlshaber einhundert und sechszig Mann musterten, schien diese Zahl in der That zur Eroberung eines Kaiserthums sehr gering. Doch war man besser mit Waffenvorräthen versehen, als das erste Mal.

Jeder Befehlshaber bestieg mit seiner Mannschaft ein Schiff; die Anker wurden gelichtet; eine Menge Volks wünschte den Abfahrenden glücklichen Erfolg und aus Luque's Seele stiegen fromme Gebete für das Gelingen des Unternehmens gen Himmel. Ein erfahrener Steuermann, Bartholomäus Ruiz aus Moguer in Andalusien, lenkte die Fahrt und seinem Rathe gemäß wurde sogleich dem Rio de St. Juan zugesteuert, der glücklich erreicht wurde, und zwar nach wenigen Tagen, da eine bessere Jahreszeit und Wind und Wetter günstig war. Man drang etwas aufwärts im Strome vor, bemächtigte sich einer nicht unbeträchtlichen Menge Goldes und da man in Erfahrung brachte,

daß ein weiter und reicher Landstrich sich nach dem Gebirge hin ausdehne und die Hoffnung auf den Gewinn großer Reichthümer wuchs, so kam man überein, daß Pizarro mit einem Theile der Truppen an dieser Stelle zu weitern Untersuchungen des Landes bleiben, Almagro nach Panama zurückkehren, die Schätze abliefern und um Verstärkungen nachsuchen, Ruiz aber mit dem einen Schiffe die Entdeckungsreise nach Süden fortsetzen solle.

Der Letztere trat furchtlos seinen Weg an, warf zuerst neben der kleinen Insel Gallo, ungefähr unter dem zweiten Grade nördlicher Breite, Anker, verließ aber bald diesen Punct wieder, weil die Indianer sehr feindlich gesinnt waren und er kein unnützes Blutvergießen veranlassen wollte; darauf gelangte er zu der Bay, welche jetzt St. Matthew genannt wird und bemerkte mit Freuden, wie die Cultur des Landes immer mehr Fortschritte zeigte, je südlicher er vordrang, und mit noch größerer Genugthuung sah er, daß die Einwohner sich friedlich benahmen, und ohne Furcht oder feindliche Absichten zu verrathen, auf das Fahrzeug hinblickten, welches langsam an den Ufern auf der spiegelklaren See dahinglitt. Wie staunte er Selbst dagegen, als er plötzlich ein ziemlich großes Fahrzeug nahen sah, das mit einem Breitsegel versehn war! Unmöglich konnten Europäer bis hieher vorgedrungen sein; und wohl wußte er, daß auch die gebildetsten Bewohner des Festlandes, die Mexicaner, mit dem Gebrauche des Segels unbekannt waren. Woher also dieß Schiff unter Segel?

Näher gekommen sah er ein breites Floß, von den Eingeborenen Balsa genannt, aus leichten Holzbohlen fest zusammengefügt, oben mit einer Decke von Binsen versehn; in der Mitte waren zwei starke Stangen befestigt, welche ein breites, viereckiges, baumwollenes Segel hielten; das Ganze ward durch einen Steuerbalken gelenkt; Ruder waren nicht daran zu sehen. Solcher Balsa's bedienen sich die Peruaner noch heutigen Tages, auch auf Strömen; doch findet man auch viele Canoes, welche aus einem langen, schmalen, ausgehöhlten Baumstamme bestehn, an

dessen Seiten zwei Balken von sehr porösem Holze festgenagelt sind. Ein Indianer sitzt vorn, ein zweiter hinten mit einer kurzen hölzernen Schaufel, mit der sie bald rechts, bald links in's Wasser schlagen, um so den Nachen vorwärts zu schieben. Die darin Sitzenden müssen sich in der Mitte niederkauern und dürfen sich nicht bewegen, weil das Boot leicht umschlägt.

Auf dem Flosse befanden sich Indianer beiderlei Geschlechts, von denen Einige reich geschmückt waren; auch sah man goldene und silberne Waaren, welche fein und schön gearbeitet waren und in der Umgegend verkauft wurden; an Meisten fielen dem Ruiz wollene gewebte Gewänder auf, mit Blumen und Vögeln in den lebhaftesten Farben überstickt. Auch Wagschalen zur Abwägung edler Metalle wurden bemerkt; — nicht ohne große Ueberraschung, weil solche Zeugnisse von fortgeschrittener Bildung noch keinem der anwesenden Spanier in der neuen Welt vorgekommen waren. Wollene Stoffe hatte man noch gar nicht auf dem neuen Continent gesehen, sondern nur baumwollene; sollte es Schaafe in diesen Gegenden geben? — Ruiz beschloß, sich genau danach zu erkundigen, und ließ sich in eine Unterhaltung mit ihnen ein, die natürlich meist in der Zeichensprache geführt wurde. Er erfuhr, daß zwei Männer auf der weiter südlich gelegenen Stadt Tumbez kämen; diese berichteten, daß es bei ihnen ganze Heerden von Thieren gebe, welche die Wolle zu ihren Kleidern lieferten, und daß Gold und Silber in Fülle, namentlich in den Palästen ihres Herrschers zu finden sei. Mit welchem Entzücken vernahmen die Spanier die letztere Nachricht! — Ruiz behielt einige Indianer bei sich, damit er und Andere von ihnen ihre Muttersprache, sie aber das Castilianische erlernten; auch sollten sie dem Oberbefehlshaber die gemachten Mittheilungen wiederholen. Schleunigst setzte er dann seine Fahrt fort und erreichte, nachdem er, als der erste Europäer, die Linie passirt hatte, Cap Pasado; hier aber kehrte er um, seinen Oberbefehlshaber Pizarro wieder aufzusuchen.

Dieser war nach der Abfahrt seiner Gefährten in das Innere des Landes abgegangen, um die verheißenen lieblichen Landstriche aufzusuchen. Je mehr er vorwärts drang, desto dichter wurden die Wälder, desto gewaltiger die alten Stämme; dabei erhob sich Hügel über Hügel, immer höher zu den mächtigen, mit Eis bedeckten Anden hinauf. Er befand sich in einer der Oasen, welche an dieser ganzen Küste die Sandflächen unterbrechen, und die sich überall da finden, wo sich ein Fluß nach kurzem Laufe aus den Cordilleren in das Meer ergießt; es sind fächerförmige Erweiterungen der Gebirgsthäler.*) Unendliche Beschwerden hatten die Wanderer zu ertragen. Sümpfe waren zu durchwaten, Dickichte zu durchbrechen, tiefe, feuchte Schluchten zu passiren; hie und da that sich aber auch eine neue, unbeschreiblich reiche und glänzende Blumenwelt vor ihnen auf; Vögel mit dem schimmerndsten Gefieder, belebte, beschwingte Blumen, flatterten im Dickicht, glänzten durch die Baumzweige, summten, gleich Bienen, um die Blüthen; Schaaren von Affen bevölkerten das Dickicht, und zeigten den Dahinziehenden ihre Zähne; doch umzüngelten auch giftige Schlangen ihren Pfad; die gewaltige Boa wand sich um die Stämme und Alligatoren lagen an den Ufern der Ströme, auf ihre Beute lauernd. Das Großartige und zum Theil wahrhaft Schöne einzelner Punkte machte weit weniger Eindruck auf die Spanier, als das tausendfach Hindernde, was sie zu überwinden hatten. Die Mühseligkeiten auf dem Wege waren so groß, daß Mehrere umkamen; dazu wurden alle ihre Bewegungen von den Eingeborenen beobachtet, die einzelne Leute, welche abgeirrt waren, ohne Weiteres umbrachten; auch Mangel an Lebensmitteln trat ein; Früchte und Wurzeln wurden mit Begierde genossen; bedenkt man nun noch die Plage der Mosquito's, so wird man es begreiflich finden, wie sehr sich die unglücklichen Wanderer nach Panama zurücksehnten und selbst Pizarro, der

*) Peru. Reiseskizzen von v. Tschudi. Später werden wir eine genauere Beschreibung des Landes geben.

auch bei dieser Gelegenheit den Muth nicht verlor, hielt die Umkehr für nothwendig. So führte er denn unter großen Beschwerden sein gelichtetes Häuflein bis zu der Stelle am Rio de San Juan zurück, welche er vor ungefähr 6 — 8 Wochen verlassen hatte. — An derselben Stelle langte nach einiger Zeit Ruiz an und bald darauf fand sich auch Almagro ein.

Die Ankunft Beider war ein höchst glückliches Ereigniß. Ruiz kam mit der erfreulichen Kunde seiner wichtigen Entdeckungen und Almagro mit neuem Vorrath und mit Verstärkungen an Mannschaft. Das ermuthigte die Gefährten Pizarro's wieder; alles überstandene Leid war bald vergessen; sie selbst forderten ihre Führer auf, den Weg nach Süden fortzusetzen.

Nicht so günstig war die Fahrt, als die des Ruiz. Die Sturm- und Regen-Zeit war da und man pries sich glücklich, nach mehreren Tagen der Angst und Gefahr die Insel Gallo zu erreichen. Nach einigem Aufenthalte wurden die Anker wieder gelichtet; die Linie wurde passirt und unfern vom Hafen Tacamez traf man auf eine große Stadt, welche über 2000 Häuser zählte, die Straßen bildeten und reich bevölkert waren. „Wir sind in Peru“, riefen die Krieger aus; aber es war Quito, was sie erreicht hatten, das vor Kurzem dem Scepter der Incas unterworfen war. Ein großer Reichthum an Gold und Edelsteinen zeigte sich hier bei mehreren Einwohnern, so daß die Augen der Spanier ganz geblendet wurden. Aber diese Schätze waren nicht so leicht zu erlangen. Boote, mit Bewaffneten bemannt, näherten sich furchtlos dem Schiffe und bald stellte sich ein starker Haufe von Kriegern auf, um Pizarro, der mit einer kleinen Schaar gelandet war, bei welcher sich auch einige Reiter befanden, anzugreifen. Es kam zu einem Gefechte, die Eingeborenen drangen mit großer Kühnheit vor und hätten die Fremden vielleicht überwältigt, wenn nicht ein eigenthümlicher Zwischenfall gekommen wäre. Einer der spanischen Ritter fiel nämlich vom Rosse und das erschreckte die Indianer, die eine solche Theilung des

vor ihnen sich bewegenden Wesens gar nicht für möglich gehalten hatten, so sehr, daß sie sich zur Erde warfen und dem Pizarro eine Gasse öffneten, in welcher er sich mit den Seinigen zurückziehn konnte; er erreichte glücklich das Schiff.

Die Befehlshaber überzeugten sich, daß ihre Zahl viel zu gering sei, um den tapfern, ihnen an Anzahl ungeheuer überlegenen Eingeborenen zu widerstehn, oder wol gar ihr Land in Besitz zu nehmen; sie zogen sich deßhalb, nachdem sie über den zu befolgenden Plan, nicht ohne Zwist, einig geworden waren, auf die Insel Gallo zurück, wo Pizarro mit einem Theile der Truppen bleiben sollte; Almagro aber sollte abermals nach Panama zurückkehren, um Verstärkungen herbeizuführen, mit deren Hülfe sie sich eines Landes bemächtigen konnten, von dessen Macht und Reichthum sie schon deutliche Spuren gesehn hatten.

Das Schiffsvolk war mit dieser Anordnung nicht zufrieden, besonders die, welche auf der Insel zurück bleiben sollten, murrten laut. Da sie sich aber doch endlich fügen mußten, so schrieben Mehrere Briefe voller Klagen und Beschwerden an ihre Freunde, von denen sie Hülfe hofften. Diese Briefe kamen jedoch sämmtlich in die Hände Almagro's, bis auf einen, der in einen Baumwollen-Ballen versteckt wurde und, wie wir bald hören werden, in die Hand des Statthalters gelangte.

Almagro vollendete seine Rückfahrt und ließ sich bei Pedro de los Rios melden, der ihn nichts weniger als freundlich empfing. Er hatte jenen Brief gelesen, den ein Soldat, Namens Sorabia, geschrieben hatte, welcher die ausgestandenen Beschwerden, so wie die jetzigen Entbehrungen mit glühenden Farben schilderte, alle Schuld dem Ehrgeize und der Unmenschlichkeit der Befehlshaber zuschrieb und dringend die Machthaber in Panama bat, sie aus ihrer grenzenlos unglücklichen Lage zu befreien. Der Brief endete mit einem Verse aus einem Liede, das damals wahrscheinlich viel gesungen wurde und der so lautete:

Pues Sen̆or Gobernador,
Mirelo bien por entero
que alla va el recogedor,
y aca queda el carnicero.

Gieb, Gouverneur, gieb jetzt wohl Acht:
Der Treiber hat sich aufgemacht,
Er holt herbei die arme Heerde,
Auf daß sie hier geschlachtet werde.

Almagro wurde also mit einem Treiber des Schlachtviehs und Pizarro mit einem Schlächter verglichen. Der Statthalter erklärte endlich dem Almagro, er habe die Angelegenheit in aller Ruhe in Ueberlegung gezogen und halte für nothwendig, sich dahin auszusprechen, daß ein Zug, der so viele Menschenleben koste, für eine noch schwache und eben erst gegründete Colonie zu gefährlich sei; er müsse jede fernere Anwerbung von Kriegsleuten untersagen und werde das Schiff abfertigen, welches den Pizarro nebst seinen Gefährten von Gallo abholen solle.

Das war ein Donnerschlag für Almagro und Pater Luque; aber sie erholten sich bald von ihrem Schrecken. Sie fanden Mittel, dem Pizarro heimlich von den Gesinnungen des Gouverneurs Nachricht zu ertheilen und baten ihn dringend, eine Unternehmung, von deren glücklichem Erfolge die Wiederherstellung ihrer zerrütteten Vermögensumstände nicht nur, sondern auch ihrer Ehre abhänge, um keinen Preis aufzugeben. — Pizarro war ganz der Mann dazu, einer solchen Bitte ein geneigtes Ohr zu leihen. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, eine Sache aufzugeben, an welche er die letzte Kraft seines Lebens gesetzt hatte.

Ein Ritter aus Cordova, Tafur mit Namen, ward von Pedro de los Rios abgesandt, um auf zwei Schiffen die Krie=

ger von der Insel Gallo abzuholen. Er langte glücklich an seinem Ziele an und traf die Spanier erschöpft von Hunger, den sie in einem höheren Grade, als bisher, ertragen hatten, dazu nur sehr nothdürftig bekleidet und siech durch die Nässe, die sie auf der kleinen, mehrere Male fast ganz überschwemmten Insel, hatten aushalten müssen. Sie begrüßten Tafur als ihren Erretter und fielen mit Begierde über die Speisen her, welche die Schiffe mitgebracht hatten.

Tafur kündigte dem Pizarro die Befehle des Statthalters an; dieser trat vor seine kleine Schaar, zog sein Schwert und zeichnete mit demselben eine Linie von Osten nach Westen in den Sand. Dann sprach er, sich nach Süden wendend: Freunde und Kameraden! auf dieser Seite ist Mühseligkeit, Hunger, Nacktheit, durchnässendes Ungewitter, Verlassenheit, Tod; auf jener Wohlleben und Vergnügen. Dort liegt Peru mit seinen Reichthümern, hier Panama mit seiner Armuth. Wähle ein Jeglicher, was einem braven Castilianer am meisten ziemt; Ich gehe nach Süden! —

Nach diesen kräftigen Worten traten zu ihm: Bartholomäus Ruiz, der wackere Steuermann, Christoval de Peralte, Pedro de Candia, Domingo de Soria Luce, Nicolas de Ribera, Francisco de Cuellar, Alonso de Molina, Pedro Alcoa, Gardia de Jerez, Anton de Carrion, Alonso Briceño, Martin de Paz, Joan de la Torre; dreizehn unverzagte, muthige Herzen, die nicht bebten vor dem, was ihnen bevorstand und treu für ihren Anführer schlugen. Allen übrigen schwebte die unglaubliche Noth, welche sie erduldet hatten, noch so lebendig vor, daß sie nichts anders wünschten, als die Befriedigung ihrer Sehnsucht nach ihren Familien und ihren Freunden in Panama.

Tafur sah die Handlungsweise Pizarro's als eine offene Widersetzlichkeit gegen den Statthalter an und konnte nur mit Mühe dazu bewogen werden, ihm und seinen Getreuen einen Theil der mitgebrachten Vorräthe auszuliefern. Er fuhr ab und nahm Ruiz mit sich, welcher Pizarro's ganzes Vertrauen besaß und mit Almagro und Luque unterhandeln sollte.

---

# Dritter Abschnitt.

## Pizarro auf Gorgona. Entdeckung von Peru. Pizarro in Spanien. Rüstung. Abfahrt nach Peru.

Pizarro sah ein, daß ein fernerer Aufenthalt auf der Insel Gallo der kleinen Schaar seiner Getreuen nur nachtheilig sein könne; er ließ also ein rohes Boot bauen und begab sich mit ihnen auf die, nördlich gelegene, unbewohnte kleine Insel Gorgona, welche waldig und nicht arm an Kaninchen und einer Art von Fasanen war; auch lag sie höher als Gallo und war also den Ueberschwemmungen nicht so ausgesetzt, als diese; an frischem Wasser war kein Mangel. Viel aber hatte die Mannschaft von giftigen Insecten zu leiden, die es in Unzahl gab und die wahre Blutsauger waren. Pizarro führte hier zuerst regelmäßige Gebetstunden ein; heilige Gesänge drangen aufwärts und der Glaube verfehlte seine kräftigende und erhebende Wirkung auf die Seelen nicht. Dennoch blickten die Verlassenen, eben so oft mindestens, als zum Himmel empor, hin nach Norden, von wo sie Verstärkungen und Hülfe erwarteten.

Endlich kam das Schiff an. Es waren große Schwierigkeiten zu überwinden gewesen, bevor es ausgerüstet wurde; denn Rios hatte sich geradezu geweigert, etwas für Pizarro zu thun, obwohl man nur die Erlaubniß zur Ausrüstung eines Fahrzeugs von ihm verlangt hatte; er war auf Pizarro sehr böse und betrachtete ihn als einen Widerspenstigen. Aber es gelang den

Verbündeten, seinen Groll zu mäßigen; er gestattete nach langem Widerstreben, daß ein Schiff nothdürftig bemannt würde und ließ Pizarro den Befehl zukommen, sich unfehlbar nach Verlauf von sechs Monaten in Panama zu stellen. Mit Jubel ward das Fahrzeug von den wackern Männern empfangen, die gegen dreißig Wochen in ihrer Waldeinsamkeit zugebracht hatten; Pizarro freilich konnte sehr bittere Gefühle nicht unterdrücken, als er die kärgliche Ausrüstung der erbärmlichen Caravele sah, welche ihn über das Meer an die Thore des mächtigen Reiches tragen sollte; aber er unterdrückte sie und muthig ließ er die Anker lichten, um unter Ruiz, des braven Steuermanns, Leitung nach Süden zu schiffen, dem ersehnten Eldorado zu.

Die Fahrt ging erwünscht; jeder Einzelne der kleinen Mannschaft that seine Schuldigkeit mit frohem Muthe; neben der Insel Gallo, neben San Matthew, neben Tacumez ward vorübergeschifft, die Linie wurde passirt, ohne daß man gelandet hätte; je weiter man vorwärts kam, um so lieblicher, reicher, bebauter wurde die Küste; nach zwanzig Tagen glitt das Schiff in die ruhigen, klaren Gewässer des schönen Golfs von Guayaquil, zwischen Punta de St. Helena und Cabo Blanco, welcher mehrere schiffbare Flüsse aufnimmt und das sechs Meilen lange Eiland Puna enthält. Obwohl das gewaltige Gebirge der Cordilleren*) an dieser Stelle hie und da seine äußersten Felsmassen

*) Es ist zwischen den Cordilleren und den Anden ein Unterschied zu machen, obwohl derselbe, selbst in guten geographischen Handbüchern, nicht festgehalten wird. Zwei ungeheure Gebirgsketten durchschneiden Peru von Süd-Süd-Westen nach Nord-Nord-Osten; die eine, mehr westliche, zieht sich am Ufer des stillen Oceans, näher oder entfernter, bis zu einer Entfernung von 12 — 15 Meilen hinauf; dieß ist die der Cordilleren; die zweite, östlich davon, folgt mit geringen Abweichungen, nach Osten ausbiegend, der ersteren; sie bildet die Anden, (von Antasayu d. i. Metalland, oder von einem Stamme, der den Namen Antis führte.) Zur Zeit der Incas hießen beide Ketten Ritisuyu d. h. Schneedistrikte. Cordillera heißt im Spanischen Gebirge. (S. unten.)

selbst bis zur Küste hinstreckt, so finden sich doch in der Nähe der Waldbäche grüne Ebenen, auf denen das Auge mit Entzücken verweilt; mit Bewunderung fliegt es dann über die niedrigeren Berge zu den Riesen empor, deren Häupter mit ewigem Schnee bedeckt sind und sich in den Wolken verlieren. Die ebeneren Theile am Golf waren mit Dörfern und Flecken wie besäet und so sahn es die Spanier weiter an der Küste hinab, als sie sich der, am Eingange der Bay von Tumbez liegenden, Insel Santa Clara näherten, an deren Ufer die Anker ausgeworfen wurden. Das Eiland war unbewohnt; die an Bord befindlichen Indianer berichteten aber, daß es von Zeit zu Zeit von den kriegerischen Bewohnern der in der Nähe liegenden Insel Puna besucht würde, welche hier ihre Opfer brächten. Es wurden auch einige roh bearbeitete Goldstücke gefunden; die Indianer versicherten, dergleichen wären in ihrer Stadt Tumbez in Menge zu erlangen. — Die Landung war Abends geschehn; am Morgen erblickten die Spanier eine große, prächtige Stadt; vom Ufer her bewegten sich viele Balsas, welche mit Kriegern bemannt waren, die einen Zug gegen die Insel Puna unternehmen wollten. Auf die Einladung Pizarro's kamen Einige an Bord und staunten Alles an, was sie im Schiffe sahen; sie wandten sich an ihre Landsleute und hörten von ihnen, daß die weißen Männer wunderbare Wesen seien, welche nicht in feindlicher Absicht gekommen seien, sondern nur eine Entdeckungsreise in diese Gegenden unternommen hätten, — was auch Pizarro bestätigte, der die Eingeborenen bat, den Ihrigen in der Stadt diese Nachrichten mitzutheilen und sie zu bitten, „die weißen Männer“ mit Mundvorrath zu versehen. Dieß geschah und unter dem Zulaufe des Volkes, das sich am Ufer drängte, stießen auf Befehl des Curaca, (des Stadt-Oberhaupts,) bald mehrere Balsas ab, welche Bananen, Thuca's, Mais, (das Brod der Peruaner,) Camotes, (süße Kartoffeln,) Aracacha's (dem Sellerie ähnliche Knollengewächse,) Tomates, (Liebes-

äpfel,) Cocosnüsse, Kürbisse und andere Früchte in großer Fülle brachten; auch Wildpret und Fische, sowie einige Lama's wurden gebracht, die ersten Lama's, welche Pizarro sah und welche er mit großem Interesse betrachtete. (S. unten.) Die Spanier nannten dieß nützliche Thiere „das kleine Kameel." Auf einem der Flösse befand sich ein vornehmer Inca, den Pizarro wohl aufnahm und dem er alle einzelnen Theile des Schiffs, so wie den Gebrauch und Nutzen aller der Gegenstände zeigte, welche in hohem Grade die Aufmerksamkeit des Inca fesselten. Auch beantwortete Pizarro seine Fragen über Herkunft und Absicht der Spanier, erzählte ihm von seinem Könige und seinem Vaterlande mit großen Uebertreibungen, und erklärte ihm, er sei gekommen, um seines Herrn gesetzliche Oberherrschaft über diese Länder zu begründen und die Bewohner desselben zu dem einzig wahren Gott und seinen eingeborenen Sohn Jesus Christus, dem Weltheilande, zu führen, damit sie von ihrem falschen Gottesdienste befreit und selig würden.

Gerade so war Cortez in Mexico zu Werke gegangen; ihm begegnete gleich Anfangs Widerspruch; der vornehme Inca erwiederte nichts und hörte nur mit tiefer Ehrerbietung zu. Er speiste mit Pizarro und fand besonderes Wohlgefallen an dem süßen, spanischen Wein, welcher ihm vorgesetzt wurde. Als er das Schiff verließ, lud er die Spanier zu einem Besuche in Tumbez ein und ging reich beschenkt von dannen. Die meiste Freude machten ihm Werkzeuge aus Eisen, welches, wie den Mexicanern, so auch den Peruanern unbekannt war. — Anderen Tages schickte Pizarro den Alonso de Molina mit einigen Leuten, unter denen auch ein Neger war, in die Städt, um dem Curaca seine Ehrerbietung zu bezeigen und demselben ein Geschenk, das aus einigen Schweinen und Hühnern bestand, die in der neuen Welt unbekannt waren, zu überbringen. Abends kehrte Molina zurück und brachte ein Gegengeschenk von Landes-Erzeugnissen. Er konnte nicht genug von dem Erstaunen erzählen,

mit welchem die Eingeborenen, namentlich die Frauen, ihn und seine Gefährten betrachtet hatten, auch der Neger war ein Gegenstand der Bewunderung gewesen; besonderes Aufsehn hatte ein mitgenommener Hahn erregt; als derselbe krähte, fragten Einige: was spricht er? — der Curaca hatte Molina sehr gut aufgenommen, hatte ihn in der Stadt umhergeführt, ihm ein befestigtes Bollwerk, einen mit Gold und Silber prächtig ausgeschmückten Tempel und manches Andere gezeigt, was einen großen Reichthum an edeln Metallen ankündigte. Am folgenden Tage sandte Pizarro den Ritter Pedro de Candia ab, um genauere Untersuchungen anzustellen; dieser war in voller Rüstung, trug sein Schwert und überdieß ein Feuergewehr, (dem wir bei den Unternehmungen auf Peru hier zum ersten Male begegnen,) eine Hakenbüchse. Seine glänzende Bewaffnung machte einen großen Eindruck auf die Indianer, einen noch gewaltigeren aber das Losschießen seiner Büchse, um das sie ihn gebeten hatten, da ein Gerücht von der Wirkung dieser Waffen schon bis zu ihnen gedrungen war. Bei dem Knall fielen Mehrere zu Boden; Andere näherten sich dem Ritter mit Zeichen der Ehrfurcht; Alle betrachteten staunend die Wirkung der Kugel, die ein Brett zerschmettert hatte. Man führte ihn dann, wie den Molina, in der Stadt umher und auch er fand namentlich die Ausstattung und den Reichthum des Tempels bewunderungswürdig, wovon er mit Begeisterung erzählte. Natürlich verursachten diese Berichte den Spaniern die größeste Freude und Keiner beklagte es, allen Beschwerden Trotz geboten und den kühnen Führer begleitet zu haben. Pizarro theilte diese Freude, konnte aber ein peinliches und bitteres Gefühl darüber nicht unterdrücken, daß es ihm jetzt ganz unmöglich war, irgend etwas zur Besitznahme dieser reichen Stadt zu unternehmen. Er verabschiedete sich von den Eingeborenen, ließ die Anker lichten, fuhr nach Süden, umschiffte Cap Blanco, hielt sich einige Zeit in der Nähe von Payta auf, dessen Bewohner ihn ebenso freundlich behandelten, wie die von Tumbez

und setzte dann die Reise an der Küste fort. Die Pracht der Gebirge, die Cultur des Bodens, — wo nicht Sandboden war, — die Menge von Weilern, Dörfern und Städten entzückte die Seefahrer ebenso, wie die Pracht der Pflanzenwelt, die sich vor ihren Augen entfaltete. Pizarro wunderte sich vorzüglich über den hohen Grad der Bildung, den er überall bei den Eingebornen fand, die stets gastfrei, freundlich und zuvorkommend sich benahmen.

Nachdem er das Land so weit erforscht hatte, als es zur Beurtheilung des Werthes seiner Entdeckung nothwendig war, nachdem gar kein Zweifel mehr darüber statt finden konnte, daß **ein großes, mächtiges und reiches Peruanisches Reich aufgefunden war**, beschloß er umzukehren, in welchem Vorsatze er durch die einbrechende stürmische Jahreszeit bestärkt wurde; er ließ den Lauf des Schiffes nach Norden richten, nahm einige Lama's, mehrere goldene und silberne Gefäße, Kleidungsstücke, und auch zwei junge Peruaner mit sich, welche das Spanische erlernen sollten, um als Dolmetscher zu dienen und landete ohne bedeutendere Ereignisse (1527) in dem Hafen zu Panama.

Von Vielen waren die kühnen Seefahrer aufgegeben; Viele hatten die Hoffnungen, ein großes Indianer-Reich im Süden zu finden, verspottet; Jene begrüßten die Ankömmlinge mit Freuden, diese mit Beschämung; alle gestanden zu, daß kein kühner Entdecker der damaligen Zeit so große Beschwerden und Gefahren mit so vieler Geduld und Standhaftigkeit ertragen habe, als Pizarro und seine geringe Zahl von Begleitern.

Der Statthalter Pedro de los Rios war unter den Wenigen, die, solchen Entdeckungen gegenüber, eine gewisse Kälte heuchelten, und weder die glänzenden Berichte Pizarro's von dem großen Reichthume des von ihm aufgefundenen Landes, noch seine bittern und gerechten Klagen über die Zurückberufung seiner Mannschaft, durch welche die Anlegung von Niederlassungen unmöglich gemacht war, schienen einen tieferen Eindruck auf das

Gemüth dieses Mannes hervorzubringen. Und nicht das allein. Bei mehrfachen Anträgen, welche Pizarro an ihn gelangen ließ, blieb er seinen beschränkten Ansichten so sehr getreu, daß er wiederholt die Erklärung abgab, die Colonie sei nicht im Stande, ein so mächtiges Reich, wie das Peruanische anzugreifen, und es sei vorauszusehn, wenn er wirklich die Erlaubniß zu dem Unternehmen ertheile, daß so Viele zu einem so anlockenden Zuge sich melden würden, daß die, seiner eigenen Verwaltung anvertraute Provinz ihrer edelsten Kräfte und stärksten Stützen verlustig gehn werde. — Es läßt sich nicht mit Gewißheit sagen, ob der Statthalter wirklich das Letztere glaubte; vielleicht ward seine Weigerung mit durch diese Befürchtungen bestimmt, vielleicht war er so ehrgeizig, daß er keinem Andern den Ruhm der Eroberung Peru's gönnte und, da er die Entdeckung des Landes dem Pizarro nicht mehr streitig machen konnte, späterhin selbst nach der Ehre der Besitznahme desselben zu trachten, entschlossen war.

Wie dem auch sei, weder Pizarro, noch Pater Luque, noch Almagro ließen sich durch solche Hindernisse abschrecken. Sie faßten den Entschluß, da in der Colonie nichts zu erreichen war, sich an das Mutterland und seinen Beherrscher zu wenden und kamen überein, daß Pizarro selbst sich nach Spanien begeben und bei der Krone ihre Sache vertreten solle. Allerdings war dieser sowohl seiner Klugheit und seinen Lebenserfahrungen, als seiner Befähigung nach, die treusten Berichte über die von ihm selbst geleiteten Unternehmungen abzustatten, am Besten zu dieser Sendung geeignet. Und wirklich, nachdem mit Mühe die zur Reise erforderlichen Geldmittel herbeigeschafft waren, verließ er im Frühlinge des Jahres 1528 Panama, von Pedro de Candia begleitet und trat die Seefahrt nach Spanien an. Er hatte, um seinen Erzählungen den Stempel der Glaubwürdigkeit aufdrücken zu können, einige peruanische Eingeborene, mehrere Lama's, verschiedene Gewänder, Gefäße und Schmucksachen von

Gold und Silber, und einzelnes Andere einschiffen lassen, was am Hofe die Aufmerksamkeit auf sich ziehn konnte.

Er erreichte glücklich im Sommer Sevilla und, nachdem er durch den Hof, der Nachricht von seiner Ankunft empfangen hatte, aus einer großen Verlegenheit befreit worden war, (man hatte ihn nämlich früherer Schulden halber in Haft gebracht,) auch Toledo, wo der Kaiser Karl sich aufhielt. Dieser bewilligte ihm sogleich eine Audienz und hörte mit großer Aufmerksamkeit der zwar einfachen, aber durch die Thatsachen so wichtigen, Erzählung Pizarro's zu; ja, als der Erzähler die Leiden berichtete, welche er mit wenigen Getreuen auf der einsamen Insel ausgestanden hatte, ward der Kaiser bis zu Thränen gerührt. Mit großem Interesse wurden die Lama's, die wollenen Gewänder und alle mitgebrachten Gegenstände wiederholt beschaut. Karl überzeugte sich mit seinen Räthen, daß hier keine Träumereien, sondern zu schönen Hoffnungen berechtigende Thatsachen mitgetheilt wurden und versicherte den Pizarro nicht nur seiner Gnade, sondern er ertheilte ihm auch das Versprechen, daß etwas Wesentliches zur Erfüllung seiner Bitten geschehn solle. Als der Kaiser, welcher sich eben zu einem Zuge nach Italien vorbereitete, wo er aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone empfangen sollte, Toledo verließ, gebot er dem Rath von Indien, den Angelegenheiten Pizarro's demnächst seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen und ertheilte noch besondere, auf dieselben bezügliche Befehle.

Am 26. Julius 1529, also ein Jahr nach Pizarro's Ankunft in Spanien, kam endlich, nachdem tausend Schwierigkeiten beseitigt waren, eine sogenannte Capitulation zu Stande, welche die Vorrechte und Würden Pizarro's festsetzte. Es geht aus derselben hervor, daß Pizarro vorzugsweise für sich, am wenigsten für seinen Bundesgenossen Almagro gesorgt hatte, welcher Unterstatthalter zu werden wünschte und diesen Posten auch wohl verdient hatte. Des Paters Luque hatte er sich mehr ange-

nommen, weil dieser ihm nicht im Wege stand. Ihm, dem Pizarro, ward durch die kaiserliche Verordnung das Recht zuerkannt, die Provinz Peru oder Neu-Castilien, (Mexico war Neu-Spanien genannt,) weiter zu durchforschen, also seine Entdeckungen fortzusetzen, und bis zu einer Entfernung von zweihundert Meilen südlich von Santjago sich des Landes durch Eroberung zu bemächtigen.

Er wurde ferner zum Statthalter und General-Capitain der Provinz, so wie zum Adelantado und Oberrichter des Landes, das er erobern würde, ernannt, so daß ihm die höchste bürgerliche und militairische Gewalt anvertraut wurde, so wie jedes Vorrecht und jeder Vortheil bewilligt, welchen man den Entdeckern und Eroberern der neuen Welt zu ertheilen pflegte; mit dem Statthalter von Panama hatte er gar nichts zu thun. Als kaiserlicher Gehalt wurden ihm 725,000 Maravedi's ausgesetzt; er bekam Vollmacht, alle Officiere, welche unter ihm dienen sollten, zu ernennen, hatte aber auch Einige zu besolden. Noch wurde ihm bewilligt, feste Plätze anlegen zu dürfen, wo er es für nothwendig erachte, überhaupt sollte er alle Rechte eines Vicekönigs ausüben.

Almagro wurde mit einem jährlichen Gehalte von 300,000 Maravedi's und mit Adelsrang zum Festungskommandanten von Tumbez erhoben; Pater Luque zum Bischof von Tumbez und zum Protector aller Indianer in Peru mit einem Gehalte von tausend Dukaten. Der wackere Steuermann Ruiz wurde Obersteuermann im südlichen Weltmeere, Candia Befehlshaber der Artillerie; die auf der Insel ausgeharrt hatten, wurden zu Rittern erhoben und für wichtige Verwaltungsstellen in dem zu erobernden Lande bestimmt. — Dafür versprach Pizarro, die Indianer wohl zu regieren, Geistliche mitzunehmen, welche dieselben im Christenthum unterrichten sollten, vor Allem aber, binnen sechs Monaten eine Schaar von 250 wohlbewaffneten Kriegern aufzustellen, von denen Einhundert in der Co-

lonie angeworben werden durften; auch verpflichtete er sich, für Schiffe, Waffen und Kriegsvorräthe zu sorgen, doch empfing die Regierung den Befehl, ihm die nöthigen Geschütze zu liefern. Sechs Monate nach seiner Ankunft in Panama sollte Pizarro die Expedition nach Peru beginnen.

Von Toledo begab sich Pizarro, der zugleich Ritter des St. Jago=Ordens geworden war und in sein Wappen königliche Zeichen aufnehmen durfte, zunächst in seine Geburtsstadt Truxillo in Estremadura; da erschien der vormalige arme Ausgestoßene in der Herrlichkeit seiner neuen Würde und im Glanze eines wohlerworbenen Ruhmes. Er fand vier Brüder in Truxillo, den Francisco Martin de Alcantera, (von mütterlicher Seite sein Bruder,) einen zweiten, Hernando, der vom Vater für rechtmäßig erklärt war, so wie Gonzalo und Juan Pizarro, (von väterlicher Seite seine Brüder.) Diese, unter denen Hernando durch gute, mehr noch schlechte Eigenschaften am Meisten hervorragte, so wie mehrere andere frühere Bekannte, schlossen sich an Franz Pizarro an; allmählig sammelte sich die Schaar, obwohl sie nicht die vorgeschriebene Höhe erreichte, *) und im Januar 1530 verließ der Statthalter und General=Capitain mit drei Schiffen Spanien, in Eile und klüglich den Beamten ausweichend, denen es befohlen war, genau nachzusehn, ob er die Bedingungen des Vertrags im ganzen Umfange erfüllt habe. Glücklich landete er in Nombre de Dios, und zog quer über die Landenge nach Panama, nachdem er schon in Nombre de Dios seine beiden Verbündeten gesprochen hatte, die ihm entgegengekommen waren, um, für sie so wichtige, authentische Nachrichten über die Erfolge seiner Sendung zu erhalten. Pater Luque hatte sich mit dem zufrieden bezeigt, was für ihn ausgemacht

*) Es wird erzählt, daß Pizarro bedeutende Geldmittel zur Ausrüstung seiner Expedition von Cortez empfangen habe, welcher um diese Zeit nach Spanien gekommen und allerdings im Stande war, einem alten Gefährten zu helfen.

war; Almagro dagegen war in äußersten Zorn gerathen. Ist das die Bemühung eines Freundes, mit welchem ich Mühseligkeiten, Hunger und Kummer ertragen habe, für den Freund? rief er aus; ist das ein unserer würdiges Ergebniß Eurer Versprechungen, mit denen auf den Lippen Ihr Panama verließet und nach Spanien ginget? Man sieht, daß Euer Herz nichts davon wußte! Wie kann ich eine so erbärmliche Stellung annehmen und was wird die Welt von Euch und mir denken? — So und ähnlich sprach sich Almagro aus und gab seinen Entschluß zu erkennen, aus dem Bunde zu treten; er wolle nicht länger mit einem Manne etwas zu schaffen haben, dessen Treulosigkeit und Selbstsucht ihm verdiente Ehrenstellen geraubt habe; er werde selbst Gründer einer neuen Gesellschaft werden, um mit ihr zu handeln und man könne sich darauf verlassen, daß er dem Pizarro Abbruch genug thun und sein Unternehmen vereiteln werde. —

Nach einiger Zeit bemühte sich Luque, den Zürnenden zu beschwichtigen; es gelang ihm und als Pizarro erklärte, er wolle den Adelantado=Posten an Almagro abtreten und den Kaiser um Bestätigung dieser Entsagung zu Gunsten seines Freundes, so wie um eine besondere Statthalterschaft für denselben bitten, so ward der edle Almagro beruhigt und versöhnte sich mit Pizarro. Freilich blieb eine wunde Stelle in seinem Herzen. Von Neuem wurde nun das Bündniß bestätigt und wiederholt festgesetzt, daß die Expedition auf gemeinsame Kosten ausgerüstet und der zu erwartende Gewinn zu gleichen Theilen vertheilt werden solle.

Mit allem Ernste, denn es war, dem Vertrage gemäß, keine Zeit zu verlieren, ging man darauf an die Werbung der noch nothwendigen Truppen und an die Ausrüstung der Fahrzeuge. Trotz aller Bemühungen, trotz der anlockendsten Versprechungen brachte man nicht mehr, als 180 Soldaten zusammen, unter denen 27, nach Andern 36 Reiter waren. Mit dieser kleinen Schaar wollte Pizarro in ein mächtiges Reich eindringen.

Giebt man auch die, der indianischen weit überlegene Bewaffnung und Kriegskunst der Spanier, so wie die Ehrfurcht zu, die ihre Erscheinung unter den Eingeborenen zu wecken pflegte, so muß man doch einen Muth bewundern, der vor unsäglichen Schwierigkeiten und Gefahren nicht zurückbebte.

Am Tage St. Johannes, des Evangelisten, wurden die königliche Standarte und die Banner der Verbündeten in der Kathedrale zu Panama eingesegnet; Pater Juan de Vargas hielt eine begeisternde Rede an die kleine Schaar, die er, ein Dominikaner, selbst zu begleiten auserwählt war; jeder Krieger empfing das h. Abendmahl und der Segen Gottes wurde auf das Unternehmen herabgefleht. Dann bestieg Pizarro sein Schiff, die Soldaten folgten und Ende Januar 1531 wurden die Anker gelichtet. Zum dritten und letzten Male verließ Pizarro, — Almagro blieb zurück, um Verstärkungen zu sammeln und nachzuführen, — die Bay von Panama, um Peru zu erobern. Bevor wir ihn jedoch auf seiner Fahrt begleiten, wollen wir einen Blick auf den Zustand werfen, in welchem sich gerade zu der Zeit das Peruanische Reich befand.

---

## Vierter Abschnitt.

### Peru zur Zeit des Pizarro und vor der Eroberung.

Als die Spanier Peru entdeckten, hatte das peruanische Reich folgende Ausdehnung: vom zweiten Grade nördlicher Breite erstreckte es sich bis zum 37. Grade südlicher Breite, und vom 82. bis (in der äußersten Ausdehnung) zum 72. Grade der Länge; vom Meere bis zu den Cordilleren war und ist die Entfernung nicht gleich, sie beträgt bis zwanzig Meilen; der Anblick des Landes hat sich nur in sofern geändert, als an der Küste zur Zeit der Eroberung mehr Cultur, reichere Bevölkerung, eine größere Menge von Ortschaften stattfand, als jetzt. (S. später unten.)

Den Namen Peru gaben die Spanier; es kam nämlich 1518 ein Eingeborener an Bord des entdeckenden Schiffes und als man ihn um den Namen des Landes fragte, antwortete er Peru, was aber sein eigener Namen war, den die Spanier nun fälschlich dem Lande beilegten. Die älteste Geschichte des Landes ist in Sagen gehüllt; wenn behauptet wird, daß sich das peruanische Reich seinem Ursprunge nach in ein höheres Alterthum hinaufführen lasse, als das mexikanische, so ist dieß nicht zu beweisen. Ursprünglich bewohnten kleine unabhängige Stämme das Land, die zu den rohesten Wilden zu zählen waren, da sie weder vom Feldbau, noch von festen Wohnsitzen etwas wußten; sie sollen ohne Bekleidung, mehr Thieren, als Menschen ähn=

lich, in den Wäldern und an den Ufern der Ströme umhergeirrt sein. Dieser Zustand soll Jahrhunderte lang gedauert haben; da erschien, berichtet die Sage, an den Ufern des Sees Titicaca ein Mann mit einer Frau, Beide bekleidet und von hoher, Ehrfurcht gebietender Gestalt; der Mann hieß Manko Kapak und die Frau Mama Oello Huaco; sie sagten, sie seien Kinder der Sonne; die Sonne sende sie aus Mitleid zu den armen rohen Eingeborenen, um sie zu belehren und zu bilden. Eine Schaar der zerstreuten Wilden sammelte sich um sie her, verehrte sie als himmlische Wesen und baute nach ihrem Befehle die Stadt Cuzco. Der Mann unterwies die Indianer in der Kunst, das Land zu bebauen, Bäume zu pflanzen u. s. w.; die Frau belehrte die Indianerinnen in der Kunst des Spinnens und Webens; sie wurde Mama, Mutter des Volkes, und Kapak, (der Große, Mächtige) war König, Herr, (Inca). Seine Nachkommen hießen Inca's. Sie führten an der Stelle des ausgerotteten groben Bilderdienstes die Verehrung der Sonne, einen Sonnendienst ein; das Land ward unter ihrer friedlichen Herrschaft fleißig bebaut; ihre Herrschaft vergrößerte sich unter weisen Gesetzen und vortrefflichen Einrichtungen und es bildete sich ein regelmäßiger und wohl regierter Staat.

Andern Nachrichten zufolge kam nach der großen Fluth ein Mann in die südlich von Cuzco gelegene Landschaft, theilte die Welt in vier Theile, und übergab sie vier Männern zur Beherrschung; der Vornehmste unter ihnen war Manko Kapak. Wieder Andere erzählen, es seien in einem Felsen bei Paukartampu drei Höhlen gewesen; aus der mittelsten seien vier Männer und vier Frauen herausgekommen, zuerst Manko Kapak und sein Weib; beide hätten allmählig 100 Ortschaften bauen lassen und den Sonnendienst eingeführt. Man sieht, daß in allen Sagen der Name Manko Kapak's erscheint. Auf die vier Männer bezieht sich der Name, welchen die Peruaner ihrem Reiche

gaben; sie nannten es Tavantiosuyu, oder vier Theile der Welt; das Reich war nämlich in vier Theile getheilt, so wie auch Cuzco aus vier Stadttheilen bestand.

Dem Manko folgte sein Sohn Sinchi Roka in der Regierung, welcher Ackerbau und Sonnendienst bei benachbarten Völkerschaften einführte; man verehrte ihn göttlich, wie auch seinen Sohn und Nachfolger Lloque Jupanqui. Mayte Kapak erweiterte das Reich noch mehr und errichtete aus einem Flechtwerk von Weiden die erste Brücke über den Apurimak, welche als ein Wunderwerk angestaunt wurde. Seine Nachfolger gründeten Schulen, bauten Straßen, Städte, Wasserleitungen, und erweiterten durch Eroberungen das Reich. Jupanqui unterwarf sich Chili, Huäyna Kapak machte sich zum Herrn von Quito. Als die Spanier 1526 die peruanische Küste zum ersten Male besuchten, war dieser, der zwölfte Monarch seit der Gründung des Staates, auf dem Throne.

Die Königswürde erbte, wie wir gesehn haben, vom Vater auf den Sohn fort; der Kronprinz wurde sehr sorgfältig erzogen; er ward von den sogenannten „weisen Männern" unterrichtet, welche ihm die Kenntnisse mittheilten, die sie selbst besaßen; vor Allem ward er höchst sorgfältig in den Gebräuchen des Sonnendienstes unterwiesen, weil er später dabei thätig sein mußte; Knaben aus seinem Hause, — welche sämmtlich den Namen Inca führten, der allen Denen gegeben wurde, die in männlicher Linie von Manko Kapak abstammten, — bildeten seine Gespielen und wurden mit ihm in Waffen geübt, wie sie auch zu vielen andern Uebungen angehalten wurden, welche dem Körper Geschicklichkeit und Gewandtheit geben können. Im sechszehnten Jahre mußten die jungen Inca's eine öffentliche Prüfung aushalten, nach welcher sie zu Rittern gemacht wurden; der Thronfolger wurde dann zum Kronprinzen erklärt. In seinem fünfundzwanzigsten Jahre vermählte er sich mit seiner er-

sten Gemahlin, welche nach dem Absterben des Vaters rechtmäßige Königin wurde.

Der König genoß sehr großer Auszeichnungen und Vorrechte; auch die vornehmsten Incas durften nur mit den Zeichen der tiefsten Unterwürfigkeit sich ihm nähern. Er stand an der Spitze der Priesterschaft und führte bei allen großen religiösen Festen den Vorsitz; Alles hing von ihm ab, Alles ging von ihm aus, Alles gehorchte seinem Winke; seine Herrschaft war völlig unumschränkt. Er ward als ein Abgesandter des Himmels betrachtet; um sein Geschlecht rein zu erhalten, durften sich die Söhne Manko Kapak's nur mit ihren eigenen Schwestern vermählen. Die Kleidung des Inka bestand aus einer Art Tunica, aus der feinsten Vicuña-Wolle, reich gestickt und mit Gold und Edelsteinen geschmückt; sie hieß Unku und reichte bis an das Knie; darüber wurde die Yakolla, ein weites Obergewand, getragen, welches vermittelst einer schön gearbeiteten Schnur um den Leib gegürtet wurde; an der Schnur hing ein viereckiger, reichgestickter Beutel, der ein Kraut enthielt, welches der Inka zu kauen pflegte und das Kuka hieß. Das Haar trug der Inka kurz verschnitten, um den Kopf trug er den Llautu, eine Art geflochtenen Turbans aus bunten Schnüren, an denen Scharlach vorherrschte, darauf zwei Federn eines sehr seltenen Vogels, der Coraquenque hieß, und nur in einer einsamen Gebirgsgegend gefunden wurde. Niemand durfte ihn fangen oder tödten. Starb der König, so empfing der Nachfolger zwei neue Federn. — Es war ein Gebrauch, der wohl Nachahmung verdient, daß der König von Zeit zu Zeit Rundreisen durch sein Reich machte, während derer er sich vom Zustand deselben überzeugte, Beschwerden und Klagen anhörte, und nach Umständen sogleich Recht sprach. Mit Entzücken ward er überall empfangen und die Stellen, wo er verweilt hatte, wurden heilig geachtet. Uebrigens waren an vielen Orten Paläste erbaut, die inwendig auf das Prachtvollste eingerichtet waren.

Goldene und silberne Figuren, Geräthe, Sessel, die kostbarsten Stoffe aus der feinsten Wolle waren in allen Zimmern zu finden. Der Lieblingspalast der Könige war der zu Yukay, ungefähr vier Stunden von Cuzco gelegen, in einem paradiesischen Thale; dahin zogen sie sich aus dem Getümmel der Stadt häufig zurück, badeten in dem klaren Quellwasser, das frisch in goldene Wannen geleitet wurde; ergingen sich in den Gärten, welche den Palast umgaben und mit den seltensten Blumen bepflanzt waren und genossen das Entzückende der erfrischenden Luft in diesem geschützten Thale. — Wenn der König heimging in die Wohnungen des Sonnengottes, seines Vaters, so wurde der Leichnam einbalsamirt und unter großem Gepränge, unter vielen Opfern in die Königs-Grabhalle des großen Sonnentempels zu Cuzco beigesetzt; ein Jahr hindurch währten Trauer und feierliche Aufzüge.

Das Reich war, wie schon erwähnt ist, in vier große Theile getheilt, jeder Theil war von einem Vicekönige aus königlichem Geblüt beherrscht, welcher drei Gerichte unter sich hatte, von denen das eine die Angelegenheiten des Krieges, das andere die der Rechtspflege und das dritte die der Grenzbewachung besorgte. Alle Gesetze wurden im Namen der Gottheit gegeben. Das ganze Volk war in Familien, Chunkas, jede von 10 Personen eingetheilt; eine Chunka hatte ihren besonderen Aufseher; zehn standen unter einem höheren und so ging es stufenweise weiter, jeder Vorsteher mußte genaue Kenntniß von dem Zustande seiner Untergebenen haben, ihnen beistehn, für sie sorgen, sie vertheidigen, aber auch ihre Vergehungen anzeigen. Die Strafen waren sehr hart und wurden von besondern Richtern verhängt; die meisten Verbrecher wurden mit dem Tode bestraft, weil man sie nicht für Uebertretungen menschlicher Gesetze, sondern für Beleidigungen der Gottheit ansah.

Die Peruaner glaubten an ein höchstes Wesen, Pacha Kamak, welches alles, auch die Sonne, erschaffen habe, die

nur ein Stellvertreter der höchsten Gottheit, eine Offenbarung ihrer Herrlichkeit und ihrer Segnungen war. Nur der Sonne als dem Ausfluß des Glanzes Gottes opferte und diente man; Gott selbst wurde für zu erhaben gehalten, als daß man ihm, dem ewig Unsichtbaren, etwas darbringen könne. Die Schwester der Sonne war der Mond; Diener die Gestirne, der Morgenstern der vornehmste, auch Donner und Blitz standen in ihrem Dienste. Die Gewißheit einer Fortdauer der Seele gehörte zu den Glaubenssätzen der Peruaner, merkwürdiger Weise auch die Auferstehung des Leibes und die Wiedervereinigung desselben mit dem Geiste. Seligkeit wartete der Guten, Schmerz und Angst der Bösen nach dem Tode. — Göttlich verehrt ward nur die Sonne, der man Thiere und Gewächse opferte, vorzüglich in Tempeln. Der Tempel zu Cuzco, dem der Oberpriester aus königlichem Stamme vorstand, war aus Backsteinen gebaut und bildete ein Viereck; ein hölzernes Dach bedeckte ihn; die innern Wände waren durchaus mit Goldblech überzogen. Auf der östlichen Seite war ein Altar errichtet, auf dessen goldener Platte das Bild der Sonne stand, ein großes männliches Gesicht, mit Flammen und Strahlen aus gediegenem Golde umgeben. An den Wänden zur Rechten und Linken standen goldene Platten, welche Throne von demselben Metall trugen; auf denen zur Rechten saßen die balsamirten Körper der verstorbenen Könige; auf denen zur Linken die der Königinnen; alle mit niedergebeugtem Haupt, die Hände auf der Brust gefaltet, von goldenen Ketten gehalten. Den Tempel umgab ein großer, von einer viereckigen Mauer eingeschlossener Platz, innerhalb dessen fünf viereckige Pavillons standen, welche pyramidenförmige Dächer hatten. Der prächtigste war dem Monde gewidmet, dessen Bild aus Silber ihn schmückte; der zweite den Sternen; das Dach stellte das mit Sternen prangende Firmament dar; das dritte war dem Donner und dem Blitz geweiht, der vierte dem Regenbogen, der fünfte diente den Priestern als Versammlungsort.

In allen war ein ungeheurer Reichthum von Gold und Silber als Schmuck und Bekleidung der Wände, der Fußboden u. s. w. aufgehäuft. Wohnungen der Priester und Tempeldiener befanden sich ebenfalls in diesem abgeschlossenen Viereck, so wie mehrere Brunnen mit goldenen Röhren, steinener, goldener oder silberner Einfassung. Gärten umgaben das Viereck, in denen viele Bäume und Pflanzen von Gold und Silber nachgebildet waren, ebenso Thiere. Unfern davon waren die Wohnungen der 1500 Sonnenjungfrauen, welche Gemahlinnen der Sonne genannt wurden, sämmtlich aus dem Geschlechte der Inca waren und sich mit der Verfertigung der königlichen Gewänder, der Kleider, welche geopfert wurden und mit der Bereitung des heiligen Opferbrodes beschäftigten. Auch die Tempel in den Provinzen, welche nach dem in Cuzco gebaut waren, hatten in ihren nächsten Umgebungen reine Jungfrauen, doch wurden diese aus allen Ständen genommen. Niemand, selbst der König nicht, durfte sich ihren Wohnungen nähern; eine jede Entweihung wurde mit dem Tode bestraft.

Im Monat Junius feierte man ein neuntägiges Sonnenfest, zu dessen Feier viele Tausende von Menschen nach Cuzco strömten. Nach einem mehrtägigen Fasten versammelte man sich an dem ersten festlichen Tage vor Sonnenaufgang; sobald die Sonne aufging, warf sich Alles anbetend auf die Knie; ein Trankopfer wurde gebracht und nun strömten Priester und Volk in den Tempel, wo große Opfer von Lämmern u. s. w. gebracht wurden. Die übrigen Tage waren der Freude geweiht. Andere Feste schlossen sich an die Natur und ihre Gaben; doch feierte man auch ein großes Reinigungs- und Versöhnungsfest; den Aufmerksamen unter meinen jungen Lesern wird sowohl das letztere Fest, als das Fasten an Gebräuche eines, ihnen wohlbekannten Volkes erinnern.

Was bei diesen heidnischen Religions-Gebräuchen die Seele wohlthuend berührt, das ist das Friedliche derselben, die Enthal-

tung von Menschenopfern, welche, wie wir im zweiten Bande gesehen haben, den Götzendienst der Mexikaner so grauenvoll und entsetzlich machten. Die Peruaner verehrten die Sonne, die ihnen Licht gab und ihnen in ihrer Klarheit ein Bild der Reinheit war; sie verehrten Mond und Sterne, die ihnen die Nacht erhellten und deren prachtvoller Anblick ein Gefühl von Ehrfurcht in jeder Seele weckt. Wohl uns, daß wir bei dem bewundernden Hinblick auf das Erschaffene mit Dank des Schöpfers gedenken, der in Christo unser Aller liebevoller und barmherziger Vater ist.

Nach den Berichten der Spanier hatten es die Peruaner in Künsten und Handwerken noch weiter gebracht, als die Mexicaner. Der Feldbau ward mit großer Geschicklichkeit betrieben; es war überall ein Reichthum an Früchten des Feldes und die Spanier wurden stets so freigebig damit versorgt, daß sie niemals Mangel litten. Es bestanden große Vorrathshäuser, welche in Jahren, in denen der Boden weniger reich die Bemühungen des Landbebauers belohnte, das Nothwendige genügend lieferten, so daß an eine allgemeine Hungersnoth nicht zu denken war. Landstrecken, welche sandig, oder sonst unfruchtbar waren, wurden mit Guano, dem jetzt auch nach Deutschland übergeführten Dünger der Seevögel, gebessert; auch leitete man Kanäle zur Bewässerung des Landes aus den Bergströmen, die von den Cordilleren und Anden westlich hinab sich ergießen, und zeigte dabei eben so viel Geduld, als Geschicklichkeit. Den Gebrauch des Pfluges kannten jedoch die Peruaner nicht; sie bearbeiteten das Land mit Hacken, welche aus einem sehr harten Holze verfertigt waren. Niemand schämte sich der Arbeit; die „Kinder der Sonne“ gingen mit gutem Beispiele voran, sie bebauten eigenhändig ein Feld zu Cuzco und rühmten sich ihrer Thätigkeit und ihrer Erfolge als eines Triumphes über die Erde; ihnen nach eiferten die Männer und Frauen des Landes.

Die Gebäude in den Städten und Weilern waren unten in den Ebenen, wo das Klima so anmuthig und der Himmel den größesten Theil des Jahrs so heiter ist, nur leicht gebaut, in den Gebirgs=Gegenden, wo schon viel rauhere Winde wehn und der Regen häufiger herabgießt, fester und dauerhafter. Meist bildeten die Gebäude ein aus Backsteinen errichtetes Viereck; die Wände hatten eine Höhe von acht Fuß; die Thür war niedrig und gerade; Fenster gab es nicht. Von den Tempeln ist schon geredet. Die königlichen Paläste sind auch erwähnt und nach den Trümmern zu schließen, welche sich noch heute finden, (s. unten,) waren sie zum Theil von ungeheurer Größe und immer von fester Bauart, aus Backsteinen, die an der Sonne getrocknet waren. Der Tempel zu Pachacamao bildete mit einem, sich an ihn anschließenden, Palaste und einer Festung ein Gebäude von mehr als einer halben Seemeile im Umfange. Doch waren die Mauern nicht höher als 12 Fuß und ohne allen Mörtel fest zusammengefügt; das Licht fiel nur durch häufig angebrachte Thüren hinein.

Bewundernswürdig waren die, von den Inca's angelegten Landstraßen. Zwei Hauptstraßen waren von Cuzco nach Quito geführt, die eine durch das Gebirge, die andere längs der Seeküste hin, jede ungefähr 500 engl. Seemeilen lang. Sie waren nur fünfzehn Fuß breit, da sie bloß von Menschen und Lama's, als Lastthieren betreten wurden; aber es war nöthig gewesen, daß im Gebirge Anhöhen abgetragen, Schluchten ausgefüllt, und Rasenwände zur Erhaltung der Straße erhalten werden mußten. In zweckmäßigen Entfernungen waren Tambos, Vorrathshäuser angelegt, welche zur Bequemlichkeit des Inca und seines Gefolges auf Reisen dienten. Die Bergstraße hat sich zum Theil noch bis jetzt erhalten, obwohl die Spanier nichts für dieselbe gethan haben. Sie durchschnitt mehrere Flüsse und viele Bäche, die sich von den Anden und Cordilleren hinabstürzen, die aber, theils wegen ihres reißend schnellen Lau=

fes, theils ihres häufigen Uebertritts über die Ufer wegen, nicht zu beschiffen waren. Man mußte also irgend ein Mittel ersinnen, sie zu passiren; das Wölben der Brückenjoche aus Stein und das regelmäßige Bearbeiten des Holzes kannten die Peruaner nicht, denen es ganz an eisernen Werkzeugen fehlte; sie flochten deßhalb zähe und biegsame Weidenruthen zu starken Tauen zusammen, spannten sechs neben einander über den Fluß und befestigten sie auf beiden Seiten. Diese Taue wurden untereinander quer durch kleinere Seile verbunden und zwar so dicht, daß sich ein Netz bildete, welches mit Baumzweigen und dann mit Erde bedeckt wurde, wodurch ein sicherer Uebergang möglich wurde; besondere Wärter waren an jeder Brücke angestellt, die dieselbe beaufsichtigen und in gutem Stande erhalten mußten. Im ebenen Lande, wo die Flüsse breiter wurden und ohne starke Strömung flossen, setzte man auf Flößen über, wie sie oben beschrieben sind.

Mehrere Male ist des Reichthums an Gold und Silber gedacht worden, welchen die Spanier besonders in den Tempeln fanden. Die Peruaner suchten, gleich den Mexicanern das Gold in dem Flußsande oder in der Erde, welche Metalltheile enthielt. Das Silber gewannen sie so, daß sie an den Ufern der Ströme oder am Gebirge tiefe Gruben herausarbeiteten und diejenigen Adern des köstlichen Metalls ausleerten, die sie erreichen konnten. Lag die Ader nahe an der Oberfläche, so wurde das Erz in Körben heraufgefördert; sie schmolzen dasselbe in kleinen, künstlich angelegten Oefen und Hütten, wo die durch angebrachte Zuglöcher eindringende Luft die Stelle des Blasebalges vertrat. Es wurde eine so große Masse Silbers gewonnen, daß an manchen Orten die gewöhnlichsten Geschirre und Werkzeuge, die zum Theil sehr kunstreich gearbeitet waren, aus diesem Metalle bestanden. Die Eroberer schmolzen fast immer die Gefäße zusammen und vertheilten so ihre Beute nach dem Gewichte, oder nach der Feinheit des Silbers. — Auch an andern Gegenständen

konnte man die Kunstfertigkeit der Peruaner bewundern. So fand man Spiegel aus polirten Steinen, Beile und andere Werkzeuge im Hauswesen aus Feuersteinen und besonders auch aus sehr gehärtetem Kupfer, eine Menge von Gefäßen aus Kupfer, Holz, Stein und gebranntem Thon, nette, zierliche Schmucksachen, aus denen hervorgeht, daß die Peruaner alle übrigen Amerikaner an Kunstfertigkeit übertroffen haben.

Das Volk war friedlich; es fehlte ihm an kriegerischem Muthe und in dieser Hinsicht waren ihm namentlich die Tlascalaner und Bewohner von Tenochtitlan weit überlegen, wie aus unserer Erzählung hervorgehn wird.

Es ward nicht eine und dieselbe Sprache im Lande gesprochen; es waren verschiedene Stämme da, welche sich selbst durch ihre Schädelbildung unterschieden; ebenso gab es verschiedene Sprachen. Im Süden, in Cuzco und der Umgegend sprach man die Quichua, in den Hochländern von Mittelperu die Chinchaysuyo, an der Küste die Yunga, in der Provinz Yauyos die Kauqui, im nordöstlichen Peru die Lama, auf dem Hochlande von Quito die Quitena; diese Sprachen waren so abweichend von einander, daß die Incas in allen überwundenen Ländern die Quichua einführten, welche von den Spaniern la lengua general genannt wurde und gewissermaßen als die Hofsprache zu betrachten ist. Als die Spanier eindrangen, wurden viele neue Wörter und Redensarten aufgenommen, wodurch die Sprache unrein wurde; im Laufe der Zeit bildete sich ein Gemengsel von allen Mundarten, mit Spanischem vermischt. Die Familie der Incas soll eine eigene Geheimsprache gehabt haben, die kein Unterthan erlernen durfte. In der Quichua fehlen, wie in den meisten Sprachen Südamerika's, mehrere Consonanten, das B, D, F, G, X, Z. Um den jungen Lesern etwas aus dieser Sprache vorzulegen, geben wir hier das Gebet des Herrn, (nach Tschudi). Yayacu hanaopachacunapican; sutiyqui muchasca cachun; capac

caijniij qui, nocaycacunman hamachun; munaijniqui rurasca cachun, ymanam hanacpachapi; hinatac caijpachapipas; cunanpunchau tantaeucta cohuaijcu; huehaicucta pampachahuaicu, ijmanam nocaycupas nocaijcuman huchallicuccunata pampachaijcu hina; amatac cachatihuaijcu huatecaijman utmay caycupac; ijallintasmi allimanta quespichihuacu. Amen. Wörtlich: Vater unser Himmel in ist; der Name dein angebetet sei; das Reich dieses dein zu uns herkomme, der Wille dein gethan sei, so wie Himmeln in und eben so dieser Erde auf; jeden Tag Brod eines gibt er uns: die Sünden unsere vergibt er uns, eben so den Sündigenden an uns wir vergeben auf diese Weise; nicht läßt er uns in Versuchung fallen, eher nach und nach befreit er uns. Amen.

Zugleich theilen wir auch ein Gedicht in der Quichua mit, welches folgendermaßen lautet:

Cumac nusta Jurralayquim Puynuyquita
Schöne Fürstin, deine Urne schlägt dein Bruder
Paquicayan. Hina mantara lunununun Yllapantae
jetzt in Stücke. Von dem Schlage donnerts, blitzts u. wetterleuchtets.
Camri nusta Unuyquita Paramunqui Maynimunqui
Doch du Fürstin das Gewässer gießend regnest du und mitunter
Chichimunqui Ritimunqui. Paccharurak Pachocamac
Hagel oder Schnee entsendest. Weltenbauer Weltbeleber
Viracocha Caij hinapac Chwisaunqui Camasunqui.
Viracocha zu dem Amte dich bestimmte und dich weihte.

Der Sinn ist also, daß eine Inca aus königlichem Geblüte vom Schöpfer der Welt im Himmel bestimmt wurde, aus einem Kruge Wasser und Schnee auf die Erde zu gießen, daß aber ihr Bruder zuweilen ihren Krug zerschlägt, wovon Blitz und Donner entstehn.

Schriftzeichen hatten die Peruaner für die einzelnen Laute nicht; doch hatten sie eine eigenthümliche Erfindung gemacht, durch welche sie die Schrift, wenn auch nur unvollkom=

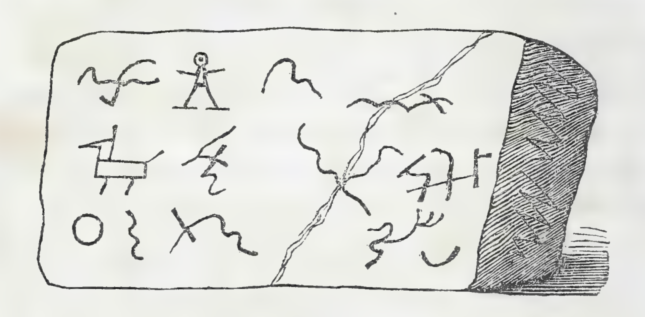
men ersetzten. Sie hatten nämlich Schnüre mit künstlich verschlungenen Knoten, die Quipu oder Quipos genannt wurden. Sie bestanden aus einer Hauptschnur, an welcher in bestimmten Entfernungen andere dünnere Schnüre befestigt waren und zwar vermittelst einer einfachen Schlinge; an den dünnen Schnüren waren einfache, oder vielfache Knoten angebracht; die Schnüre hatten verschiedene Farben, von denen jede etwas Besonderes bedeutete, so die rothe Krieger, die gelbe das Gold, die weiße das Silber, die grüne das Getreide rc. Vorzüglich wurde diese Knotenschrift zu Zählungen und Tabellen benutzt; ein Knoten bedeutete zehn, ein doppelt verschlungener hundert, ein dreifach verschlungener tausend u. s. w. Auch die Entfernung vom Hauptknoten, die Aufeinanderfolge der Zweige, und mehreres Andere wurde berücksichtigt, und so konnte man durch diese sinnreiche Erfindung gar Vieles bezeichnen und melden.

Tschudi erzählt, daß noch heutiges Tages diese Quipus bei den Hirten der Puna (der Hochebenen zwischen den Cordilleren und Anden) gebräuchlich seien und daß es ihm gelungen sei, mit einiger Mühe dieselben zu lesen. Sie setzen, schreibt er, auf die erste Schnur oder den ersten Zweig gewöhnlich die Stiere, auf den zweiten die Kühe, diese theilen sie wieder in solche, die Milch geben und in solche, die nicht gemelkt werden; die folgenden Zweige enthalten die Kälber nach Alter und Geschlecht, dann kommen in mehreren Unterabtheilungen die Schaafe, die Zahl der getödteten Füchse, die Menge des verbrauchten Salzes und zuletzt das gefallene Vieh. Auf andern Quipus steht der Ertrag der Heerden an Milch, Käse, Wolle, Fleisch u. s. w. Jede Rubrik wird durch eine eigene Farbe und durch eine verschieden gedrehte Schnur angezeigt.

Man hat in neuern Zeiten die alten Quipus noch nicht zu entziffern vermogt; viele werden in Gräbern aufgefunden.

Wahrscheinlich haben sich die Peruaner auch einer Art Zeichenschrift bedient, die in Stein gegraben und in Tem-

peln aufbewahrt wurde. Nicht nur deuten ältere Schriftsteller darauf hin, sondern auch Reisende haben dergleichen aufgefunden. So fand Tschudi in den Ruinen eines großen Gebäudes in einem zerstörten Indianerdorfe eine Stunde von Huari eine schwere, gesprungene Steinplatte mit folgender Inschrift:



Diese Inschrift hat Aehnlichkeit mit der Bilderschrift der Mexikaner und den, in Brasilien gefundenen, Hieroglyphen.

Aus dem bisher Erzählten geht hervor, daß die Bildung der Bewohner der vier Reiche die der Indianer auf den von Columbus zuerst entdeckten Inseln nicht nur, sondern in manchen Beziehungen auch die der Mexikaner übertraf. Wir wollen uns nun wieder zu denen hinwenden, welche eben naheten, um in dieses friedliebende, glückliche Volk die Brandfackeln des Krieges zu schleudern.

# Fünfter Abschnitt.

---

## Pizarro's dritte Fahrt. Ankunft in Coxamalca.

Ende Januars verließ Pizarro Panama. Er erreichte nach einer nicht günstigen Fahrt die St. Mathäus-Bai und beschloß, die Truppen auszuschiffen und längs der Küste vorwärts zu dringen, während die Fahrzeuge sich so nahe als möglich an der Küste hielten. Die ausgeschifften Soldaten hatten auf dem, durch die angeschwollenen Flüsse und Bäche durchbrochenen Lande große Schwierigkeiten zu überwinden, welche der Feldherr redlich mit den Seinigen theilte und so ihren Muth zu beleben wußte. Endlich gelangten sie in eine stark bevölkerte Ortschaft, die sie überfielen, worauf die Bewohner, ohne Widerstand zu wagen, sofort in die Einöden und Wälder flüchteten; die Spanier fanden nicht nur genügende Mundvorräthe, sondern auch eine große Menge Goldes und Silbers, so wie köstliche Smaragde von sehr bedeutender Größe. Man erzählt in Beziehung auf die Letzteren folgende Anekdote: ein Dominikaner, Bruder Reginald de Pedrazzo, welcher der Expedition beiwohnte, sagte den Soldaten, daß die Smaragde, die ächten nämlich, nicht zerbrochen werden könnten. Die Kriegsleute, um die Aechtheit zu prüfen, schlugen nun Stücke von den edlen Steinen ab, welche in ihre Hände geriethen; Bruder Reginald machte jedoch an den Smaragden, die ihm zufielen, keine solche Probe und so kam er zu einer artigen Sammlung der größesten Steine; mehr noch, zufolge des angepriesenen Experimentes fielen die Smaragde sehr im Preise, was der schlaue Bruder zu benutzen wußte; man hielt

sie endlich für gefärbtes Glas und der Dominikaner brachte davon eine beträchtliche Menge nach Panama, womit er äußerst gute Geschäfte machte.

Die gefundenen Schätze an Gold und Silber wurden auf einen Haufen zusammengebracht, den fünften Theil legte man für die Krone zurück, das Uebrige ward in zwei Hälften getheilt, von denen die eine die Offiziere; die andere die Gemeinen empfingen. Pizarro schickte sogleich den größten Theil dessen, was ihm zugefallen war und was einen Werth von beinah 100,000 Thlrn. hatte, nach Panama, um die Begierde nach ähnlichen Schätzen zu erregen, und so Viele als möglich zu veranlassen, sich seinem Unternehmen anzuschließen. Diese Maßregel hatte guten Erfolg.

Nach dieser Plünderung des ersten peruanischen Orts, den man auf diesem Zuge erreicht hatte, — nach einem Verfahren also, welches von dem bis dahin in Peru befolgten höchst verschieden war und eine traurige Hindeutung auf das bildete, was die Eingebornen von dieser Expedition zu erwarten hatten, marschirten die Truppen an der Küste weiter nach Süden hinab; die Fahrzeuge waren nach Panama abgeschickt, um Rekruten zu holen, und, wie gesagt, die gewonnenen Schätze zu transportiren. Selten fanden die Krieger Widerstand von Seiten der in Weilern und Dörfern zerstreuten Bevölkerung; vielmehr entfloh diese gewöhnlich in die Berge und in das Dickicht der Wälder; ohne Zweifel war die neue Verfahrungsweise der weißen Eindringlinge schnell zur Kunde der Eingebornen gekommen; dagegen hatten die Spanier sehr viel von den Beschwerden des Marsches, von der Sonnenhitze und am meisten von einer bösartigen Krankheit zu leiden, welche Mehrere in das Grab stürzte. Dies und die verhältnißmäßige Armuth des Landstriches, welcher jetzt durchzogen wurde, machte die Soldaten unmuthig, einige selbst zur Empörung geneigt; da kam ein Schiff von Panama und brachte Verstärkungen, wodurch der Muth wieder etwas gehoben

wurde. Auf demselben Fahrzeuge langten auch Beamte der Krone an, welche die Rechte des Staats wahrnehmen, die Beutetheile berechnen und überhaupt eine Art von Aufsicht über die Angelegenheiten führen sollten. Bald darauf kam eine abermalige kleine Verstärkung an, die von Belalcazar geführt wurde.

Zunächst beschloß Pizarro, sich der Stadt Tumbez zu bemächtigen und besetzte deßhalb eine kleine, nicht sehr weit von der Stadt gelegene Insel, welche Puna hieß. Er ließ auf derselben ein Lager aufschlagen. Bald darauf kam eine Gesandtschaft der Insulaner, einen vornehmen Indianer an der Spitze, welche die Spanier willkommen hieß; da warnten die Dolmetscher aus Tumbez, welche Pizarro mitgenommen hatte, vor Verrath; sie behaupteten, die Insulaner sännen auf das Verderben der Spanier. Pizarro redete davon mit dem Anführer der Gesandtschaft; dieser aber leugnete Alles und wußte eine solche Unbefangenheit und Unschuld zu zeigen, daß Pizarro beruhigt wurde. Bald kam es auch zu einem freundlichen Verkehr. Aus Tumbez selbst langten öfter Eingeborne an, welche das frühere freundschaftliche Verhältniß mit den Spaniern wieder anknüpften. Nun bestand eine Freundschaft zwischen den Punesen und den Ersteren; jene waren kriegerisch gesinnt, diese liebten, wie wir wissen, den Frieden und fürchteten die Insulaner. Als die Punesen sahen, daß die Spanier mit den Männern aus Tumbez freundlich thaten, und daß sie einen längern Aufenthalt auf der Insel beabsichtigten, wurden sie aufgebracht und dachten ernstlich daran, die Eindringlinge zu verjagen, oder zu tödten. Das merkten die Dolmetscher und sprachen darüber abermals mit Pizarro, ja sie bewiesen ihm, daß ihre Anzeigen wohl begründet seien. Da meinte der Befehlshaber etwas thun zu müssen; er nahm mehrere vornehme Punesen gefangen, und da sie ihre Schuld, Feindseligkeiten gegen die Spanier vorberei=

tet zu haben, bekannten, überließ er sie ihren Widersachern aus Tumbez, welche sie vor seinen Augen niedermetzelten.

Dadurch wurden die Insulaner natürlich so aufgebracht, daß sie einen heftigen Angriff auf das spanische Lager machten, mehrere Tausende stürzten sich unter gellendem Kriegsgeschrei in ungeordneter Masse gegen die Fremdlinge; diese empfingen sie mit ihren langen Piken und Gewehrsalven, gebrauchten auch in größerer Nähe ihre scharfen Schwerter; zu gleicher Zeit machte Hernando Pizarro einen Angriff mit der Reiterei, und in wenigen Minuten waren die Punesen auseinandergesprengt und flohen, viele Todte und Verwundete zurücklassend, in ihre Wälder. Von dem Tage an machten die Wilden, so oft sie auch zurückgewiesen wurden, häufige Anfälle auf das Lager und beunruhigten die Spanier fortwährend, was nicht ohne Verluste für die Letzteren geschah, weßhalb es Pizarro sehr angenehm war, als unter Anführung des Hernando de Soto, des spätern Entdeckers des Missisippi, eine Verstärkung von hundert Freiwilligen ankam. Nun fühlte er sich stark genug, auf das feste Land hinüber zu gehen, um das Werk seiner Entdeckungen und Eroberungen fortzusetzen.

Seine Hoffnungen auf das Gelingen derselben stiegen, als er von den Bewohnern der Stadt Tumbez über den Zustand des peruanischen Reiches, wie es gerade in dieser Zeit war, genauere Nachrichten empfing. Im vierten Abschnitte wurde erzählt, daß, als die Spanier unter Pizarro zum ersten Male Peru sich näherten, Huana Capac, der zwölfte Monarch seit dem Begründer der Dynastie, auf dem Throne gesessen habe. Er hatte das Königreich Quito unterjocht und dadurch die Macht seines Reiches beinahe verdoppelt. Das neugewonnene Land gefiel ihm so wohl, daß er die größte Zeit des Jahres in seiner Hauptstadt zubrachte; auch vermählte er sich, um das errungene Besitzthum fester an seine Krone zu knüpfen, gegen die Gesetze seines Hauses, mit einer Tochter des überwundenen Königs

von Quito, welche ihm einen Sohn, den Atahuallpa, gebar. Als er um das Jahr 1529 in Quito starb, ernannte er diesen Sohn zu seinem Nachfolger in dem eroberten Reiche; in den übrigen Staaten sollte sein Sohn Huascar, dessen Mutter aus peruanischem Königsgeschlechte war, Herrscher sein. Dies war nun allerdings gegen alle bisherige Sitte, und obwohl die Peruaner den Huana (oder Huayna) seiner Tapferkeit und seiner sonstigen vortrefflichen Eigenschaften wegen sehr verehrten, so konnten sie doch nicht umhin, ihren neuen König Huascar zu unterstützen, als derselbe seinen Bruder Atahuallpa aufforderte, die Regierung von Quito ihm zu überlassen und sich ihm, als seinem rechtmäßigen Könige und Herrn, zu unterwerfen. Atahuallpa weigerte sich, diese Forderungen zu erfüllen und, da er ein sehr starkes und kriegerisches Heer um sich her gesammelt hatte, das zum Theil aus den siegreichen Kriegern seines Vaters bestand, so wollte er es bis zum Aeußersten kommen lassen, und nur dann weichen, wenn das Kriegsglück gegen ihn entscheiden sollte.

Es kam auch wirklich zum Bruderkriege. Anfangs litt Atahuallpa eine Niederlage bei Tumebamba im Distrikte von Cañaris, er ward sogar gefangen genommen, wußte sich aber seiner Bande zu entledigen, sammelte ein sehr starkes Heer und traf mit demselben in der Nähe des mächtigen Chimborasso auf die Peruaner, die völlig geschlagen wurden. Dann drang er vorwärts, verwüstete die Städte und das Land und verschonte keinen waffenfähigen Mann, der in seine Hände fiel. Aus Furcht öffnete ihm ein Platz nach dem andern seine Thore. Alles unterwarf sich ihm und er erreichte im Siegesfluge Caxamalca; von da aus entsandte er seine zwei ausgezeichnetsten Feldherren mit starken Schaaren südlich zur Hauptstadt; sie drangen bis in die Nähe derselben vor und in den Ebenen von Quipaypan lieferten sie den Truppen Huascar's eine Schlacht, von deren Entscheidung das Geschick des Reiches abhing. Die

kriegsgewohnten Schaaren Atahuallpa's errangen den Sieg. Huascar selbst ward gefangen genommen und im Triumphe zogen die Ueberwinder in die Hauptstadt des Reiches ein. Dies ereignete sich im Frühlinge des Jahres 1532.

Als Atahuallpa in Caxamalca, wo er den Erfolg des Vorrückens seiner Armee abgewartet hatte, die für ihn so günstigen Nachrichten empfing, gab er sogleich Befehl, den König, seinen Bruder, mit Ehrerbietung zu behandeln und ihn in die starke Feste Xauxa zu führen, wo er in strengem Gewahrsam gehalten wurde. Dann lud der Sieger die vornehmsten Incas, die Kinder der Sonne, ein, sich nach Cuzco zu begeben, wo über die zu fassenden Rathschläge, über die Zukunft des Reiches in einer großen Versammlung, Bestimmungen getroffen werden sollten. Als ein großer Theil der edelsten Incas sich versammelt hatte, denen es daran lag, eine friedliche Entscheidung herbeizuführen, wurden sie von den Kriegern Quito's umzingelt und niedergemetzelt. Dasselbe Schicksal theilten Alle, die irgend ein Anrecht auf den Thron hatten und in die Hände des Feindes fielen. Man erkannte bald, daß es Atahuallpa's Absicht war, Alles, was von königlichem Geblüte war, Männer und Weiber, Jünglinge, Jungfrauen und Kinder, auszurotten. Dennoch retteten sich Viele und auch Huascar und ein jüngerer Bruder, Manco Capac, blieben verschont. Atahuallpa schmückte sich nun mit dem Königs=Diadem, mit der purpurnen Borla, und Alles huldigte ihm, dem großen Sieger. Aber die Wolke zog schon herauf, die ihre Blitze auf ihn schleudern sollte.

Pizarro setzte auf mehreren Fahrzeugen von der Insel Puna nach Tumbez über; als er einzog, fand er die Stadt fast ganz verödet, die Tempel und Paläste ihres Schmuckes entkleidet, — trauriger Anblick! — Das war eine Folge der vor einigen Monaten begangenen Frevel und Plünderungen. So aber konnte es nicht bleiben. Pizarro ließ die Flüchtigen aufsuchen und man erreichte den Curaca, Oberbefehlshaber der

Stadt, welcher, befragt und hart angelassen, allerlei nichtssagende Entschuldigungen vorbrachte. Dennoch versuchte Pizarro die Güte und brachte es dahin, daß die Einwohner zurückkehrten und ein friedliches Verhältniß sich herstellte. Nun lag es ihm vor Allem daran, einen zu einer festen Niederlassung passenden Platz ausfindig zu machen; er ließ deßhalb durch Hernando de Soto die Umgegend durchforschen, und machte selbst mit einer ziemlich starken Truppen-Abtheilung eine Recognoscirung. Er überzeugte sich bald, daß die zweckmäßigste Stelle zur Ansiedelung das ungefähr 12 Meilen von Tumbez gelegene Thal von Tangarala sei, das von mehreren, zum Theil tiefen Gewässern durchströmt wird, welche dem südlichen Ocean zufließen. Kaum war er darüber mit sich einig geworden, als auch die in Tumbez Zurückgelassenen herbeigerufen wurden und durch vereinte Thätigkeit in nicht gar langer Zeit Häuser, ein Magazin, ein öffentliches Gerichtsgebäude, ein Fort und eine Kirche sich erhoben. Ländereien wurden vertheilt, jedem Landbebauer mehrere Eingeborene zur Beihülfe angewiesen, die nöthigen Einrichtungen zur Beaufsichtigung und zur Verwaltung der Rechtspflege getroffen, — und der neuen Stadt, der ersten spanischen auf dem peruanischen Boden, wurde der Name St. Michael ertheilt. (Sie wurde späterhin verlassen, des ungesunden Klimas wegen.)

Nachdem alle diese Einrichtungen gemacht waren, wartete Pizarro mehrere Wochen vergeblich auf Verstärkungen von Panama, wohin er von St. Michael (San Miguel) aus abermals eine Masse Goldes gesandt hatte, und rückte dann, ungeduldig und in jedem Verzuge Gefahren sehend, mit 102 Mann Fußvolk, von denen zwanzig mit Armbrüsten, drei mit Musketen, die Uebrigen mit Speeren und Schwertern bewaffnet waren, und mit 62 Reitern aus, um in das Innere des Landes zu dringen. Fünfzig Mann blieben in der neuen Ansiedelung zurück. In der That, die Schaar, mit welcher er einen

Angriff auf ein unter dem siegreichen Atahuallpa stehendes, mächtiges Reich machen wollte, war zum Erschrecken klein; desto größer war der Muth des Führers und sein Vertrauen auf die Tapferkeit und Kriegsgewandtheit seiner Schaaren. Am 24. September 1532 verließ das Heer, — wenn man ein Häuflein Soldaten so nennen darf, – St. Michael; über Flächen, über Hügel, durch Ströme und Waldbäche, durch Wälder, dann wieder über fruchtbares, blumiges Land hin, das zum Theil vortrefflich bebaut war, über grüne, mit Millionen Blumen geschmückte Wiesen, welche vorzüglich die Ufer der Ströme umsäumten, mitten durch eine, in Weilern und Dörfern zerstreute Bevölkerung, die freundlich und gastfrei war, ging der Marsch der muthigen Krieger, die diesmal Alles aufboten, sich bei den Eingeborenen beliebt zu machen, weil sie wohl einsahen, daß der Erfolg ihres kühnen Unternehmens zum Theil von dem Zutrauen abhing, welches die Indianer zu ihnen fassen möchten. Bald war der Flecken Zaran erreicht, der in einem fruchtbaren Thale lag; der Curaca empfing die Spanier gastlich, welche im königlichen Palaste, im Tumbos einquartiert wurden. Von Zaran aus sandte Pizarro Hernando de Soto mit einer kleinen Schaar aus, um wo möglich bis zu der südwestlich gelegenen Stadt Caxas vorzudringen, wo eine ziemlich starke Besatzung liegen sollte, und dort genaue Erkundigungen über den jetzigen Stand der Dinge in Peru einzuziehen. Nach acht Tagen kehrte Soto zurück und mit ihm kam ein Bote des Inca, ein vornehmer Indianer, welcher Geschenke des Königs und eine Botschaft für Pizarro brachte.

Das Geschenk, welches Atahuallpa aus Caxamalca schickte, bestand in zwei, aus Stein in Gestalt kleiner Festungen verfertigten Springbrunnen, einigen feinen, mit Gold und Silber und Stickereien versehenen wollenen Zeugen, und einigen, den Peruanern eigenthümlichen Spezereien. Die Botschaft lautete: „Atahuallpa heißt die weißen Fremdlinge willkommen in seinem

Lande und ladet sie ein, ihn in seinem Lager am Gebirge einen Besuch zu schenken." — Der Gesandte mochte wohl noch andere Aufträge haben; wenigstens sah er sich Alles wohl an, fragte nach Allem, nach Herkunft, Zweck und Ziel der Reise u. s. w.; Pizarro aber nahm darauf keine Rücksicht, sondern drückte nur seine Freude über die Freundlichkeit des großen Herrschers, seinen Dank für die übersandten Geschenke, die durch andere erwidert wurden und seine Bitte aus, daß dem Inca gesagt werden möchte: die Spanier kämen im Namen eines mächtigen Fürsten, welcher jenseits des großen Wassers wohnte; sie hätten von Atahuallpa's Siegen gehört, wollten ihm Glück dazu wünschen und erböten sich, ihm wider die Feinde Beistand zu leisten, welche ihm etwa sein Recht auf die Krone streitig machen wollten. — Mit diesen Nachrichten und Bestellungen, welche vermittelst der Dolmetscher ertheilt wurden, reiste der königliche Gesandte ab.

Soto erzählte Folgendes über den Erfolg seiner Sendung: In Caxas habe man anfangs sich ihm feindlich entgegengestellt. Da er aber seine friedlichen Absichten versichert, sei man ihm freundlich entgegengekommen; in der Stadt habe er von einem königlichen Offizier gehört, daß der Inca ein bedeutendes Heer bei Caxamalca zusammengezogen habe, wo er selbst in den berühmten warmen Bädern sich ergötze, dabei aber in der Verwaltung eine ungemein große Strenge zeige. Dann sei er, Soto, noch in die benachbarte Stadt Guancabamba vorgedrungen, habe daselbst viele große, steinerne Gebäude, Brücken über den die Stadt durchrauschenden Strom, Wasserleitungen, Magazine und mehreres Andere gesehen, was von der Bildungsstufe der Peruaner ein sehr günstiges Zeugniß ablege.

Langsam rückte nun Pizarro vorwärts; der Weg führte jetzt fast nur durch eine Sandwüste; in Motupa, das in einem fruchtreichen Thale sehr anmuthig gelegen war, verweilte er mehrere Tage; auf dem Weitermarsche empfing er widersprechende

Nachrichten über den Inca, über die Stärke seines Heeres, über die Stellung desselben, sogar über seine Absichten gegen die Weißen und sandte, um zur Gewißheit zu gelangen, einen der Dolmetscher zum Inca mit einer freundlichen Botschaft, aber auch mit dem geheimen Befehle, genau nachzusehen, ob auf dem Wege nach dem königlichen Lager etwa Vorbereitungen zu einem feindlichen Empfange getroffen würden, wo und wie viele Truppen versammelt wären u. s. w.

Allerdings mußte dem Pizarro sehr daran liegen, zu erfahren, was eigentlich die Peruaner über sein Unternehmen dachten und welche Zwecke sie demselben unterlegten; aber die Eingebornen waren darüber selbst in Ungewißheit. Sie muthmaßten dies und jenes; sie wußten nicht, ob sie die weißen Männer für höhere Wesen, welche aus Liebe und mit wohlthätigen Absichten zu ihnen kämen, oder ob sie dieselben für furchtbare Rächer ihrer Sünden, oder für Feinde ihrer Freiheit halten sollten. Die Spanier hatten oft gesagt: wir kommen, um euch das Licht der Wahrheit zu bringen und euch den einzigen Weg zum Heile und zur Glückseligkeit zu zeigen; aber wie stimmten dazu die Plünderungen, der Raub, die Gewaltthaten, welche sie begangen hatten. — Nun vernahm der Inca die Versicherungen der Freundschaft aus Pizarro's Munde durch seinen Gesandten, und dies bewog ihn dazu, dem Zuge der Spanier keine Hindernisse in den Weg zu legen, sondern sie freundlich aufzunehmen. O wie sehr hatte er späterhin Ursache, diesen Entschluß zu bereuen! Hätte er nur eine Ahnung von dem gehabt, was ihm und den Seinigen bevorstand, er würde seine letzten Kräfte aufgeboten haben, denen den Eingang in sein Vaterland, und jetzt noch wenigstens ein weiteres Vordringen zu verwehren, die mit süßen Versprechungen auf den Lippen, aber mit Gedanken des Mordes in der Seele kamen! — Freilich war das, was ihn traf, nicht unverdient; denn seine Handlungsweise gegen die Kinder der Sonne war eine nicht zu entschuldigende; aber noch

verwerflicher war das Verfahren, das Pizarro in Beziehung auf den beobachtete, der ihm niemals ein Unrecht zugefügt hatte.

Die Spanier drangen bis in die Pässe der Cordilleren vor; eine geringe Abtheilung von Feinden hätte ihnen hier den Tod bereiten können; kein Engpaß war besetzt; eine der beiden großen Straßen, die von Cuzco führen, war erreicht, sie näherten sich immer mehr Caxamalca; in einem verlassenen, sehr festen Bollwerke bezogen sie ein Lager. Da kam abermals eine Gesandtschaft vom Könige, aus vornehmen Männern und einigen Dienern bestehend, welche ein Geschenk an Lama's brachten. Der König begrüßte die Spanier wiederholt und wünschte Nachricht über die Zeit, in welcher sie in Caxamalca eintreffen würden, um die gehörigen Vorbereitungen zu ihrem Empfange anordnen zu können. Pizarro wiederholte zuerst im Allgemeinen die Versicherungen der Freundschaft, die er vorher schon gegeben hatte, so wie sein Anerbieten, dem Inca gegen seine Feinde beistehn zu wollen und er erklärte, daß er beim Anbruch des Tages den Marsch fortsetzen werde. Nach zwei Tagen, als man schon auf der Ostseite der Cordilleren hinabzusteigen begann, — immer unter Beobachtung großer Vorsicht, weil Pizarro im Bewußtsein dessen, was Er beabsichtigte, eine Befürchtung vor kräftigem Widerstande nicht unterdrücken konnte, — kam nochmals ein vornehmer Abgesandter Atahuallpa's, wiederum Geschenke und Grüße bringend. Zu gleicher Zeit kehrte aber auch der Bote zurück, welchen Pizarro an den König gesandt hatte und erklärte, er sei sehr übel aufgenommen worden, sei nur mit Mühe entkommen, der Inca habe ein furchtbares Heer versammelt und sinne offenbar auf Feindseligkeiten gegen die Spanier. Der Abgesandte des Inca stellte das Meiste davon in Abrede, und behauptete, die üble Aufnahme des Mannes aus Tumbez sei nur dem zuzuschreiben, daß derselbe keine Beglaubigungs-Briefe bei sich getragen habe; obwohl er nun Pizarro nicht ganz überzeugen konnte, so gelang es ihm doch, das Beschwe-

rende der Aussagen zu mildern; auch traute der spanische Feldherr sich und den Seinigen zu viel zu, als daß er von seinem Vorhaben hätte abstehen sollen. Der Marsch ward also fortgesetzt und am siebenten Tage war das Thal von Caxamalca erreicht, ein grünes, mit Blumen geschmücktes Thal, rings umschlossen von den mit ewigem Schnee und Eis gekrönten Gipfeln der Cordilleren, das ungefähr fünf Stunden lang und drei Stunden breit ist. Es war von Peruanern dicht bevölkert, welche sich vor allen bisher gesehenen Eingebornen durch Bildung und Gewandtheit auszeichneten; auch sah man eine sehr starke Feste, welche furchtbar von den Bergen herab dräuete und Gefahren ahnen ließ, die manches Herz schneller pochen ließen. In drei Abtheilungen rückten die Spanier vor, in Schlachtordnung der Stadt entgegen, deren weiße Häuser von der Sonne bestrahlt wurden. Sie drangen in die Straßen, die ganz entvölkert schienen; aber die Häuser, Tempel, öffentliche Gebäude waren von fester Bauart; — ein Sturm machte sich auf und ein mit Hagel vermischter Regen ergoß sich. Pizarro hielt es für nothwendig, eine Abtheilung Reiterei unter der Leitung Soto's vorauszuschicken, der er zur Deckung eine zweite folgen ließ; nach einer Stunde befand sich die erstere im Angesicht des peruanischen Lagers, welches sich am Saume der Berge hinzog; die Krieger lagerten unter Zelten, vor denen die Speere in der Erde steckten; viele Indianer stürzten bei dem Klange der Trompeten, welcher die Nähe der christlichen Streiter ankündigte, aus den Zelten, und blickten, nicht ohne Furcht, auf die Reiter hin; an einer Brücke war ein Haufen indianischer Krieger aufmarschirt. Die Spanier bedienten sich der Brücke nicht, sondern sprengten durch den Strom und ritten der Wohnung des Inca zu, welche ein Indianer ihnen zeigte. Es war eine Art Villa, von einem offenen Hofe umgeben und mit ringsumherlaufenden Gallerieen; ein Garten umgab das Ganze. Der Hof war voll von Eingebornen, vornehmen Männern und Frauen in schönen

Gewändern; Atahuallpa selbst, einfacher gekleidet, als die Uebrigen, war unter ihnen; nur die karmoisinrothe Borla, das Zeichen der Herrschaft, hob ihn aus den Uebrigen heraus; er saß auf einem Lehnstuhle, umgeben von den Kronbeamten, welche in einer bestimmten Ordnung, ihrem Range nach, um ihn her standen. Man sah auch nicht das geringste Zeichen einer Bewegung, etwa der Neugierde oder des Verlangens, die nähere Bekanntschaft der Fremdlinge zu machen, an ihm; die allen Indianern eigenthümliche starre Ruhe sprach aus seiner ganzen Haltung, selbst da noch, als Soto und Hernando Pizarro, (welcher sich dem Trupp angeschlossen hatte) mit einigen Begleitern bis zu ihm vordrangen und der Letztere sich als einen Gesandten seines Bruders ankündigte; er ist der Befehlshaber der Spanier, sprach Hernando, der Unterthan eines mächtigen Herrschers jenseits der Gewässer; er kömmt, um Dir seine Dienste anzubieten und Dich und die Deinigen zu dem wahren Glauben zu führen. Mir hat er befohlen, Dir, mächtiger Atahuallpa, seine Ankunft zu verkündigen und Dich zu bitten, den Spaniern in ihren jetzigen Quartieren die Ehre Deines Besuches zu schenken.

Diese Worte wurden von Felipillo, einem der Dolmetscher, übersetzt; der Inca blieb unbeweglich; es war, als ob ihm weder etwas gesagt wäre, noch, als ob er etwas verstanden hätte, seine Augen waren auf den Boden geheftet; aber ein vornehmer Indianer an seiner Seite sprach: es ist gut! — Einen Augenblick kam Hernando etwas außer Fassung; schnell aber sammelte er sich und sagte: es gefalle dem Inca selbst zu uns zu reden und uns seinen Willen zu verkündigen.

Da glitt ein leichtes Lächeln über die Züge des Königs und er sagte: „verkündiget eurem Befehlshaber, daß ich eben die Fasten halte, welche morgen früh endigen werden. Dann werde ich ihn mit meinen Häuptlingen besuchen. Indessen möge er die öffentlichen Gebäude auf dem Marktplatze benutzen, aber

keine anderen betreten, bis ich komme und die weiteren Befehle gebe.“ Als Atahuallpa so gesprochen hatte, warf er einen Blick auf Soto, der vortrefflich beritten war. Dieser spornte sogleich sein Roß und ritt in gestrecktem Laufe auf dem Platze umher, ließ sein Pferd Sprünge machen und galloppirte dann bis dicht vor den Inca, der von dem Schaum des Rosses besprützt wurde, wo er das Roß auf einen Ruck zum Stehen brachte. Mehrere Indianer, denen er vorübergesprengt war, stürzten vor Schrecken nieder, — Atahuallpa ließ sie desselbigen Abends zum Tode führen; er selber blieb unbeweglich; auch nicht das kleinste Zucken seines Gesichts bewies eine innere Regung von Angst oder Schrecken. Dies beweist, daß der Inca wirklich ein Mann voll Muthes und von großer Selbstbeherrschung war.

Nachdem die Spanier alle Erfrischungen abgelehnt, aber doch aus der Hand edler, schöner Frauen einen Trank der perlenden Chicha *) aus goldenen Gefäßen angenommen hatten, empfahlen sich die Ritter dem Inca und sprengten nach Caxa=

---

*) Die Chicha war schon zu dieser Zeit, und lange vor der Eroberung der Spanier, ein Lieblingsgetränk der Indianer. Sie ist eine Art Biers, das aus Mais bereitet wird. Man befeuchtet die Körner, läßt sie keimen und dörrt sie an der Sonne, wodurch man das Malz gewinnt; dann zerstampft man das Malz, kocht es in Wasser und überläßt es der Gährung. Die Flüssigkeit hat eine trübe, gelbe Farbe und einen etwas bitterlichen scharfen Geschmack. Man bereitet sie auch aus Reis, Erbsen, Gerste, Yucca's, Ananas und selbst aus Brod. Fremde müssen sich erst daran gewöhnen. Ein anderes Getränk, welches jetzt vorzüglich die Neger lieben, ist der Guarapo, der aus dem gegohrenen Safte des Zuckerrohrs und aus Wasser bereitet wird. In unserer Zeit trinken die niedrigeren Volksklassen viel berauschende Getränke, besonders Branntwein, der meist aus Weintrauben gebrannt wird; die Vornehmeren sind im Ganzen viel mäßiger, trinken meist Wasser, oder sparsam süße Weine von Yca. (Tschudi Peru. I. S. 212, 213.)

malca zurück, unterwegs viel umherspähend und sich Jegliches merkend, was ihnen auffällig war. Sie mußten gestehen, daß des Inca's gemessenes Betragen, ruhige Haltung und große Selbstbeherrschung, daß die Ordnung, welche unter seinen Umgebungen herrschte, die Ehrerbietung, welche man ihm bewies, — daß dies Alles von ihnen nicht vorhergesehen war; es erfüllte sie mit Erstaunen, wenn sie damit das verglichen, was sie auf den Inseln, selbst in der Umgebung von Panama beobachtet hatten; mit noch größerem Interesse aber hatten sie das kostbare Geschmeide, welches der Inca und sein Gefolge trug, das Gold- und Silbergeschirr, auf welchem man ihnen Erfrischungen reichen wollte und die Menge Geräthschaften betrachtet, auf die ihr Auge gefallen war; diese Schätze eröffneten ihnen Aussichten, welche auch die kühnste Einbildungskraft vorher sich nicht vorgebildet hatte. Ihre Erzählungen in Caxamalca brachten eine große Bewegung unter ihren Landsleuten hervor; den Pizarro insbesondere bestärkten sie in dem Plane, den er gefaßt hatte, obwohl er die Verantwortlichkeit für die Ausführung desselben nicht allein zu übernehmen gesonnen war. Er ließ deßhalb einen Kriegsrath halten, zu welchem alle höheren Officiere eingeladen wurden und sprach zu der Versammlung ungefähr Folgendes:

„Wir sind unter dem Beistande des allmächtigen Gottes, der gebenedeieten Jungfrau und des heil. Michael glücklich bis hierher gekommen. Wüsteneien haben wir durchschritten, reißende Ströme haben unsern Zug nicht aufhalten können, die gefahrvollsten Gebirgspässe liegen hinter uns. Vor uns liegt der Schlüssel zum Reiche Peru und zu allen seinen unermeßlichen Schätzen; aber, wie ihr gehört habt, ein muthvoller Fürst, eine nicht zu verachtende Armee, die vielleicht um das Doppelte und Dreifache in wenigen Tagen verstärkt werden wird, bewachen sie. Wie die Gesinnung des Inca beschaffen ist, hat noch Niemand von uns ergründen können. Aber, es ist am Ende

ganz gleich, ob sie uns freundlich oder feindlich ist. Ist sie das Erstere, so werden wir offenbar bei gehöriger Vorsicht von unserer Seite eine Zeitlang in gutem Vernehmen bleiben; wenn aber allmählig der Glanz unserer Erscheinung erblichen ist, wenn der Inca erkannt haben wird, daß die weißen Männer nicht vom Himmel gekommen sind, sondern Erdensöhne sind, gleich den Peruanern, dann wird das Verlangen nach unseren Rossen und Waffen in seiner Seele erwachen, und der heftigste Kampf wird beginnen, — ein gefährlicher für uns, weil die Zeiten der ersten Ueberraschung vorüber sind. Ist aber die Gesinnung des Inca eine uns feindselige, so wird dieselbe bald hervortreten und auch dann haben wir keine Hoffnung als die, nach einem blutigen Widerstande, vielleicht nach einem Kampfe, der sich Tagelang hinziehen kann, als tapfere Männer mit dem Schwerte in der Hand für unsern Glauben und unsere heiligste Religion zu fallen. Denn wir dürfen es uns nicht verhehlen, dies Volk ist tapferer, gebildeter, kenntnißreicher, als wir gedacht haben; diese Festungen, diese Bollwerke, selbst die Bewaffnung der Krieger, ihre Ordnung in der Aufstellung zeugen von kriegerischer Gewandtheit, die uns wohl zum Nachdenken führen muß."

„Was nun thun? sollen wir umkehren und fliehen? Das würde uns übel anstehen; denn wir sind christliche Ritter und es ist ein Kreuzzug, den wir vor Allem zur Bekehrung der Ungläubigen unternommen haben; des Herrn Streiter sind wir; — und wenn dem auch anders wäre, — von dem Augenblicke an, wo wir ihnen den Rücken kehren, werden diese wilden Krieger auf uns einstürzen, uns umringen, jeden Fuß breit Landes uns streitig machen; von jenem Felsen werden Felsblöcke herniederstürzen und uns zerschmettern; was davon kommt, wird in den Engpässen dieser Gebirge der Wuth des Feindes erliegen."

„Sollen wir noch heute, sollen wir morgen beim ersten Strahle der Sonne einen Angriff wagen? Möglich, ja sogar wahrscheinlich ist es, wir werden anfangs ein ungeheures Blut=

vergießen anrichten; aber auch von unseren Brüdern werden Manche fallen und wenn der Inca, nach seinem früheren tapferen Benehmen zu schließen, immer neue Heerhaufen uns entgegenführt, wenn die Verstärkungen, die wir erwarten, unterwegs überfallen und aufgerieben werden, was wird dann unser endliches Loos sein?"

„In dieser Lage weiß ich nur Eins, was unsere Lage sofort auf's Günstigste gestalten kann und was uns wahrscheinlich zu Herren dieses reichen Landes machen wird, es ist die Gefangennehmung des Inca Atahuallpa, die morgen, schon morgen geschehn muß. Ich bekenne, es liegt etwas in dieser Handlung, was meinem Gefühle widersteht; aber hat nicht der tapfere Cortez geradeso mit Montezuma, dem Fürsten der Azteken, gehandelt? Gilt es nicht die Rettung unseres kleinen Heeres? Gilt es nicht den Sieg des Kreuzes? Gilt es nicht, unserm Kaiser ein Reich zu erobern, das nicht seines Gleichen hat? — Sprecht, Waffengefährten, und wer einen bessern Rath zu ertheilen weiß, der rede, er soll mir hoch willkommen sein!"

Keiner wußte einen bessern zu geben; und so ward beschlossen, daß der Inca Atahuallpa, wenn er am folgenden Tage käme, seinen Besuch abzustatten, aus der Mitte der Seinen gerissen und in Gefangenschaft gebracht werden solle. Am Abend wurden alle nothwendig erscheinenden Vorsichtsmaßregeln getroffen, Wachen ausgestellt, und den Posten der strengste Befehl ertheilt, von jedem Geräusch, das ihnen verdächtig scheinen sollte, von jeder Bewegung sofort den wachthabenden Führern Meldung zu machen.

---

# Sechster Abschnitt.

## Atahuallpa in Gefangenschaft. Peru in der Gewalt der Spanier.

Der Morgen des 16. Novembers des Jahres 1532 brach an. Die Trompeten schmetterten; in kurzer Zeit standen die Spanier unter den Waffen; die Morgensonne blitzte auf den Harnischen und Helmen der Ritter, ein kühler Windzug bewegte die Banner; das Herz der Krieger war voll Freudigkeit und Muthes; die Züge Pizarro's waren unbeweglich und schienen zuweilen, wie aus Erz gegossen. Er ertheilte ruhig, kurz und ernst die nöthigen Befehle, führte die Truppen auf die „Plaza", die auf drei Seiten von öffentlichen Gebäuden umgeben war, welche aus weiten Hallen bestanden, und ließ die Reiterei in zwei Haufen, von denen den einen sein Bruder Hernando, den zweiten Soto befehligte, diese Hallen besetzen. Das Fußvolk ward in anderen Hallen aufgestellt. Pedro de Candia begab sich mit zwei Feldstücken (Falkonet's, kleinen Geschützen, ungefähr 5 Fuß lang, die dreipfündige Kugeln schossen), in die Feste, welche dicht an der Plaza lag; Pizarro selbst wählte sich zwanzig Männer zu Begleitern, mit denen er zu handeln gedachte, wie die Nothwendigkeit es gebieten möchte. Der Befehl lautete also: bis zur Ankunft des Inca solle sich ein Jeglicher ruhig verhalten; auch nachdem er den Marktplatz betreten, solle Jeder unbeweglich bleiben, bis durch die Abfeuerung eines Schusses das Signal gegeben werde, dann solle das Feldgeschrei erschallen und der Angriff mit der blanken Waffe beginnen. Alles

solle besonnen, schnell, entschieden ausgeführt werden. — Nachdem die Waffen besichtigt und in Ordnung gefunden waren, frühstückten die Truppen reichlich. Dann wurde eine feierliche Messe gehalten, der Segen des Höchsten wurde auf die Krieger und ihr Vorhaben herabgefleht und Alle stimmten dann das Lied an: Exsurge Domine, (erhebe dich, o Herr u. s. w.) in welchem Gott gebeten wird, Seine heilige Sache zu führen und die Feinde des Kreuzes zu zerschmettern.

Schon in den beiden früheren Theilen dieses Werkes haben wir öfter darauf hingewiesen, daß sich in den Spaniern auf eine merkwürdige Weise ritterlicher Sinn und schwärmerische Frömmigkeit vereinigte; die Eroberer Mexico's, wie die Peru's, glaubten, Gott den größesten Dienst zu erzeigen, wenn sie mit aller Gewalt, die ihnen zu Gebote stand, die heidnischen Völker zum Kreuze bekehrten. Nun ist gewiß nichts mehr zu wünschen, als daß allen Völkern das Heil in Christo zu Theil werden möge, das Allen verheißen ist; denn Allen soll es widerfahren in dem zu Bethlehem Geborenen; aber die große heilige Sache der Heidenbekehrung darf nicht durch schändliche Mittel, durch Zwang und Blutvergießen gefördert werden, sondern einzig und allein auf dem Wege der Belehrung, begeisterter Predigt des Evangelii unter dem Schutze des Herrn. Wie verabscheuungswürdig erscheinen nun hier diese Spanier, den Pizarro an der Spitze, welche entschlossen sind, die größesten Grausamkeiten zu begehen, unter dem Vorwande, dem Kreuze den Sieg zu verschaffen und dazu Gott, den Heiligen, um Beistand anrufen! Ist ein Unterschied zwischen ihnen und den Räubern in Italien, welche, eben im Begriff, heranziehende Wanderer zu überfallen, zu plündern, zu tödten, das Bild der Maria oder des Schutzheiligen, das sie am Halse tragen, in die Hand nehmen und um Hülfe und Gelingen ihres Werkes bitten!

Zu derselben Zeit war in dem peruanischen Lager große Bewegung. Atahuallpa hatte befohlen, daß Alles bei dieser er=

sten Zusammenkunft mit den weißen Männern das Gepräge des größt=möglichen Glanzes trage, und die Zurüstungen dazu wollten kein Ende nehmen. Ob der Inca wirklich schon jetzt feindliche Absichten gegen die Spanier hegte, wohl gar an diesem Tage schon auf einen Angriff dachte, das ist, obwohl spanische Geschichtsschreiber aus sehr nahe liegenden Gründen es behaupten, zu bezweifeln; es mußte ihm vor Allem daran liegen, über die Fremdlinge zur Gewißheit zu kommen, ihren Ursprung, ihre Absichten u. s. w. kennen zu lernen; — was dann späterhin gekommen wäre, das läßt sich freilich nicht bestimmen. Ein großer Theil des Tages war verflossen, bevor der Zug des Inca sich in Bewegung setzte; endlich ging es vorwärts, aber höchst langsam, damit der Zug nicht in Unordnung gerathe, in ganzer voller Bewaffnung, — was dem Pizarro förmlich angezeigt wurde, worauf dieser antwortete: Der Inca möge kommen, wie er wolle, er werde die Aufnahme eines Freundes und Bruders finden!

Der Zug näherte sich; an der Spitze desselben gingen vierhundert gleichgekleidete Männer, welche die Straße von allen Zudrängenden frei erhalten sollten; dann erschien der Inca, auf einem Thronsessel, oder vielmehr einer Art Lager hoch über Alle emporragend, das mit bunten Federn, mit Gold und Silberblech, so wie mit Edelsteinen auf das reichste verziert war; vornehme Peruaner trugen ihren Fürsten und Andere, deren Gewänder von dem kostbaren Metalle schimmerten, umgaben die Sänfte. Hinter dem Inca kamen einige Andere aus den höchsten Geschlechtern, welche ebenfalls getragen wurden; eine Menge von Sängern und Tänzern schwärmten umher und die ganze Ebene, die Felder und die Wiesen waren, so weit das Auge reichte, mit Truppen bedeckt.

Vor der Stadt hielt der Zug an und Pizarro empfing die Nachricht, daß der Inca die Zelte aufschlagen lasse, in der Nacht vor der Stadt bleiben und erst am folgenden Morgen

dieselbe betreten wolle. Dies war dem Feldherrn äußerst unangenehm und er ließ Atahuallpa bitten, da Alles vorbereitet sei, seine Ankunft nicht zu verschieben, seinen Einzug zu halten und mit ihm zu Nacht zu speisen. Der Inca erfüllte diese Bitte; die Zelte wurden abgebrochen; eine abermalige Botschaft gelangte an Pizarro, er möge nur mit einem Theile seiner Leute und zwar unbewaffnet, (was einen tiefen Blick in die Seele des Inca thun läßt,) auf dem Platze erscheinen, da Atahuallpa die Nacht in Caramalca zubringen wolle.

Der Zug ging nun in die Stadt hinein. Die Vorwächter sangen Lieder, die nicht gerade lieblich klangen; man unterschied schon die Farben der Gewänder, die bei Einigen weiß und roth, bei Andern blau, bei Andern weiß waren, sämmtlich mit Gold verziert; auch der Sessel war, wie man später sah, seinem Gestelle nach aus purem Gold gefertigt. Der Inca trug ein prachtvolles Geschmeide von Smaragden, die Borla auf dem Haupte, das noch überdies mit güldenen Zierrathen geschmückt war. Er hatte eine sehr ruhige und gefaßte Haltung. Er ward über den Platz getragen und kein Spanier ließ sich sehen; gegen 5—6000 Mann folgten ihm nach und füllten den Platz aus; da wandte er sein Haupt und fragte: Wo sind die Fremdlinge?

In diesem Augenblicke trat der Dominikanermönch Vincenz Valverde, Pizarro's Beichtvater, später Bischof von Cuzco, hervor, in der einen Hand eine Bibel, in der andern ein Crucifix tragend, schritt langsam und feierlich auf den Inca los, blieb vor ihm stehn und sprach ungefähr Folgendes: Im Namen und Auftrage des Oberbefehlshabers erscheine ich vor Dir, König dieses Landes, um Dir die Grundlehre des einzig wahren Glaubens zu verkündigen, zu dessen Verbreitung die Spanier ihr Vaterland verlassen, das Meer durchschifft und durch Wüsten und Einöden, über Berg und Thal bis hieher vorgedrungen sind. Wisse, daß Gott, der Einige, Ewige und All=

mächtige, in welchem Vater, Sohn und heiliger Geist vereinigt sind, vor Jahrtausenden Ein Menschenpaar erschaffen hat, welches unschuldig war, aber durch die Verführung der Schlange zur Sünde hingerissen wurde. Die Sünde erbte von da an fort unter dem Menschengeschlechte und nahm so überhand, daß der Herr dasselbe durch eine große Fluth vertilgte von der Erde bis auf Eine Familie, welche Ihm getreu geblieben. Als die Wasser verlaufen waren, bebauten die Nachkommen dieser Familie die Erde, jagten, erfanden manches Gute und Nützliche, blieben aber der Sünde unterworfen, so sehr, daß viele Tausende abfielen von dem lebendigen Gott und Götzendiener wurden. Nur Ein Volk bewahrte sich den Glauben an den Einigen Gott und als die Zeit erfüllet war, sandte Gott der Welt aus diesem Volke einen Heiland und Erlöser, seinen eingeborenen Sohn Jesus! Nun erzählte Valverde die Geschichte Christi, ging auf die Geschichte der Apostel und der Päpste über und fuhr fort: Einer dieser heiligen Männer, der Papst Alexander, hat dem Könige von Spanien, dem großen deutschen Kaiser Karl, den Auftrag gegeben, die Länder in diesem westlichen Theile der Erde aufzusuchen und ihre Bewohner zu bekehren; und so ist denn in des Kaisers Namen Francisco Pizarro als Oberbefehlshaber hieher gekommen, um dem Auftrage zu entsprechen.

Nimm also, (so schloß der Dominikaner seine Rede,) nimm, Inca Atahuallpa, den einzig wahren christlichen Glauben an, erkenne die höchste Obergewalt des römischen Papstes, unterwirf dich dem Könige von Spanien als deinen rechtmäßigen Oberherrn, dann wirst du dein Reich behalten und in allen deinen Rechten geschützt werden. So du aber wider Erwarten dieser Aufforderung nicht folgst, so wird der Krieg deine Lande verwüsten und Elend, zeitliches und ewiges, wird dein und der Deinigen Loos sein.

Diese Rede, welche eine sehr lange Zeit hinnahm, wurde von Felipillo verdolmetscht und man kann denken, daß dieß nicht

auf die deutlichste Weise geschehen sein mag. So sagte er unter andern, die Christen glaubten an drei Götter und Einen Gott, und das wären vier. Das Meiste war auch dem Atahuallpa und seinen Räthen völlig unbegreiflich; Einzelnes aber, besonders was sich auf die Forderungen bezog, die an ihn gestellt wurden, begriff er; er erkannte deutlich, daß man nichts Geringeres von ihm verlange, als sich und sein Reich einer höheren Macht zu unterwerfen.

Dieß deuchte ihm — und mit Recht — zu viel; seine Augen sprühten Feuer; dennoch bezwang er sich und sprach: Ich will keinem Menschen zinspflichtig und dienstbar sein! Ich bin größer, als irgend ein Fürst auf der Erde. Euer Kaiser mag ein großer und mächtiger Herrscher sein, da er euch, seine Unterthanen, so weit über das große Wasser geschickt hat und ich will ihn als meinen Bruder betrachten. Aber diese Länder gehören mir, ich bin ihr rechtmäßiger Herr und begreife nicht, wie ein Priester das verschenken kann, was nicht sein ist. Meinem Glauben will ich getreu bleiben. Euer Gott hat, wie ihr sagt, sterben müssen durch die, welche er selbst erst erschaffen hat; mein Gott lebt im Himmel und schaut auf seine Kinder nieder. (Dabei zeigte er auf die, eben prachtvoll im Westen hinter den Bergen sich hinabneigende Sonne.)

Weiter sagte er zu Valverde, er habe von so vielen Dingen geredet, von denen er nie etwas gehört habe und von denen er deßhalb wenig verstehe und wünsche zu wissen, woher er die Kenntniß davon genommen; der Mönch erwiederte: das Alles steht in diesem heiligen Buche! — Da nahm der Inca dasselbe in die Hand, öffnete es begierig, blätterte darin, hielt es an sein Ohr, sprach: „es schweigt still! — es sagt mir nichts!" und warf es zu Boden. Hastig nahm es der Mönch auf, eilte zu Pizarro, sagte ihm, was geschehen war, rief: Gottes Wort wird verhöhnt von diesem Hunde! seht! die Felder füllen sich immer mehr mit Indianern! drauf nun! rächet die Entheili=

gung des göttlichen Wortes, ich spreche euch los von euren Sünden.

Die Stunde der Entscheidung schlug. Pizarro gab ein verabredetes Zeichen. Donnernd gaben die Höhen den Knall eines abgefeuerten Geschützes wieder; die Trompeten ertönten, das Feldgeschrei: „St. Jago und auf sie!“ erscholl aus dem Munde Pizarro's und seiner Schaar, welche mit ihrem Führer zuerst aus der Halle stürzte, und ward von dem Kriegsrufe sämmtlicher Spanier beantwortet. Pizarro drängte sich mit den Seinigen dem Inca zu, den sogleich seine Edeln in dichter Schaar umgaben. Sie waren ohne Waffen, oder wenn sie dergleichen unter ihren Obergewändern trugen, wie behauptet ist, so bedienten sie sich derselben bei dieser Gelegenheit nicht; sie stürzten sich nur den Spaniern entgegen, um sie von ihrem Fürsten zurückzuhalten, dessen Sänfte bei dem Ansturme und Zurückwogen des Haufens fortwährend schwankte; wenn zehn von den Hufen der Rosse niedergestürzt waren oder die Todeswunden vorn in der Brust trugen, drängten sich zwanzig andere an ihre Stelle und eine Zeitlang glich alles einem verwirrten Knäuel, bis endlich Pizarro und einige seiner Begleiter bis dicht an die Sänfte gelangten; aber es war noch völlig unmöglich, sich des Inca zu bemächtigen; denn je größer die Gefahr für Atahuallpa wurde, um so rücksichtsloser und todesmuthiger stürzten sich wieder die Schaaren der Seinigen für ihn in den ungleichen Kampf, — in den Tod; da rief ein Spanier: laßt uns ihn tödten, damit die Zeit zum Siege nicht verloren gehe! drängte sich heran, obwohl Pizarro ausrief, daß keiner, der sein Leben liebe, dem Inca ein Leid zufügen solle, und führte einen Schlag auf den unglücklichen Fürsten. Pizarro wollte diesen abwehren und ward dabei in die Hand verwundet, — die einzige Wunde, welche an diesem Tage einem Spanier geschlagen wurde. Das Gedränge, das Getümmel mehrte sich nun, die Sänfte schwankte, stürzte und Atahuallpa wäre zu Boden gefallen, wenn ihn nicht Pizarro

mit einem, neben ihm stehenden Krieger in den Armen aufgefangen hätte. Nun entfernte man den beklagenswerthen Inca sogleich, brachte ihn in eine Halle und umgab ihn mit Wachen. Seine Freiheit hatte ein Ende.

In derselben Zeit, als Pizarro den Angriff auf Atahuallpa machte, stürzten sich die übrigen spanischen Haufen auf die Umgebungen des Fürsten, auf seine Leibwachen und Krieger, welche den Platz füllten. Es entstand ein empörendes Gemetzel, da an eine Gegenwehr dieser Tausende gar nicht zu denken war; unter den Schwertern, unter den Hufen der Rosse sanken Hunderte auf Hunderte nieder; der Platz war roth von rinnendem Blute; die Fliehenden wurden verfolgt und ohne Gnade niedergehauen, wenn sie erreicht wurden; mindestens 5000 Peruaner verloren an diesem Abende ihr Leben.

Endlich ward es still, der Donner des Geschützes schwieg, das Kriegsgeschrei verstummte, der Ruf der Verzweiflung, die Jammertöne der Sterbenden wurden nicht mehr gehört; — die Spanier waren in ihren Quartieren. Außerhalb der Stadt eilten Flüchtlinge auf Flüchtlinge den dunkeln Gebirgen zu und verbreiteten die Schreckenskunde von der Gefangennehmung des Inca bis in die tiefsten und verborgensten Schluchten der Cordilleren.

Noch nicht eine Stunde hatte das Gemetzel gewährt, und doch entschied diese Stunde das Schicksal Peru's und den Fall der ehrwürdigen Dynastie der Inca's. — Eine Stunde nach der blutigen That saß Atahuallpa neben Pizarro, welcher sein gegebenes Versprechen lösen wollte, — bei der Abendmahlzeit; er behauptete eine bewundernswürdige Fassung und soll die Tapferkeit bewundert haben, mit welcher die Spanier ihn aus der Mitte der Seinigen herausgerungen hätten, auch sich weiter über seine Ansichten von und seine Absichten mit den Spaniern ausgesprochen haben, was jedoch in hohem Grade unwahrscheinlich ist. Eben so unwahrscheinlich ist es, daß der Inca nach einem

solchen Abende irgend ein Zutrauen in die Versicherungen der Ehrfurcht, Freundschaft und Anhänglichkeit gesetzt habe, mit welchen Pizarro ihm beim Nachttisch aufgewartet haben soll. Die blutigen Leichname seiner Getreuen vor den Hallen sagten dem unglücklichen Atahuallpa nur zu vernehmlich, was er von Versicherungen der Art zu halten und was er Selbst zu erwarten habe.

Nach der Mahlzeit redete Pizarro mit wenigen Worten seine Truppen an, ermahnte sie, Gott für den leichten Sieg zu danken, den Er allein ihnen verliehen habe, wachsam zu sein inmitten eines Feindes, der vielleicht zur Besinnung kommen und große Gefahren bereiten könne, und besuchte dann persönlich sowohl die ausgestellten Vorposten, als die um die Person des Atahuallpa aufgestellten Wächter, überall zur Vorsicht mahnend.

Am folgenden Morgen wurde durch die gefangenen Peruaner unter Aufsicht der Spanier die Stadt gereinigt; die Leichname wurden hinweggeschafft und bestattet, einzelne Trupps ausgesandt, um die etwa noch Widerstand leistenden Eingeborenen auseinander zu treiben, und mehrere feste Puncte besetzt. Es wurde eine sehr große Menge Gefangener eingebracht; als man nun darüber berieth, was man mit ihnen beginnen solle, riethen Einige, man solle sie sämmtlich tödten, oder ihnen wenigstens die rechte Hand abhauen, damit sie nicht mehr schaden könnten. Pizarro aber verwarf diesen grausamen Rath, ließ den Gefangenen sagen, daß sie nichts zu fürchten hätten, wenn sie sich aller Feindseligkeiten gegen ihre Ueberwinder enthielten und entließ dann die Meisten in ihre Heimath; ein Theil blieb zur Bedienung der Spanier zurück.

Man kann denken, welcher Art der Gemüthszustand des unglücklichen Inca war, als er sich des ungeheuren, plötzlichen Wechsels klar bewußt wurde, welchen sein Geschick erfahren hatte. Von der Höhe der Herrschaft hinabgestürzt, sah er diejenigen, welche bisher seinem Winke gehorchten, als Sklaven der Spanier; die kühnsten, treusten Anhänger, die gewissenhaftesten Rath=

geber waren ihm nicht mehr unter den Lebendigen; er kannte sein Volk zu gut, als daß er hätte erwarten sollen, es werde sich erheben und ihn befreien; tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner und sein Elend drückte ihn zu Boden.

Unter den Spaniern dagegen herrschte Jubel und Freude. Ein starkes Commando, welches zu dem Landhause des Inca entsandt war, um sich der Schätze zu bemächtigen, kehrte mit Reichthümern zurück, die alle Erwartungen überstiegen. Schwere goldene und silberne Schüsseln und Gefäße bildeten den vorzüglichen Theil der Beute, welche in einem abgesonderten Raume niedergelegt und bewacht wurde; die den gefallenen Begleitern des Inca abgenommenen edeln Steine und Schmucksachen wurden hinzugelegt. Die Betrachtung dieser Schätze, an welchen jedem Spanier ein Antheil zustand, erfüllte die goldgierigen Gemüther mit Entzücken. Vieles kam noch dazu, was in Caxamalca gefunden wurde. Eben daselbst bemächtigte man sich der feinsten wollenen Stoffe; an Nahrungsmitteln war nicht der geringste Mangel; denn große Heerden von Lama's fielen in die Gewalt der weißen Fremdlinge.

Es konnte dem Atahuallpa nicht verborgen bleiben, welches Verlangen nach dem „rothgelben Metall“ die Spanier hegten: die meisten ihrer Fragen waren auf das Gold gerichtet, ihr Durst danach schien immer größer zu werden und auf diese Beobachtung baute er die Hoffnung auf seine Freilassung; daß er um die letztere sobald als möglich sich bemühen müsse, leuchtete ihm ein; das Bild seines Bruders Huascar trat wie ein schreckendes Gespenst vor seine Seele. Erfährt er, daß ich gefangen genommen bin, sagte er sich, so wird er alles aufbieten, Bestechung und Zusage, Bitte und Drohung, um aus seiner Haft in Andamarca zu kommen; er wird sich an die Spitze der entfernten Truppen stellen und sich des Reichs bemächtigen; dann wäre ich rettungslos verloren! Deßhalb, — nur erst die Freiheit

wiedergewonnen und das Uebrige wird sich durch Weisheit und Macht herstellen lassen! —

Er bat Pizarro um einen Besuch; die Bitte wurde gewährt. Der Oberfeldherr trat mit einigen Vertrauten in das Zimmer des Gefangenen, begrüßte denselben ehrerbietigst, — denn, seit der Inca in seiner Gewalt war, hatte er es nicht an Versicherungen der Freundschaft und Ehrfurchts-Bezeugungen fehlen lassen, und fragte nach seinem Begehren. Nach einigen Vorbemerkungen sagte Atahuallpa, er wünsche seine Freiheit und wenn ihm dieselbe gewährt würde, wolle er den Fußboden seines Zimmers mit Gold bedecken. (Das Gemach war zwei und zwanzig Fuß lang und sechszehn breit.) Als er Pizarro auf eine eigenthümliche Weise lächeln sah und keine Antwort empfing, glaubte er, sein Anerbieten sei zu gering; er stand auf und sprach, indem er seine Arme nach obenhinausstreckte: ich will, wenn du mir bald die Freiheit gibst, dieß Zimmer so hoch mit Gold anfüllen lassen, als meine Hände reichen!

Die Anwesenden erstaunten. Wohlan, es sei! sprach endlich Pizarro und zog eine Linie an den Wänden des Zimmers, um die Höhe zu bezeichnen, bis zu welcher der Schatz hinansteigen müsse. — Klingt das Ganze nicht wie ein Mährchen? — Und doch fehlte nur wenig an der Erfüllung des vom Inca gegebenen Versprechens. Boten auf Boten fertigte der Gefangene ab, die nach Cuzco, Quito und in andere Städte eilten, um aus den Tempeln und Palästen das Gold zu holen. Ohne Widerstand lieferten die Städte, die Aufseher der königlichen Wohnungen das kostbare Metall ab, und Haufen auf Haufen trafen ein. Zwei Monate hatte Atahuallpa zur Erfüllung der von ihm selbst gestellten Bedingung Frist verlangt und sie war ihm gewährt worden. In der Zwischenzeit ließ man ihm jede Bequemlichkeit, auch jeden Umgang genießen, den er wünschte; man gewährte ihm Alles, — bis auf das Eine, zu dessen Gewinn und Herbeischaffung die Seinigen jetzt so thätig waren.

Eine andere Thätigkeit zu seinen Gunsten entwickelten sie freilich nicht; weder neue Zurüstungen wurden gemacht, noch die entfernten Krieger herbeigerufen, um die ihrem Fürsten und ihnen zugefügten schweren Beleidigungen und Mißhandlungen zu rächen. Aber das Gold gaben und holten sie gern, — um kein Blut geben zu müssen. Dabei näherten sie sich stets dem Atahuallpa mit der sclavischsten Unterwürfigkeit. — Aber in dieser selbigen Zeit empfing Atahuallpa auch häufige Besuche vom Pater Valverde, der alle seine Beredsamkeit aufbot, um dem Gefangenen deutliche Begriffe von der Lehre des Heilandes beizubringen und ihn zur Annahme des christlichen Glaubens zu bewegen. Der Inca blieb still oder erwiederte nur Weniges; einen großen Eindruck aber schien es auf seine Seele zu machen, als eines Tages Pizarro, welcher der Unterredung, (wenn man es so nennen kann,) beigewohnt hatte, zu ihm sagte: Unser Gott ist der wahre Gott, denn er hat uns den Sieg gegeben, deine Götter sind falsche Götter, denn sie haben dich unterliegen lassen! — Der unglückliche Monarch seufzte schwer — und wußte nichts zu erwiedern.

Bald nach der Gefangennehmung des Inca und nach dem, von diesem abgelegten, Versprechen des Lösegeldes kam ein Gesandter von Seiten des Huascar an, welcher wirklich, wie Atahuallpa ahnte, große Anstrengungen machte, eher seine Freiheit wieder zu gewinnen, als sein Bruder, der ihm dieselbe geraubt hatte. Der Bote versprach im Namen Huascars, daß eine bei weitem größere Menge Goldes von diesem geliefert werden würde, als Atahuallpa versprochen, wenn man ihm die Freiheit schenkte. — Pizarro erzählte dieß seinem Gefangenen und äußerte, er werde vielleicht Huascar nach Caxamalca bringen lassen, um selbst mit ihm zu reden und zu entscheiden, wer von beiden Brüdern eigentlich das meiste Recht auf den Thron Peru's besitze u. s. w. — Diese Aeußerung stürzte den Inca in die größeste Unruhe, und um derselben los und ledig zu wer-

den, ertheilte er einem seiner vertrautesten Diener geheime Befehle in Beziehung auf Huascar, welche pünktlich ausgerichtet wurden. Nach wenigen Tagen lief die Nachricht ein, Huascar sei nicht mehr unter den Lebendigen, — eine Nachricht, die Atahuallpa mit Erstaunen und Unwillen empfing, (natürlich mit erheucheltem;) er suchte Pizarro davon zu überzeugen, daß seine, — nämlich des Inca — Officiere diese That wohl aus Liebe zu ihm, aber nicht in seinem Auftrage vollführt hätten! — — So häufte jeder Theilnehmer an diesem großen Trauerspiele Verbrechen auf Verbrechen auf sein Haupt! —

In massiven Platten, von denen die stärksten ungefähr 75 Pfund schwer waren, in der Form von Schüsseln, Terrinen, Krügen, die zum Theil, wie wir oben schon bemerkt haben, sehr kunstreich verfertigt waren, langte das Gold an, auch eine Masse von Silber, welche nach Atahuallpa's Anordnung in einem kleineren Zimmer aufgehäuft wurde; — aber es ging langsam, denn die Entfernungen waren groß, und die Spanier fingen an zu murren, von Verrath zu reden, und einen plötzlichen Ueberfall zu fürchten. Pizarro sprach darüber mit Atahuallpa, welcher ihm feierlichst die Versicherung ertheilte, daß keiner seiner Unterthanen ohne seinen Befehl das Geringste gegen die Spanier unternehmen werde; — und ist nicht mein Leben in deiner Hand, fuhr er fort, ist dieß nicht die beste Bürgschaft für meine Treue? — Damit aber jeder Zweifel aus deinem Herzen schwinde, sende einige deiner Diener nach Cuzco; ich werde ihnen einen Geleitsbrief geben; Niemand wird wagen, sie zu belästigen, im Gegentheil, Jedermann wird sie wohl aufnehmen; sie mögen in Cuzco die Ablieferung des Goldes überwachen und die Absendung beschleunigen! —

Dieser Vorschlag gefiel dem Pizarro über die Maaßen; das war der Weg, zu sichern Nachrichten über das ganze Land, über die in demselben befindlichen Truppen-Abtheilungen, über den

Zustand der Hauptstadt uns über tausend andere wichtige Dinge zu gelangen. Es sei! sprach er zu dem Inca und bald zogen drei muthige spanische Männer nach Cuzco, mit mancherlei Befehlen ihres Feldherrn betraut und mit dem königlichen Geleitsbriefe versehen.

Um auch von andern Seiten her genaue Kunde über das Land einzuziehn, sandte Pizarro seinen Bruder Hernando mit zwanzig Reitern und einem kleinen Haufen Fußvolks aus, damit er zuerst die nicht fern gelegene Stadt Guamachucha besuche, wo nach eingelaufenen Gerüchten Vorbereitungen zu einem Anfalle auf die Spanier gemacht werden sollten, und dann wo möglich bis zu der Stadt Pachacamac vordringe, von welcher die Peruaner Vieles berichteten, was anlockend genug war; namentlich erzählten sie von zwei prachtvollen Tempeln, deren Einer dem Gott, der die Welt erschaffen, deren Anderer dem Sonnengott geweiht sei; auch würden dort Orakel ertheilt, nach denen die Bewohner des Reichs solches Verlangen trügen, daß sie sehr häufig zu dem Tempel in Pachacamac pilgerten und anbeteten, der feierlichen Sprüche gewärtig und begierig. Geschenke brächten sie reichlich und so besäße der Altar der Gottheit dort ungeheure Schätze. Atahuallpa bestätigte dies und bat den Pizarro, sobald als möglich Bewaffnete abzuschicken, welche das Gold nach Caxamalca geleiteten, bevor die Priester es zu verbergen Zeit und Gelegenheit hätten. — Hernando zog aus, fand in Guamachucha alles ruhig und in Ordnung, erreichte dann die große Straße und rückte auf derselben vor, bis er nach einigen Wochen die ziemlich große, sehr bevölkerte, wohlgebaute Stadt Pachacamac erreichte. Auf dem ganzen Wege hatte er nirgends Feindseligkeiten erfahren und auch an den Pforten dieser Stadt ward er freundlich aufgenommen. Er sah, daß der größeste Tempel, der des Schutzgottes, eher einem bedeutenden Festungswerke, als einem Heiligthume ähnlich war.

Ein gewaltiger Bau von Stein war um einen kegelförmigen Hügel gehäuft und machte keinen ansprechenden Eindruck.

Als Pizarro's Bruder in das Gebäude eindringen wollte, ward es ihm von einem Priester verwehrt; er aber ging ohne Weiteres hinein mit dem Ausrufe: ich bin so weit hergekommen und soll mich von einem Priester zurückhalten lassen? Seine Leute folgten ihm; sie erstiegen eine Gallerie, welche sie auf einen freien Platz oben auf dem Hügelgipfel führte, der an einer Seite eine Art von Kapelle zeigte. Das war das Heiligthum der furchtbaren Gottheit. Die Thür war mit verschiedenen Schmucksachen, Korallen, Türkisen, Krystallstücken und andern Dingen der Art aufgeputzt; bevor Hernando hineintrat, wollten ihn Indianer von der Entweihung ihres Heiligthums abhalten; da erschütterte plötzlich ein gewaltiger Stoß die Mauern des alten Gebäudes; die Erde bebte; mit Geheul entflohn die Indianer, welche des festen Glaubens waren, die erzürnte Gottheit werde nun die eingedrungenen fremden Frevler strafen; diese aber blieben unbeweglich bei dieser Naturerscheinung — denn sie hatten den Stoß eines Erdbebens wohl erkannt, — drangen in das Gebäude und wunderten sich, anstatt einer mit Gold und Edelsteinen geschmückten Halle einen dunkeln Raum zu finden, in welchem es von den gebrachten Thieropfern wie in einem Fleischerhause roch und in welchem nichts, als das Bild des Götzen stand, das sie sogleich herausrissen und in tausend Stücke zerschmetterten. Dann ward der Platz gereinigt und ein hohes Kreuz aus Stein aufgerichtet.

Eine Gegenwehr hatten die Einwohner nicht gewagt; als sie sahen, daß die Verwüster ihres Heiligthums von der, für so mächtig gehaltenen Gottheit nicht bestraft wurden, erkannten sie, daß der Gott der weißen Männer gewaltiger sei und brachten Diesen, die sie für höhere Wesen hielten, ihre Huldigungen dar. Hernando benutzte diese Stimmung und versuchte es, den Eingeborenen einige Kenntniß der christlichen Lehre beizubringen,

obgleich er sich zuletzt damit begnügen mußte, ihnen das Zeichen des Kreuzes, als das wirksamste Mittel gegen die Anläufe und Anfechtungen des Teufels, den sie verehrt hatten, gelehrt zu haben. —

In Pachacamac erfuhr Hernando, daß der erfahrenste Feldherr des Atahuallpa, Challcuchima, welcher ihm vorzugsweise seine Siege gewonnen hatte, mit einem starken Truppencorps in der Nähe der Stadt Xauxa liege; er faßte den Entschluß, seinen Marsch nach dieser Stadt zu richten, den Feind anzugreifen und sich, wo möglich, jenes tapferen Kriegers und berühmten Anführers zu bemächtigen. Der Vorsatz war kühn und die Ausführung bot sehr große Schwierigkeiten dar, da es galt, mit der Reiterei Felsklüfte zu passiren und Anhöhen zu erklimmen, die mit zerbröckeltem, scharfem Gestein besäet waren. Die Pferde litten außerordentlich, besonders an den Hufen, und da es an Eisen zum Beschlagen fehlte, so wurden silberne Hufeisen verfertigt und von Indianischen Schmieden aufgelegt. Xauxa, eine sehr bevölkerte Stadt, ward endlich erreicht und es bestätigte sich, daß Challcuchima mit einem Heere von dreißigtausend Mann einige Meilen von der Stadt lagere. Hernando ließ sich sogleich mit ihm in Unterhandlungen ein und wußte ihn dahin zu bestimmen, daß er, umgeben von einer kleinen Schaar seiner Leute, den Spaniern folgte, um mit ihnen nach Caxamalca zum Inca zu ziehn. Er wurde auf den Schultern seiner Krieger in einer Sänfte getragen und an allen Orten, durch welche der Zug führte, wurde er als Liebling seines Monarchen und als berühmter Krieger mit großer Auszeichnung von den Peruanern empfangen. Nach einer langen Reise — denn Xauxa lag in gleicher Breite mit dem später (s. unten) von Pizarro gegründeten Lima, — kam man glücklich in Caxamalca an und der Feldherr ward zu seinem Herrn geführt. Mit allen Zeichen der Ehrfurcht, auf die Weise, wie alle Unterthanen sich dem Inca näherten, barfuß und eine kleine Bürde auf dem

Rücken tragend, trat er zu seinem gefangenen Fürsten und seine ersten Worte waren: „daß ich hier gewesen wäre! dieß wäre nicht geschehen!“ dann warf er sich auf die Knie nieder, küßte dem Inca Füße und Hände und benetzte sie mit seinen Thränen. Rührender Anblick der Treue und Ergebenheit! Man hätte glauben sollen, die Spanier wären dadurch auf menschlichere Gedanken gekommen! — Der Fürst selbst bewahrte auch bei dieser Gelegenheit seine ganze ruhige Fassung; in ernstem und gemessenem Tone hieß er seinen Feldherrn willkommen. Warum kamest du nicht mit deinen Tausenden tapferer Krieger, mich zu befreien? dieser Gedanke flog vielleicht durch seine Seele.

Ende Mai's kehrten auch die drei nach Cuzco gesandten Spanier zurück. Sie waren überall, — und das verdankten sie eben so sehr dem Befehle des Inca, als der Ehrerbietung, welche man vor ihrer Macht hegte, — sehr freundlich aufgenommen worden; auf den Schultern wurden sie in Sänften von den Eingeborenen getragen; mit allem wohl versorgt, ohne Anstrengung legten sie so auf der großen Straße einen Weg von über hundert deutschen Meilen durch bevölkerte Städte, angebautes Gelände zurück und ihr Empfang zu Cuzco war festlich gewesen. Sie bestätigten Jegliches, was man früher von der Größe, dem Reichthum und der großen Bevölkerung dieser Stadt gehört hatte. Der große Sonnentempel, erzählten sie, ist ganz mit massiv goldenen Platten bedeckt; die Königsleichen sitzen auf goldenen Stühlen, (man wird hiebei lebhaft an Karl den Großen und an das erinnert, was über sein Begräbniß im Dom zu Aachen berichtet wird;) überall ist Pracht und Herrlichkeit. — Den Leichen wurde kein Schmuck entzogen; aber der Tempel mußte 700 goldene Platten hergeben. Noch mehr, erzählten die Männer, soll in andern öffentlichen Gebäuden verborgen liegen; wir haben sie aber nicht besucht, weil die Zeit zu karg zugemessen war.

Späterhin zeigte es sich, daß diese drei Männer mit unerhörter Frechheit zu Werke gegangen waren und daß sie die Peru=

aner durch ihr rücksichtsloses, ungebundenes und zügelloses Verhalten so verletzt hatten, daß nur die Ehrfurcht vor den Befehlen des Inca die empörten Gemüther von einem Angriffe auf das Leben ihrer Bedränger zurückgehalten hatte. Sie brachten außer dem Silber zweihundert Cargas oder Ladungen Gold mit sich, von denen jede durch vier Indianer gezogen wurde, (vielleicht auf Palanquinen getragen.) Dadurch wurde denn der Raum, den der Inca zu füllen verheißen hatte, bedeutend verkleinert, obwohl die gezogene Linie noch nicht erreicht war, und es gereichte dem Atahuallpa zu hoher Freude, als er sah, wie sich der Raum des Zimmers verengerte — durch diese ungeheuren Schätze.

Um diese Zeit kam der Bundesgenosse Pizarro's, Almagro, zu Caxamalca mit einer bedeutenden Verstärkung an, welche 150 Mann betrug und dazu fünfzig Berittene zählte; auch brachte er Munition mit und wurde freudig willkommen geheißen, (im Februar 1533;) so manches Feindselige, was zwischen ihm und Pizarro sich angehäuft hatte, schien ganz aufgegeben und vergessen; beide schienen bereit, mit einander die Eroberung dieses reichen Landes vollenden und brüderlich theilen zu wollen. Wir werden späterhin sehen, ob diese Freundschaft das Feuer der Prüfung aushielt.

Der Inca Atahuallpa blickte nicht mit gleichem Wohlgefallen auf die, seinen Feinden gekommene, Verstärkung hin. Er ahnte seine Zukunft, und diese Ahnung ward noch düsterer, als ein Meteor über Caxamalca hinleuchtete, welches er bemerkte und ausrief: „kurze Zeit vor dem Tode meines Vaters Huayna Capac sah man ein ähnliches Zeichen in der Tiefe der Nacht!" Seine Stimmung ward von der Zeit an sehr gedrückt, selten sah man ihn lächeln. Ach, seine Befürchtungen waren nur zu begründet!

Die Truppen drangen nun auf Theilung der angehäuften Schätze. Pizarro sah selbst ein, daß es am Besten wäre, mit

der Vertheilung nicht länger zu zögern, theils, um allen Grund zu Mißtrauen und Unzufriedenheit zu entfernen, theils um der Bewachung des Schatzes überhoben zu sein. Mochte Jeder seine Beute selbst beschützen! Auch galt es, um schnell vorwärts zu schreiten, damit den Einwohnern nicht Zeit bliebe, ihr Gold zu verbergen; man dachte an Tenochtitlan und das Verfahren der Azteken in dieser Beziehung.

Es ist schon erwähnt, daß der Schatz aus Platten, aber auch aus Bechern, Krügen und Kannen, Tellern, Terrinen und allerlei anderen Gefäßen bestand, aus Zierrathen, welche in den Tempeln und königlichen Palästen gefunden waren, aus Bildwerken, welche verschiedene Pflanzen, auch Thiere darstellten, worunter besonders Nachahmungen der Maispflanze aus Gold und Silber, ein sehr schön gearbeiteter Springquell und Anderes große Bewunderung erregten. Der Gehalt des edeln Metalls war nicht überall gleich, einiges war feineres, anderes weniger feines Gold. Man nahm nun die schönsten Stücke heraus, die dem kaiserlichen Fünftheil zugezählt werden sollten, damit Se. Majestät sich an der Schönheit der Arbeit und an dem Gedanken ergötze, daß seine Feldherren ihm ein Reich eroberten, welches solche Kunstwerke liefere.

Diese Arbeiten hatten einen Werth von 100,000 Dukaten, und Hernando Pizarro, dieser eben so kühne als gewandte und geschäftserfahrene Mann, ward ausgewählt, sie dem Kaiser zu Füßen zu legen und demselben genauere Kunde über die Fortschritte des wichtigen Unternehmens mitzutheilen. — Einen ganzen Monat brachten peruanische Metallarbeiter mit dem Einschmelzen des zu Barren bestimmten Goldes und Silbers zu, — so groß war die Masse! Als die Arbeit geschehen war, berechnete man den Schatz zu einem Werthe von 1,326,539 Goldpesos, eine Summe, welche in unsern Tagen ungefähr 22 Millionen Thaler betragen dürfte; dieß war der Goldschatz. Der Silberschatz be-

trug 51,610 Mark. Welch' eine ungeheure Beute! und sie war in die Hände einiger hundert Abentheurer gefallen.

Es ging an die Theilung des Schatzes. Die Leute Almagro's machten Ansprüche auf ihr Theil, wie sie es nannten; doch wäre es eine Ungerechtigkeit gegen die Soldaten Pizarro's gewesen, wenn man jene in gleiche Theile mit ihnen hätte gehen lassen; was that man nun?

Am Festtage des heiligen Jago, (Jacobs,) des spanischen Schutzheiligen, standen die Truppen auf dem großen Markte aufmarschirt; Pizarro rief den Beistand Gottes an, daß das Werk gewissenhaft und gerecht vollendet würde. Zuerst sonderte man das kaiserliche Fünftheil ab. Dann empfing Pizarro, (welchem überdieß die goldene Sänfte des Inca als Beute zugefallen war) 51,222 Goldpesos und 2350 Mark Silber. Sein Bruder Hernando bekam 31,080 Goldpesos und 2350 Mark Silbers, Soto 7740 Goldpesos und 424 Mark Silbers. Von den 60 Reitern, die da waren, empfing Jeder 8880 Goldpesos und 362 Mark Silbers; vom Fußvolke Mann für Mann 4440 Goldpesos und 180 Mark Silbers. Für die Leute Almagro's, die auf die Zukunft vertröstet wurden, setzte man 20,000 Goldpesos aus; die Ansiedler in San Miguel empfingen 15,000 Pesos. Für die erste christliche Kirche in Peru, die des h. Franciscus, wurden 2220 Goldpesos bestimmt. — Pater Luque, welcher Recht auf eine Berücksichtigung hatte, konnte dasselbe nicht mehr geltend machen, denn er war gestorben. Almagro wird ebenfalls nicht unter denen erwähnt, welche einen Antheil an der Beute geltend gemacht oder empfangen hätten; jedenfalls hatte sich Pizarro mit ihm abgefunden.

Der Letztere machte nun alle Vorbereitungen zur Fortsetzung des Unternehmens; aber es konnte kaum etwas geschehen, bevor ein fester Beschluß hinsichtlich Atahuallpa's gefaßt war. Dieser bat immer dringender um seine Freiheit und wandte sich vorzüg=

lich an de Soto, zu welchem er viel Zutrauen gewonnen zu haben schien. Soto sprach mit Pizarro, der ihm unbestimmte Antwort gab. „Ich kann noch zu keiner Entscheidung kommen," sprach er. Und allerdings war es für Pizarro schwierig, einen Ausweg zu finden. Er sagte sich: wenn der Inca freigelassen wird, so haben wir das Aeußerste von ihm zu fürchten. Er wird in's Gebirge fliehn, wird seine Truppen um sich her sammeln, wird sie mit unauslöschlichem Hasse gegen uns erfüllen; es wird zu einem blutigen Kampfe kommen, dessen Ausgang gar nicht abzusehn ist. Also an Freilassung ist nicht zu denken, oder wir müßten so thöricht sein, unsre eigene Existenz auf das Spiel zu setzen. Sollen wir ihn als Gefangenen zurückbehalten? Dann sind alle unsere Unternehmungen gelähmt; denn bei unserer geringen Macht dürfen wir das Heer nicht theilen; wenn die Stimmung der Peruaner noch feindseliger gegen uns werden sollte, was unfehlbar der Fall sein wird, behalten wir ihren Fürsten in Gefangenschaft, so ist das ganze Heer zur Bewachung nothwendig. Also auch an eine Fortdauer der Gefangenschaft ist nicht zu denken. Was bleibt uns nun noch übrig? Nur Eins, so schloß Pizarro, daß der Eine zu unser aller Rettung unschädlich gemacht wird — durch den Tod. — Es blieb noch manches Andere übrig. Warum konnte man den Inca nicht in ein anderes Land bringen, mit seinen, ihm lieben, Begleitern, dort für seinen und der Seinigen Unterhalt Sorge tragen und ihm so Leben und Freiheit lassen? — Aber an diesen und manchen andern Ausweg dachte Pizarro nicht; in der Ueberzeugung, das große Reich, das er seinem Beherrscher ganz zu entziehn im Begriff war, gehöre mit Recht seinem Kaiser, dem es ja der heilige Vater zugesprochen hatte, — in der Ueberzeugung, es sei ein wahrhaft christliches Werk, dieß heidnische Volk dem Christenthum zu gewinnen, fürchtete er kein Mittel, welches ihm zur Erreichung seiner Absichten förderlich schien, bebte er weder vor Raub und Plünderung, noch

vor Mord und Todtschlag zurück. Hätte er sich nur ein einziges Mal in die Stelle derer gedacht, über welche die Schaale des Elendes ausgegossen war und denen der bitterste Kelch noch gereicht werden sollte, — vielleicht hätte er andere Wege eingeschlagen.

Gerüchte eines bevorstehenden Aufstandes von Seiten der Peruaner erneuerten sich; vielleicht wurden sie geflissentlich ausgestreut; nicht mehr von Peruanern allein war die Rede, von Caraiben, von Menschenfressern, welche an die dreißigtausend sich dem Heerhaufen des Inca angeschlossen hätten und nach dem Blute der Spanier lechzten. Der Dolmetscher Felipillo, der einen tödtlichen Haß gegen Atahuallpa im Herzen trug, war bei allen diesen Nachrichten im Spiele. Man verhörte den Feldherrn des Inca, den Challcuchima, der jede Mitwissenschaft leugnete; man befragte Atahuallpa selbst; dieser sagte, man wolle seiner spotten; denn wie könnte es den Peruanern jemals einfallen, wider Männer, wie die Spanier seien, in die Schranken treten zu wollen? wie würden sie es ohne seinen, des Inca, Befehl wagen? und halte man ihn für so beschränkten Geistes, um zu glauben, er wisse nicht, daß er bei der ersten Erhebung seines Volkes als erstes Opfer fallen müsse?

Pizarro sah sicherlich die Richtigkeit dieser Bemerkungen ein; aber die Truppen wurden durch die immer steigenden Gerüchte eines bevorstehenden Ueberfalls beunruhigt und der Feldherr sah sich genöthigt, die Wachen zu verdoppeln und Hernando de Soto den Befehl zu ertheilen, mit einer starken Schaar eine Recognoscirung nach Chuamachucha hin vorzunehmen, das abermals als der Heerd der aufrührerischen Bewegungen bezeichnet wurde. Vielleicht sollte dieser redliche Mann, der stets die Partei des unglücklichen Atahuallpa nahm, entfernt werden. Er zog ab, und kaum war er aus Caxamalca, so nahm die Aufregung unter den Soldaten zu. Besonders waren es die Leute Alma=

gro's, welche geradezu darauf drangen, daß man Atahuallpa das Leben nehme. Sie besorgten, daß Pizarro und seine Truppen alles Gold, das noch zur Auslösung des Inca geliefert werden mögte, zur Ergänzung des noch Fehlenden in Besitz nehmen würden und verlangten, in Städte geführt zu werden, wo auch ihnen die Quellen des Reichthums zuströmen würden.

In diese Zeit soll nun auch eine Begebenheit fallen, von welcher man sagt, daß sie eines Theils die Hochachtung des Inca vor Pizarro sehr vermindert und andern Theils Pizarro gegen den Inca noch mehr aufgebracht habe. Eines Tages, so erzählt man, ließ der Letztere, der einen großen Respect vor dem Schreiben der Buchstaben und dem Lesen hatte, auf den Nagel seines Daumes durch einen des Schreibens kundigen spanischen Krieger den Namen Gottes schreiben. Er zeigte diesen mehreren Spaniern, welche die Wache bei ihm hatten oder ihn besuchten und ließ sie das Wort lesen. Fast alle lasen das Wort, worüber er sich sehr wunderte. Als Pizarro ihn besuchte, hielt er ihm auch den Daumen hin und ersuchte ihn, das Wort zu lesen. Pizarro erröthete und bekannte seine Unkenntniß der Buchstaben. Von diesem Augenblicke an betrachtete ihn Atahuallpa als einen unwissenden Mann aus gemeinem Stande, der eine geringere Bildung habe, als seine eigenen Untergebenen und zeigte dem Pizarro seine Verachtung. Dieß brachte den Letzteren so auf, daß er entschiedener als je auf das Verderben des Inca sann. So wird erzählt; ob die Anekdote wahr ist, ist eine andere Frage.

Trotz der ungestümen Forderungen der Soldateska leistete Pizarro Widerstand. Endlich willigte er, wie gezwungen, ein, daß ein Gerichtshof niedergesetzt werde, welcher die Sache Atahuallpa's vornehmen solle. Dem Letzteren ward ein Sachverwalter ernannt, ein Generalanwalt wurde bestimmt, der im Namen der Krone die Anklage zu stellen hatte; Pizarro und Almagro wa=

ren Präsidenten des Gerichts, das aus mehreren Richtern und einem Schreiber bestand. Die Anklage-Acte gegen den Inca enthielt zwölf Puncte. Zu diesen gehörte: Atahuallpa, obwohl von mütterlicher Seite kein Kind der Sonne, habe den rechtmäßigen Erben der Krone in Empörung vom Throne gestoßen; er habe denselben, seinen Landesherrn und Stiefbruder, tödten lassen; er sei ein Götzendiener und habe sogar Menschenopfer zu bringen befohlen; er habe seine Unterthanen aufgewiegelt, gegen die Spanier die Waffen zu ergreifen u. s. w. Von allen diesen Punkten konnte nur der Letzte in die Wagschaale fallen, wenn er bewiesen war, was er nicht wurde; alles übrige ging den Spaniern gar nichts an und bezeugte nur die Frechheit, mit welcher sie auch bei dieser Gelegenheit verfuhren. — Nach einigen Verhandlungen, die nur der Form wegen betrieben wurden, nach einigen Zeugen-Verhören, bei denen die Aussagen sämmtlich durch den Mund Felipillo's gingen, der nicht ermangelte, denselben überall die boshafteste Wendung zu geben, erklärte der hohe Gerichtshof den Inca für schuldig und verurtheilte ihn, auf dem Markte zu Caxamalca lebendig verbrannt zu werden. Pater Valverde bestätigte das Urtheil und erklärte es durch seine Namens-Unterschrift für gerecht.

Atahuallpa ward bei der Mittheilung des Urtheils auf das Tiefste ergriffen; seine bisherige ruhige Haltung verließ ihn für eine Zeitlang; was habe ich gethan, was meine Kinder, daß mir ein solches Loos zu Theil wird? rief er aus und zu Pizarro sprach er: das aus deinen Händen, der du nur Freundschaft und Güte von meinem Volke erfahren, mit dem ich meine Schätze getheilt, der nichts als Wohlthaten aus meinen Händen empfangen hat — — — dann bat er flehentlich um sein Leben, versprach doppelt so viel Gold als Lösung zu liefern, als bis jetzt schon gegeben war, und trug endlich darauf an, daß man ihn nach Spanien sende, um von dem Kaiser gerich-

tet zu werden. — Das Letztere wäre von allen das vernünftigste gewesen. — Ein Augenzeuge berichtet, Pizarro sei wirklich vom Zustande des Inca ergriffen gewesen, aber das Urtheil des Heeres und die Aufregung desselben habe keine Aenderung zugelassen. Als Atahuallpa sah, daß sein Schicksal unwiderruflich festgestellt war, gewann er allmählig seine ganze Ruhe und Selbstbeherrschung wieder; er unterwarf sich mit der Ergebung eines indianischen Kriegers dem Unvermeidlichen.

Pater Valverde machte jetzt große Anstrengungen, den Inca für das Christenthum zu gewinnen. Sie hatten nur geringen Erfolg. Als der Mönch ihm aber versprach, wenn er sich taufen lasse, so solle die so schmerzliche Todesart in den Flammen nicht an ihm vollzogen werden, sondern eine weit weniger schmerzliche, so ließ sich Atahuallpa taufen und empfing den Namen Johann, zu Ehren Johannes des Täufers. Am 29. August 1533 spät Abends ward der Inca unter den Gebeten der Soldaten für seine Seele auf dem Markte seiner Stadt Caxamalca durch Erdrosselung an einem Pfahle vom Leben zum Tode gebracht. — Die Spanier haben, wie wir aus der Geschichte der Eroberung von Mexico wissen, eine unglückliche Trauernacht, sie sollten diesen Abend den unglücklichen nennen und die Nation sollte ihn als einen Buß-Abend feiern.

Die Gerechtigkeit fordert, daß hierbei erzählt werde, daß nicht alle Richter für den Tod des Inca gestimmt hatten und daß auch mehrere Officiere, einige davon aus sehr berühmten und angesehenen Familien, wider dieß Verfahren Vorstellungen gemacht und sich feierlichst dagegen verwahrt haben, an dieser Verletzung jedes Grundsatzes der Billigkeit, an diesem Bruche gegebener Zusagen, an dieser Schändung des spanischen Namens schuld zu sein. Auch Soto gehört zu diesen Braven.

Der Leichnam des unglücklichen Inca blieb in der Nacht auf dem Richtplatze und wurde am folgenden Morgen in die Kirche des heil. Franciscus gebracht, wo höchst feierliche Ceremonien gehalten wurden; späterhin wurden die Ueberreste Atahuallpa's seinem Wunsche gemäß nach Quito geführt und dort bestattet.

---

# Siebenter Abschnitt.

## Cuzco. Krönung des Inca Manco. — Alvarado in Quito. —

Nach dem Tode des Inca trat eine große Zerrüttung in dem Königreiche Peru ein. Je mehr alle Ordnung, alle Verwaltung des Staates, alle Geschäftsleitung bisher von Einem Willen abhängig gewesen war, desto verwirrter wurde Alles von dem Zeitpuncte an, wo dieser Wille nicht mehr wirken konnte; je unterthäniger, in ihrer Freiheit beschränkter, je sclavischer die Peruaner bisher ihrem Alleinherrscher gegenüber gewesen waren, um so zügelloser benahmen sie sich, als derselbe fürder keine Gewalt ausüben konnte. Es war, als ob Alles aus den Fugen gerissen wäre. Plünderungen, Mordthaten, Brandstiftungen kamen an die Tagesordnung; die entfernteren, durch Eroberung dem Reiche der Kinder der Sonne hinzugefügten Provinzen rissen sich los und wollten eigene Staaten bilden. Dieß konnte nicht so bleiben. Pizarro ernannte einen Bruder Atahuallpa's, den jungen Toparca, zum Inca, ließ ihn mit der Borla schmücken und veranstaltete, daß seine Vasallen ihm huldigten; aber die Macht lag natürlich in den Händen Pizarro's und es ward bald bekannt, daß in Cuzco und in den angrenzenden Gebieten ein Bruder des rechtmäßigen, gemordeten Königs Huascar, Manco Capac als König anerkannt wurde. In Quito ließ der Statthalter einen Bruder Atahuallpa's und die Kinder desselben auf eine grausame Weise hinrichten, entsagte jeder Verbindung

mit den Incas und bestrebte sich, ein eigenes Königreich zu stiften. — Das sind die letzten Zuckungen des dahinsterbenden Incareichs, sagten die Spanier, und wurden durch die Zwietracht der Eingeborenen selber stärker und mächtiger.

Nun ist es Zeit, nach Cuzco zu ziehn, hieß es einstimmig im Lager der Fremdlinge, und Pizarro säumte nicht, dem allgemeinen Verlangen nachzugeben. Wähne Niemand, daß etwa eine Sehnsucht, an dem neuen Anblicke einer unbekannten Gebirgswelt, an den Reizen immer wechselnder Naturscenen sich zu laben, oder der Wunsch, das berühmte Cuzco, den See Titicaca zu sehn, irgend einen Einfluß auf das Begehren des Heeres ausgeübt habe; es galt dem Golde, das man dort wußte, dem Golde und Silber allein. Die Gier nach dem Metall zehrte an allen Seelen. Mit Freude wurde der Befehl zum Aufbruch vernommen und im September 1533 traten ungefähr 500 Mann, unter denen ein Drittel Reiter waren, ihren Weg nach Süden, oder genauer nach Südosten an, geführt von Pizarro und Almagro; der junge Inca und der alte Feldherr Challcuchima waren im Zuge und wurden in Sänften getragen.

Der Marsch ging auf der schon oft erwähnten Bergstraße der Incas vorwärts, welche, wie auch schon angeführt wurde, nur für Fußgänger und das leichte Lama bestimmt war; hügelan und hügelab, durch tiefe Schluchten und Thäler, öfter aber auch steile Felsenpässe hinauf und an Abhängen hinunter, die gewöhnlich mit Steingeröll bedeckt waren, führte der Pfad und war deßhalb für die Reiterei zuweilen äußerst beschwerlich. Die Pferde litten ungemein, besonders an den Hufen; hätte man Maulesel gehabt, so würde man alle Schwierigkeiten leichter überwunden haben. Auch der Uebergang über die reißenden, von den Gebirgen herabstürzenden Waldströme war für die Reiter oft gefahrvoll, da die Brücken, seit längerer Zeit vernachläßigt, zum Theil unhaltbar geworden waren; es kam mehr als einmal vor, daß die Cavallerie über den Strom schwimmen

mußte, was die anwesenden Indianer jedes Mal mit Staunen und Entsetzen erfüllte. Guamachuco und Guanuco, zwei ziemlich bevölkerte Städte, wurden erreicht, durch eine Menge Dörfer und Weiler ging der Zug; an Mundvorrath fehlte es nirgends; doch war man hie und da auch auf zerstörte Ortschaften und rauchende Trümmer eingeäscherter Wohnungen getroffen. Feindlich hatte sich nichts den weißen Männern entgegengestellt; aber es schien aus mehreren Anzeichen hervorzugehn, daß man im Thale von Xauxa nicht ohne Kampf durchkommen würde. Große, dunkle Massen von Kriegern zeigten sich und als man näher kam, sah man sie am gegenüberliegenden Ufer eines Stromes im dichten Massen versammelt. Der Letztere war durch den geschmolzenen Schnee sehr angeschwollen, aber breiter, als tief rollte er seine wenig gefährlichen Wellen dahin. Die Brücke war abgebrochen und die Peruaner hielten es nicht für möglich, daß die weißen Männer den Uebergang bewerkstelligen würden. Diese aber stürzten sich ohne Weiteres in die Fluth, wateten oder schwammen hindurch und stellten sich in größester Schnelligkeit am andern Ufer auf; eine Wolke von Geschossen flog ihnen entgegen, ohne ihnen zu schaden und die Schützen waren schon auf der Flucht, bevor noch ein Angriff auf sie gemacht war. Das resolute, rasche Vordringen der Spanier hatte ihnen allen Muth genommen; aber auch in der Flucht war nicht für Alle Heil; denn sehr Viele sanken unter den Schwertern der verfolgenden Reiter dahin.

Xauxa, das, wie wir oben sahn, schon von Hernando Pizarro besucht worden war, erfreute die Sieger durch seine Größe und seine liebliche Lage; in den Tempeln sanken die Bilder der Götzen und an ihre Stelle traten die der heiligen Jungfrau mit dem himmlischen Kinde. Pizarro blieb einige Tage in der Stadt und sandte de Soto mit sechszig Pferden voraus, das Land zu durchforschen und die etwa zerstörten Brücken wieder aufbauen zu lassen. Dieser fand nicht allein die Landschaft noch

in höherem Grade verwüstet als bisher, noch mehr Spuren von Brand und Zerstörung, sondern er konnte wohl merken, daß man auch dem christlichen Heere allerlei Hinderniße des Fortkommens bereitet hatte; Felsstücke waren auf die Straße geschleudert, Brücken abgebrochen, einige Theile der Straße unwegsam gemacht u. s. w.; ja er hatte selbst auf der Hälfte des Wegs von Xaura nach Cuzco, in der Nähe der (jetzt nicht mehr bestehenden) Stadt Bilcas einen heftigen Angriff der Eingeborenen auszuhalten, welcher ihm mehrere Leute kostete. Dennoch drang er muthig vorwärts, ging über den Apurimac und näherte sich Cuzco immer mehr. Einige Stunden von der Stadt wurde er plötzlich von einer Schaar Indianer so kräftig und unwiderstehlich angegriffen, daß er mit seiner Schaar in die äußerste Gefahr gerieth; nur mit großer Mühe brach er durch den dunkeln Schwarm der tapfern Feinde, stellte sich von Neuem auf und machte nun selbst einen stürmischen Angriff, der aber mit bewunderswürdiger Standhaftigkeit ausgehalten wurde. Darüber brach die Nacht an, welche die Kämpfenden trennte. Soto zog sich eine kleine Strecke zurück, nicht ohne Besorgniß vor dem folgenden Morgen, dem die Indianer mit Siegesfreudigkeit entgegen sahen. Zum ersten Male hatten sie den weißen Männern beträchtlichen Schaden zugefügt, hatten ihnen Rosse getödtet und fast Allen Wunden beigebracht; Einer ihrer Krieger hatte mit seiner Axt auf einen Schlag einem spanischen Krieger Helm und Haupt gespalten und alle Furcht vor der Gewalt der Fremdlinge war verschwunden.

Wer kann sagen, wie der Kampf am Morgen geendet haben würde, wenn den Spaniern nicht Hülfe gekommen wäre, welche sie in diesem Augenblicke kaum erwarteten, welche ihnen aber als vom Himmel gesandt erschien! Soto hatte mehrere Male Bericht an Pizarro gesandt und von den drohenden Anzeichen, auf welche er gestoßen war, Nachricht gegeben. Der Oberfeldherr hielt es für nothwendig, ihm eine Hülfsschaar nachrücken

zu lassen, die Almagro befehligte. In der Nacht nun, welche auf das unglückliche Gefecht folgte, ertönten plötzlich aus der Ferne Trompetenstöße herüber. Sie klangen den Niedergeschlagenen wie Engelsstimmen. Ihre Hörner antworteten auf den Ruf der Freunde, — die Signale wurden eine Zeitlang fortgesetzt und bald vereinigten sich die beiden Heerhaufen, — die Einen hocherfreut über die Ankunft ihrer Erretter, die Andern glücklich, ihren Kameraden beistehn zu können.

Als die Peruaner am andern Morgen die Zahl ihrer Feinde fast verdoppelt sahen, entsank ihnen der Muth. Sie machten sich schnell auf und flohen in die Gebirge. Die Spanier setzten ihren Marsch unbehindert fort und nahmen an einem passenden Orte eine feste, beinahe unangreifbare Stellung, wo sie die Ankunft Pizarro's abwarten wollten. Dieser hatte in Xauxa mehrere religiöse Feierlichkeiten angeordnet, um Gott für den glücklichen Fortgang seines Unternehmens Dank darzubringen; die Nachrichten, welche Soto ertheilte, beunruhigten ihn und er gab dem Gedanken Raum, daß der alte Challcuchima an den Bewegungen der Peruaner auf der Straße nach Cuzco schuld sein mögte. Er ließ den greisen Feldherrn vor sich erscheinen, machte ihm heftige Vorwürfe und erklärte ihm, daß er unfehlbar verbrannt werden würde wenn de Soto ernstlich angegriffen werden sollte.

Der indianische Feldherr blieb bei diesen Drohungen ganz unbeweglich, er leugnete dann jeden Zusammenhang mit den Kriegern in der Gegend von Cuzco und sagte, es sei ihm unmöglich, irgend einen beschwichtigenden Einfluß auf dieselben auszuüben. Darauf ließ ihn Pizarro in Fesseln legen.

Einige Tage darauf starb plötzlich der junge Inca Toparca, was dem Pizarro leid that, der gehofft hatte, durch ihn am sichersten regieren zu können. Der Aufbruch der Truppen erfolgte nun; ohne weitere Zwischenfälle rückten sie bis zwei Meilen von Cuzco, wo sie sich im Thale von Xaquixaguama

mit ihren Kameraden unter Almagro und Soto vereinigten. Das Thal war so reizend und mit allem, dessen man bedurfte, so wohl versehen, daß Pizarro einige Rasttage zu halten beschloß. Er setzte sogleich einen Gerichtshof ein, welcher Challcuchima verurtheilen sollte. Der Tod auf dem Scheiterhaufen ward dem Unglücklichen zuerkannt und er erduldete ihn mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit, nachdem er alle Bemühungen Valverde's, ihn zu bekehren, vereitelt hatte. „Ich verstehe die Religion der weißen Männer nicht!" das war seine einzige Erwiederung auf die langen und wohlgesetzten Reden des Paters, — und diese Worte hatten einen tiefen und ergreifenden Sinn.

Bald nach diesem abermaligen Justizmorde kam der Prinz Manco Capac, des Huascar Bruder, im Lager an, der sich Pizarro vorstellen ließ und ihn dringend um Beistand zur Erlangung der Krone Peru's bat, auf welche er begründete und von den Peruanern nicht bezweifelte Rechte besitze. Pizarro nahm ihn mit großer Freundlichkeit auf und gab ihm die besten Versprechungen; es deuchte ihm ein großer Gewinn, so schnell für das, was er in Toparca verloren hatte, in dem jungen Inca einen Ersatz zu finden. Konnte man mit seiner Hülfe die aufgeregten Gemüther wieder beruhigen, so war späterhin das Werkzeug, dessen man sich dazu bedient hatte, nämlich der junge Fürst selbst, bald zu beseitigen, — woraus man sich kein Gewissen zu machen pflegte. Auch war es ja ein treffliches Vorzeichen, daß der Inca sich so demüthig in die Hand der Fremden gab, und von ihnen das erbat, was ihm dem strengen Rechte nach gehörte und worauf die Spanier gar keine Ansprüche vor Gott und Menschen zu machen hatten.

Nach einem ziemlich lebhaften Gefechte mit den Eingeborenen, welches wieder in den Gebirgspässen statt fand, rückten die weißen Männer, den Inca Manco in der Mitte, in die Ebene von Cuzco und am 15. November (1533) marschirten sie, umgeben von einer großen Masse des Volkes, das auch aus der

Umgegend schaarenweise herbeigeströmt war, in drei Abtheilungen in die Hauptstadt ein. Mit Bewunderung, der sich auch Furcht vermischte, blickten die Tausende auf das Häuflein von Fremdlingen hin, deren glänzende Kürasse, Helme und Waffen in der Sonne blitzten, welche ihre ächten Kinder zu begrüßen schien; bei dem Klange der Trompeten, deren Töne weithin durch die Straßen schmetterten, bebte Manchem das Herz; das aber, was am Meisten angestaunt wurde, waren die Rosse, unter deren Hufschlägen die Erde zu zittern schien, und nicht Wenige wähnten, Mann und Pferd sei Ein Geschöpf, bis die Reiter von ihren Rossen abstiegen.

Dieß geschah auf dem großen, fast ganz von Palästen der Inca's und öffentlichen Gebäuden umgebenen, Platz der Stadt, wohin Pizarro seine Krieger führte; da wurden Zelte aufgeschlagen und in der ersten Zeit campirten die Truppen unter denselben, um gegen einen etwaigen Aufruhr sogleich gemeinschaftlich auftreten zu können.

Die Stadt hatte einen ungeheuren Umfang, wenn man die zahlreichen Vorstädte und die sich anlehnenden Weiler, Dörfer und Villen hinzurechnet. Sie soll mit diesen gegen 30,000 Häuser und über eine halbe Million Einwohner gezählt haben. Die Plätze, die Gebäude, die Straßen waren schöner, geräumiger, als in irgend einer andern Stadt der neuen Welt; was ausgezeichnet war durch Reichthum, Adel des Stammes, Kunst und Kunstfertigkeit, hatte sich seit Jahrhunderten in dieser Hauptstadt des Reichs, in der Residenz der Könige versammelt; mehr als in jedem andern Staate, da wol Keiner so ganz von dem Willen des Oberhaupts abhing, war die Hauptstadt das Herz des Landes, in welches alle Adern ihr Blut ausströmten und von dem es wieder durch die ganze Maschine ergossen wurde. Dabei herrschte eine große Ordnung unter der ungeheuren Bevölkerung und die Spanier wurden durch nichts gestört, als durch die Tänze und Feste, welche die Bewohner der Stadt oft

bis mitten in die Nacht fortsetzten. — Die großen Gebäude waren sämmtlich massiv, aus Steinen aufgeführt, mit lebhaften Farben bemalt, einige waren aus farbigem Marmor gebaut. Eine starke Citadelle auf einem Felsen beherrschte die Stadt; man genoß von derselben eine herrliche Aussicht auf die Umgegend, auf die in die Wolken ragenden Bergketten, auf grüne Thäler, auf das Silberband der Ströme, auf die bebauten Ebenen und auf zahllose, an den Bergen und in den Feldern hingebaute Landhäuser; der Vordergrund ward durch die große Stadt selbst gebildet, welche man fast ganz und mit Einem Blicke übersehen konnte; — durch dieselbe zog ein Alles belebender breiter Kanal, dessen Seiten mit Stein eingefaßt waren, und über den eine Menge von Brücken führte, die den Tag über von Fußgängern wimmelten.

Das prächtigste aller Gebäude war unstreitig der Sonnentempel, dessen äußere goldene Zierrathen von den Spaniern abgenommen waren; nur das in die Steine fest eingefügte Fries von Gold, welches das Hauptgebäude schmückte, war geblieben. Um den Tempel her lagen die Wohnungen der Priester und Diener.

Pizarro hatte den Befehl gegeben, daß die Soldaten sich vor Plünderung hüten sollten; aber gierig nach Schätzen, drangen sie in die Gebäude, auch in die öffentlichen und in die Tempel, raubten, zwangen die Wächter oder Bewohner durch Qualen, ihnen die Oerter anzuzeigen, wo man das Gold verborgen hatte und übten allerlei Gewaltthaten aus. In einer Höhle, die unfern der Stadt lag, wurde eine große Menge goldener Gefäße gefunden, die mit Bildern von Schlangen, Eidechsen und andern Thieren in erhabener Arbeit geschmückt waren; ebenso fand man Lama's aus purem Golde und Standbilder von Frauen aus demselben Metall und auch aus Silber gearbeitet, und zwar in Lebensgröße. Mehrere davon wurden nach Spanien geschickt. — In den Magazinen erbeuteten die

Spanier eine große Menge der kostbarsten Gewänder aus Wolle, Baumwolle, prächtiger Federarbeit, einzelne Anzüge aus Goldperlen, Sandalen, Pantoffeln aus Gold u. s. w. Alles das wurde, wie in Caxamalca, zusammen auf einen bestimmten Platz gebracht, den indianischen Schmelzern übergeben, die es in Barren von gleichem Gewicht verarbeiten mußten und, nachdem dieß geschehn war, nach demselben Verhältnisse, wie dort, vertheilt. Das Ganze belief sich auf 580,215 Goldpesos und 215,000 Mark Silber; ein Reiter empfing ungefähr 6000 Goldpesos und ein Krieger zu Fuß 3000. Dieß zusammen genommen mit dem, was in Caxamalca ausgetheilt war, gab für jeden Empfänger einen sehr bedeutenden Schatz, wie ihn wol nur einzelne Schweizer nach den Schlachten mit Karl dem Kühnen besessen haben. Aber nur Wenige waren klug genug, ihn zu behalten. Viele verspielten in Einer Nacht im Kartenspiel, das mit rasender Leidenschaftlichkeit betrieben wurde, alle ihre Güter; bedauerten aber für den Augenblick den Verlust wenig, da sie durch neue Plünderung das Verlorene leicht zu ersetzen hofften. Alle aber, die so glücklich waren, mit ihrem Besitzthum in ihr Vaterland zurückkehren zu können, begründeten dadurch den Wohlstand ihrer Familien.

Es versteht sich von selbst, daß ein so erfahrener Feldherr, als Pizarro war, während der ersten Wochen des Aufenthalts in Cuzco mit der größesten Wachsamkeit und Vorsicht Alles beobachtete, was offene Feindseligkeiten verhindern und alles untersagte, was das Volk heftig gegen die Spanier aufbringen konnte. Aber Einzelnem konnte gar nicht vorgebeugt werden; denn die Zügellosigkeit mancher „weißen Krieger," die zum Theil aus ihrem Vaterlande Ausgestoßene waren, vollbrachte Thaten, welche den stillen Groll und das verborgene Feuer des Hasses in den Seelen der Peruaner nährten. Wie hätten sie auch bei der Plünderung ihrer Tempel und öffentlichen Gebäude ganz gleichgültig bleiben sollen? Sie duldeten es, weil sie es

nicht verhindern konnten; aber in ihrem Gemüthe setzte sich tiefer Unmuth und die Begierde fest, diese und manche andere Unbill zu rächen; sie warteten auf ihre Zeit. —

Pizarro dachte wohl daran, wie er beruhigen, beschwichtigen könne, und das Erste, was er that, sich das Volk geneigt zu machen, war die feierliche Vorstellung des Manco, des rechtmäßigen Sohnes des Huayna Capac, eines wahren Sohns der Sonne, als Inca des Landes. Mit Begeisterung nahmen die Peruaner diese Wahl auf; ein großes Fest ward veranstaltet, bei welchem es freilich anders herging, als bei den bisherigen Thronbesteigungen unter diesem Volke.

Es wurde, um es mit einem Worte zu sagen, eine christliche Krönungsfeier veranstaltet. Auf dem großen Platze standen die spanischen Krieger aufgestellt; so viel Volkes Raum hatte, wurde zugelassen; in der Mitte war ein Raum, in welchem ein Hochaltar gebaut war; Valverde las die Messe; feierliche Gesänge ertönten; der junge Fürst, welcher vorher durch Wachen und Fasten sich auf die Ceremonie vorbereitet hatte, empfing aus der Hand Pizarro's das königliche Diadem und das Domine salvum fat regem ward gesungen. Darauf bezeigten die vornehmen Indianer dem Könige ihre Ehrfurcht und als dies geschehen war, folgte ein Act, der allerdings in Peru bis dahin auch noch nicht vorgefallen war. Ein königlich spanischer Beamter nämlich las laut vor, daß die Oberhoheit des Landes Sr. Majestät dem Könige von Spanien gebühre, und daß Jedermänniglich Höchstderselben zu huldigen habe, was denn auch, nachdem das Manifest durch den Dolmetscher übersetzt worden war, von allen Anwesenden ohne Weiteres geschah. Darauf trank der Inca dem Pizarro aus güldenem Becher den schäumenden Chikatrank zu; der Letztere umarmte den neuen Herrscher, die Trompeten schmetterten eine festliche Fanfare — und die wichtige Handlung hatte ihr Ende erreicht. Dem Volke

wurden die hergebrachten Feste gegeben und Alles schien überaus lustig und vergnügt.

Nach Vollendung dieses wichtigen Werkes wurde eine obrigkeitliche Behörde in Cuzco eingesetzt, welche aus zwei Alcalden und acht Regidoren bestand; zu den Letzteren gehörten Gonzalo und Juan Pizarro, zwei Brüder des Oberbefehlshabers. Zu gleicher Zeit wurde der Grundstein zu einer Kathedrale und zu mehreren Klöstern gelegt. Alle geistlichen Angelegenheiten standen unter der Leitung Valverde's, welcher die päpstliche Bestätigung seiner Würde als Bischof von Cuzco empfing. Tempel der Peruaner wurden in christliche Gotteshäuser verwandelt; eifrig wurde das Werk der Bekehrung begonnen und fortgesetzt; an Geistlichen fehlte es nicht, denn zu denen, welche Pizarro dem, mit der Krone geschlossenen, Vertrage gemäß mit sich geführt hatte kamen, fast auf jedem ankommenden Schiffe neue, unter denen viele sehr würdige Männer waren, welche den einzig richtigen Weg einschlugen, den, die Seelen durch die Wahrheit dem Heilande der Welt zu gewinnen. Sie unterwiesen ihre Zöglinge mit Liebe und Sanftmuth in der christlichen Lehre und Gott segnete ihre Bemühungen mit großen Erfolgen.

Alle diese Bestrebungen, welche noch im Jahre 1533 angefangen und 1534 fortgesetzt wurden, vermochten nicht, den Frieden überall so schnell herzustellen, als Pizarro es wünschte. Oefter sah er sich gezwungen, kleinere oder größere Truppen-Abtheilungen in Gegenden abzusenden, in denen sich bedeutende Streitkräfte der Eingeborenen versammelt hatten; die stärkste Expedition dieser Art, der sich selbst der Inca anschloß, stand unter dem Befehle Almagro's und war gegen ein beträchtliches Heer gerichtet, das ein General Atahuallpa's (Quizquiz) in Quito gesammelt hatte. Die Eingeborenen wurden nach blutigen Kämpfen geschlagen und tödteten zuletzt ihren alten Feldherrn selbst. Nun war kein namhafter Mann mehr übrig, die

Rechte der Familie des hingerichteten Atahuallpa zu vertheidigen.

---

Wir begegnen nun einem Manne wieder, von dessen Tapferkeit und Kriegsgewandtheit, von dessen ritterlichen Tugenden überhaupt in der Geschichte der Eroberung von Mexicc mehr als einmal die Rede gewesen ist, dem Don Pedro de Alvarado. Er war zum Statthalter von Guatemala ernannt worden, hatte mehrere Jahre ein ruhiges Leben geführt und sehnte sich nach dem Getümmel des Krieges, nach Kampf und Gefahr. Als er von der Eroberung Peru's und der gewonnenen, unermeßlichen Beute hörte, litt es ihn nicht länger in der Provinz; er glaubte, oder gab vor zu glauben, daß Quito außerhalb der Grenzen der, dem Pizarro angewiesenen Statthalterschaft liege und beschloß, einen Einfall in dies Reich zu machen. Sein hoher Ruhm führte ihm von allen Seiten ritterliche Abenteurer, tapfere Gesellen zu; er schiffte sich mit einem außerordentlich wohlgeordneten, trefflich bewaffneten Heerhaufen von 500 Mann ein und landete im März 1534 zu Puerto Vinjo. Sein Plan war, mit Hülfe eines Wegweisers, der unter den Eingeborenen gewählt wurde, gerades Weges über Berge und Ströme, durch Wälder und Thäler, durch Steppen und Sümpfe nach Quito hindurchzudringen, ein Plan, der von nicht geringem Muthe zeugte.

Der Marsch ward angetreten; der Rio Dable ward passirt; da entfernte sich heimlich der indianische Führer, und nun blieben die Gestirne in der Nacht, die Sonne am Tage, — und die Unerschrockenheit des Feldherrn die einzigen Leiter auf einem unwegsamen, die größesten Schwierigkeiten darbietenden Pfade. Auf dem Marsche durch Wälder und Moräste in den niedrigen Gegenden litten die Truppen sehr viel; als sie die Vorberge überschritten hatten und sich den Hochgebirgen näherten, litten

sie durch große Kälte auf Schnee- und Eisfeldern. Am meisten duldeten die zur Tragung des Gepäcks und andern Diensten mitgenommenen Indianer; von diesen starben Hunderte vor Kälte und Erschöpfung; aber auch die Spanier, trotz ihrer abgehärteten Körper, sanken oft nieder vor Mattigkeit, Hunger und Frost; namentlich hatten die Reiter ungeheuer auszustehen; obwohl sie sich alle gegenseitig, so viel sie es vermochten, unterstützten, so sanken doch Viele nieder, um sich nicht wieder zu erheben. Eine erhabene Naturerscheinung kam dazu, um die zum Theil völlig entmuthigten Krieger noch mehr zu ängstigen und ihren Marsch noch beschwerlicher zu machen. Als sie auf den Schneefeldern waren, bebte mehrere Tage hintereinander der Boden, auf dem sie sich bewegten, unaufhörlich rollte ein dumpfer Donner, oft durch einen lauten Knall unterbrochen, als ob tausende von Kanonen abgefeuert würden; die Luft war angefüllt mit Asche, welche das Athmen erschwerte, Sturm rasete über die Schneefelder dahin, — der große, furchtbare Cotopaxi, der schrecklichste der feuerspeienden Berge in Amerika, war in voller Arbeit; eine halbe Meile hoch warf er seine Flammen und seinen Rauchqualm und viele Stunden weit schleuderte er seine Asche, während die glühende Lava in breiten Bächen von seinem Gipfel hinabströmte. „Taghell war die Nacht gelichtet", und dies furchtbar schöne Schauspiel, welches für einen, mit allen Bequemlichkeiten versehenen Reisenden entzückend gewesen wäre, war für die leidenden, entkräfteten Spanier, die nicht ohne Aberglauben waren, entsetzlich und erhöhete die Drangsale ihres Zustandes. Endlich, nach tausend Qualen, nach namenlosen Beschwerden und Mühseligkeiten ward die westliche Hochebene erreicht, die freilich noch 9000 Fuß über der Meeresfläche liegt; — aber ein Viertheil der spanischen Mannschaft war gefallen und zweitausend Indianer hatten ihr Leben verloren. Auch ein großer Theil der Pferde war, eine willkommene Beute für den Condor, der jene Eisberge um-

pag. 118.

Der Marsch nach Quito.



schwärmt, — todt zurückgelassen. Fast kein Einziger, der noch unter den Lebendigen war, fühlte sich ganz gesund; viele hatten erfrorene Glieder, — Alle waren bis zum Tode abgemattet und erschöpft.

Die nothwendigen Ruhetage wurden den Truppen gegönnt; mit neuem Muthe trat man den Marsch an; — aber wie erstaunte Alvarado, als man ihm nach einigen Tagen den Abdruck von Rosseshufen im Boden zeigte, und als er nicht daran zweifeln konnte, daß spanische Landsleute bis hierher vorgedrungen seien und — ihm zuvorgekommen waren! —

Wer war in diesen Gegenden gewesen? Niemand anders als der schon früher genannte, durch große Fähigkeiten, durch Muth und Tapferkeit, aber auch durch Härte und Grausamkeit gleich ausgezeichnete Sebastian Benalcazar. Pizarro hatte denselben in dem wichtigen Hafen St. Michael gelassen, daß er den Posten wohl bewache; Benalcazar aber, voll brennender Begierde, seinen Namen dem der großen Entdecker hinzugefügt zu sehen, hatte die Ankunft von Verstärkungen benutzt, die aus Panama und Nicaragua angekommen waren, hatte eine Besatzung zum Schutze der Colonie zurückgelassen und war zur Eroberung von Quito ausgezogen, wo, nach dem Berichte der Eingeborenen, Atahuallpa seine größesten Schätze aufgehäuft haben sollte. Auch er hatte mit seinen Truppen große Mühseligkeiten zu überstehen gehabt, war in mehreren blutigen Kämpfen mit den Eingeborenen endlich siegreich gewesen und hatte dann seinen Einzug in die Hauptstadt gehalten. Er fand sich hier in seinen Hoffnungen auf Gold und Schätze völlig betrogen. Die Eingeborenen, welche von der Goldgier der weißen Fremdlinge Nachricht empfangen hatten, waren natürlich auf den Gedanken gekommen, ihr Eigenthum vor den zudringlichen Liebhabern desselben zu schützen; sie hatten es verborgen und es gelang dem Benalcazar nicht, Bedeutenderes aufzufinden.

In der Zeit, zu welcher Benalcazar auf eigene Hand seinen Zug angetreten hatte, war eine sichere Kunde von Alvarado's Unternehmen nach Cuzco gelangt; Pizarro hatte sofort den Almagro bewogen, nach St. Michael zu eilen, um von da dem Eindringling entgegenzuziehen; in St. Michael angekommen, erstaunte Almagro, Benalcazar nicht zu finden, sondern von seinem Ausmarsche zu hören; er raffte sogleich eine kleine Schaar von Veteranen zusammen und eilte ihm nach. Er erreichte ihn nach beschwerlichen Märschen zu Riobamba und Beide zogen nun dem Alvarado entgegen. Auf einer großen Ebene trafen sie auf den kühnen Abentheurer, und es schien, als solle es zu einem Kampfe auf Leben und Tod kommen. Aber durch die Vermittelung ruhiger und verständiger Männer kam ein Vergleich zu Stande, und die unglücklichen Tage, wo in dem eroberten Lande Spanier gegen Spanier kämpften und ihre Hände mit dem Blute ihrer Landsleute befleckten, brachen noch nicht an. Alvarado machte sich verbindlich, in seine Statthalterschaft zurückzukehren, dem Pizarro aber seine Flotte, seine Schaar, seine Mundvorräthe und seine Munition zu überlassen, wofür ihm eine Entschädigungssumme von 100,000 Goldpesos zugesagt wurde.

Dies Alles wurde erfüllt; Alvarado hatte auf seinen Wunsch eine Unterredung mit Pizarro, welcher sich nach Pachacamac begeben hatte und ging dann nach Guatemala zurück. So vermehrte ein Zug, welcher dem Pizarro Gefahr drohte, die Macht desselben. Benalcazar blieb in Quito und wurde späterhin vom Kaiser zum Statthalter ernannt. — Was im Innern von Quito und von Peru sich noch widersetzte, wurde allmählig gebändigt. Bald war die Unterwerfung des Landes als vollzogen zu betrachten.

## Achter Abschnitt.

---

### Hernando Pizarro in Spanien. Streitigkeiten mit Almagro. Lima.

Hernando Pizarro war von seinem Bruder mit einem Schatze von einer halben Million Goldpesos, sehr vielen goldenen und silbernen Gefäßen, manchen interessanten Zierrathen u. s. w. über San Domingo nach Spanien geschickt, wo er im Januar 1534 ankam. Man kann denken, mit welcher Auszeichnung solcher Mann mit solchen Gaben vom Kaiser aufgenommen wurde und mit welcher Theilnahme man seinen Erzählungen von Pizarro's Thaten, von dem Zustande gewonnenen Landes u. s. w. zuhörte. Die Belohnungen blieben nicht aus; neue Vollmachten und Vorrechte wurden dem General=Statthalter Franzisco Pizarro ertheilt, und seine Statthalterschaft noch bedeutend ausgedehnt; Almagro ward ermächtigt, von der südlichen Grenze des, dem Pizarro untergeordneten Gebietes an, das Land bis zweihundert Stunden südlich zu erobern, (nachdem er es durchforscht habe,) und empfing den Titel Adelantado; — an Beide richtete Kaiser Karl ein Schreiben, in welchem er seine Zufriedenheit und seinen Dank aussprach. Hernando Pizarro ward Ritter des Ordens von St. Jago, bekam Erlaubniß, eine Schaar werben, ausrüsten zu dürfen und dieselbige zu befehligen, welche in sehr kurzer Zeit zusammenkam; — und so war in diesem Augenblicke Allen geholfen: die Krone hatte das Gold, die Eroberer hatten die Ehre und die Er=

laubniß empfangen, mit ihrem Blute sich neue zu gewinnen, und Hernando hatte das bei den Spaniern so beliebte Ordenskreuz, dabei aber einen Heerhaufen aufzuweisen, wie er in der vortrefflichen Ausrüstung kaum bisher nach Amerika übergeschifft war.

Almagro hatte durch einen Vertrauten, welchen er nach Spanien geschickt hatte, früher von seiner Erhebung zum Statthalter Nachricht, als Hernando ankam. Er befand sich in Cuzco, wo er bei Abwesenheit Pizarro's den Oberbefehl führte. Aufgereizt durch einige mit Pizarro Unzufriedene, vielleicht selbst manche frühere Beleidigungen noch im Stillen nachempfindend, trat er plötzlich mit der Behauptung auf, Cuzco, des Inca Residenz, gehöre zu dem Gebiete, welches ihm vom Kaiser übergeben sei, und traf mehrere Anordnungen, welche seiner Forderung Nachdruck geben sollten. Die Brüder Pizarro's, Juan und Gonzalo, welche sich in der Stadt befanden, umgaben sich mit den Anhängern ihres Bruders, des Commandeurs, und man war auf dem Puncte, diese wichtige Angelegenheit durch das Schwert entscheiden zu lassen, als plötzlich Pizarro in der Stadt erschien und von seinen Freunden nicht nur, sondern auch von den Indianern, denen in seiner Abwesenheit manche Unbill zugefügt war, mit Jubel empfangen wurde. Man fürchtete nun einen Zusammenstoß der feindlichen Kräfte; aber Pizarro benahm sich mit so großer Selbstbeherrschung und Freundlichkeit gegen Almagro, daß dieser mit seinem guten Herzen gar nicht anders konnte, als in diesen Ton einzustimmen; es kam eine Aussöhnung zu Stande und am 12. Juni dieses Jahres (1534) wurde festgesetzt, Almagro solle einen Zug nach Chili unternehmen; würde sein Unternehmen, wie man hoffte, mit Erfolg gekrönt werden, so solle er keine weiteren Ansprüche auf Peru machen dürfen; mißlinge der Zug, so solle Pizarro ihn durch einen Theil Peru's entschädigen. Dieser neue Vertrag wurde durch feierliche Ceremonien bestätigt; aber auch er wurde nicht getreu gehalten. —

Bald nach dem Abschlusse desselben begann Almagro sein Unternehmen, auf welchem wir ihn späterhin begleiten werden.

Es trat nun für Pizarro eine Zeit der Ruhe ein, welche er ganz trefflich benutzte. Es ist schon mehrere Male darauf hingedeutet, daß er ein Mann ohne tiefere Bildung und ohne wissenschaftliche Kenntnisse war; aber er ersetzte diesen Mangel durch das Streben, sich über Alles zu unterrichten und es kam ihm dabei eine bedeutende Beobachtungsgabe, ein durchdringender Scharfsinn und ein großer Reichthum an Erfahrungen zu Hülfe. Dabei konnte ihm Niemand einen beharrlichen Muth und überhaupt eine große Charakterstärke absprechen. Vor Allem lag es ihm daran, den ihm unterworfenen Ländern eine feste Verfassung, eine regelmäßige Regierungsform zu geben. Er theilte deßhalb das ganze Gebiet in viele kleinere Distrikte ab, ernannte für jeden Obrigkeiten, und erließ die nöthigen Verordnungen in Ansehung der Rechtspflege, der Polizei, der Erhebung der königlichen Einkünfte und der Verwaltung des Landes, wie im Einzelnen, so im Allgemeinen. Der Bergbau wurde geregelt und die Stellung der Indianer zu den Spaniern fest bestimmt. Alle Verordnungen waren einfach, aber zweckmäßig. Wichtig war auch die Vertheilung von Land unter seine spanischen Landsleute, wichtig die Bestimmung, die er rücksichtlich des öffentlichen Verkehrs und des Handels traf. Was ihn aber besonders beschäftigte, das war die Gründung einer neuen Hauptstadt des Reichs.

Er hatte gar bald eingesehn, daß Cuzco, die kaiserliche Residenz der Inca's, als Hauptstadt des Landes, höchst unvortheilhaft gelegen war; sie war achtzig Meilen vom Meere, noch viel weiter von Quito entfernt, welches ihm besonderer Aufmerksamkeit würdig deuchte. Hätte man eine günstige Stelle an dem Ocean auffinden können, die ungefähr in der Mitte des Landes läge, so wäre das offenbar die beste zur Gründung einer neuen Hauptstadt gewesen. Auf seinen Zügen hatte Pizarro diese Angelegenheit

nicht aus den Augen verloren und da war ihm besonders Eine Gegend als sehr zweckmäßig und seinem Plane entsprechend erschienen, die, wo der Fluß Rimac durch ein anmuthiges, liebliches Thal gleiches Namens fließt, drei kleine Stunden weit von Callao, dem bequemsten Hafen an der Südsee. Das Klima ließ nichts zu wünschen übrig, die Lage am Strome war vortrefflich; war auch die Entfernung von Quito bedeutend größer, als die von Cuzcu, so konnte man doch das erstere leichter und schneller auf dem Seewege, wenigstens bis Puerto Viejo und noch höher nördlich hinauf erreichen. Dieß und manches Andere bestimmte ihn endlich, sich für das Thal von Rimac zu entscheiden und schnell schritt er zur Ausführung seines Vorsatzes. Aus der Umgegend wurde eine sehr große Schaar von Indianern zusammengebracht, welche unter der Aufsicht der Spanier und unter der Oberaufsicht Pizarro's selbst Hand an das Werk legten. Die Stadt wurde nach einem festen Plane in Form eines Dreiecks mit sehr breiten Straßen und großen Plätzen angelegt; an dem größesten Platze ward der Grund zu einer Kathedrale, zum Palaste des Gouverneurs, so wie zu allen öffentlichen Gebäuden gelegt; bald erhoben sich die Häuser der neuen Stadt, die von Pizarro Ciudad de los Reyes, Stadt der Könige, genonnt wurde, entweder zu Ehren Karls und der Königin Johanna, oder, weil der Statthalter am Feste der heiligen drei Könige den ersten Grundstein gelegt hatte, und in kurzer Zeit sah man an vielen, von den Hauptleuten Pizarro's gebauten, ansehnlichen Gebäuden schon Spuren der späteren Herrlichkeit der Stadt. Diese behielt den ihr ertheilten Namen zwar bei allen öffentlichen Verhandlungen der Spanier, aber das Volk nannte sie, den Namen Rimac umwandelnd, Lima.

Es ist vielleicht anziehend für meine jungen Leser, an dieser Stelle sich zu einem Vergleiche des Damals mit dem Jetzt aufgefordert zu sehn und so möge hier eine Beschreibung der

Stadt folgen, wie sie jetzt ist, und wie wir sie einem Augenzeugen, dem trefflichen Reisenden Tschudi verdanken, aus dessen Werke über Peru auch späterhin noch Manches mitgetheilt werden soll, was für uns anziehend und belehrend sein wird.

Lima, erzählt Tschudi, liegt an beiden Ufern des Rimac und wird durch ihn in zwei ungleiche Theile geschieden. Die eigentliche Stadt, die bei weitem die größere Abtheilung ausmacht, liegt auf dem südlichen Ufer, die kleinere, die aus der Vorstadt San Lazaro besteht, auf dem nördlichen. Die größeste Ausdehnung der Stadt ist von Osten nach Westen und beträgt zwei Drittel Leguas, (eine Legua = 1½ Stunde;) die größeste Breite beträgt zwei Fünftel Leguas, der ganze Umfang zwei deutsche Meilen.

Fast alle Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln, wodurch, (wie in Mannheim,) viereckige Gruppen von Häusern gebildet werden, (Manzanas,) jede Seite einer Manzana mißt ungefähr 210 Schritte. Die Stadt hat gegen 3500 Häuser, 56 Kirchen und Klöster und 34 öffentliche Plätze. Der Eindruck, welchen sie beim ersten Eintreten auf den Fremden macht, ist nicht günstig, weil gerade an den äußersten Enden die Häuser ärmlich, halbverfallen und schmutzig sind und die Straßen sehr unreinlich; je mehr man sich aber dem Hauptplatze nähert, desto schöner und eigenthümlicher wird der Anblick, so daß man leicht den unfreundlichen Eingang vergißt. Die Häuser haben außer dem Erdgeschosse nur ein Stockwerk, sehr vielen fehlt auch dieses. Alle größeren Wohnungen stimmen in ihrer Bauart mit einander überein; sie haben in der Fronte zwei Thüren; die eine ist der Haupteingang, neben welchem das Thor des Wagenschuppens steht; über diesem oder neben der Hausthür ist häufig ein kleines Zimmer mit einem, durch ein hölzernes Gitter verschlossenen Fenster, hinter welchem die Damen sitzen und alles Vorübergehende beobachten. Der Haupteingang führt in einen sehr geräumigen Hofraum, zu dessen Seiten kleine

Zimmer angebracht sind; ihm gerade gegenüber liegt die eigentliche Wohnung, die gewöhnlich ein kleines Geländer umgiebt. Durch eine fast immer offene Flügelthür tritt man in einen großen Saal, dessen einfaches Geräth aus einer Hängematte, einem Sopha und einer langen Reihe von Stühlen besteht. Auf dem Boden sind Strohmatten ausgebreitet. Aus dem Saale führt eine Glasthür in ein kleineres Zimmer, das mehr oder minder reich ausgestattet und mit wollenen Teppichen belegt ist. Hier werden die Besuche empfangen. Neben demselben liegen die Kinderstuben, Schlafstuben, der Eßsaal u. s. w. Eine Thür führt in einen zweiten Hof, wo sich Küche, Ställe und ein Gärtchen befinden. — Der obere Stock hat eine etwas andere Anordnung, als der untere. Ueber dem Haupteingange befindet sich das Besuchszimmer, das gewöhnlich mit einem Balcon in Verbindung steht, vor diesem kleineren Zimmer liegt der Saal. Ueber den Hofzimmern des Erdgeschosses sind die übrigen Gemächer gebaut. Ueber dem Putzzimmer und Saal desselben sind im oberen Stocke keine Zimmer, sondern ein geräumiger, mit Quadersteinen bedeckter Platz, der nach dem Hofe zu mit einem Geländer umgeben ist und den Kindern als Spielplatz dient; Blumentöpfe schmücken ihn und ein ausgespanntes Zelt schützt ihn gegen die Sonne. — Das Hausdach ist flach und besteht aus Rohr, das mit Matten bedeckt und mit Lehm beworfen, oder mit leichten Backsteinen ausgelegt ist. Ein Theil der Zimmerfenster sind auf dem Dache angebracht. Die übrigen Fenster, deren nur wenige sind, befinden sich auf jeder Seite der Thüren und sind durch kunstvoll gearbeitete, oft reich vergoldete Gitter geschlossen.

Die Mauern der großen Häuser bestehn aus Backsteinen, die der kleineren aus doppelten, mit Lehm beworfenen, angestrichenen Rohrwänden. Einzelne Häuser sind an der Vorderseite schön verziert.

Unter den Kirchen und Klöstern zeichnen sich aus die Kathedrale, welche fast die ganze östliche Seite der Plaza mayor einnimmt. Pizarro legte Montags am 18. Januar 1534 den Grundstein und eigenhändig den ersten Balken zu dieser Kirche, die er de Nuestra Senora de la Asuncion nannte; neunzig Jahre wurde daran gebauet; am 19. October 1625 weihte sie der Erzbischof Don Gonzalo de Ocampo mit sehr großem Pompe ein. Das Innere der Kirche ist sehr schön und hat einige vortrefflich gearbeitete Altäre. Der Hochaltar ist prachtvoll mit sieben jonischen Silbersäulen geziert, die 12 Fuß hoch und 1½ Fuß dick sind; eine schwer vergoldete silberne Krone wölbt sich über ihm. Die Monstranz, (das Gefäß, in welchem man eine größere Hostie aufbewahrt,) ist 4½ Fuß hoch, äußerst zierlich aus Gold gearbeitet und mit unzähligen Diamanten und Smaragden geschmückt. Zu den Seiten des Altars stehen mächtige, massiv silberne Candelaber, von denen jeder über einen Centner wiegt. An hohen Festtagen übertrifft der Glanz und Reichthum, der hier zur Schau gestellt wird, an Pracht den der meisten römischen Kirchen. Alle Gewänder der Priester sind reich mit Gold und Edelgestein geschmückt; alle geweihten Gefäße sind höchst werthvoll. Die Domherren versehn den Dienst in der Kathedrale.

Unter den Pfarrkirchen zeichnet sich San Cazaro durch ein geschmackvolles Aeußere und eine einfache, aber würdige innere Ausschmückung aus. Vor die Thüre dieses Tempels werden die unbekannten Leichname, die man auf der Straße findet, gelegt und während 24 Stunden dagelassen.

Unter den Klöstern ist das von San Franzisco das größeste und imposanteste; es ist ein ungeheures Gebäude, das in der Nähe der Plaza mayor zwischen dieser und dem Rimac liegt. In diesem Kloster wird täglich von Morgens um 5 Uhr bis Mittags um 12 Uhr jede halbe Stunde eine Messe gelesen. Während des Erdbebens von 1630 soll das Madonnenbild,

welches über der Kirchenthür der zum Kloster gehörigen „Capilla de los milagros“ stand, sich gegen den Hochaltar gewendet, mit gefaltenen Händen Gnade für die Stadt erfleht und sie dadurch vom vollkommenen Untergange errettet haben, — so erzählt der Mönch, der den Reisenden umherführt. — Die Zellen des Klosters sind einfach, aber sehr wohnlich. Die großen, anmuthigen Gärten, (bei der Anlage durch Pizarro wurden fast an allen Häusern Gärten angebracht,) welche sich im Innern der Klosterräume befinden, bilden einen freundlichen Gegensatz zu dem düstern Gemäuer. — In frühern Zeiten nahm das Kloster San Pedro den ersten Rang ein, welches den Jesuiten gehörte und unermeßliche Reichthümer besaß.

Lima besitzt mehrere Hospitäler, die aber an Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung, an Sorgfalt der Pflege und besonders an einer vernünftigen ärztlichen Leitung sehr viel zu wünschen übrig lassen. Das größeste ist San Andres und wurde schon im Jahre 1552 gestiftet.

Die Plaza mayor ist der Mittelpunkt des Lebens und Handels von Lima. Sie bildet ein regelmäßiges Viereck, von dem jede Seite 510′ lang ist; von jeder der vier Ecken gehen zwei schöne, gerade Straßen unter rechtem Winkel ab; der Boden ist mit feinem Sande bestreut; die Kathedrale und der Palast des Erzbischofs nehmen die östliche Seite ein, die nördliche der Palast der Regierung, früher die Residenz der Vicekönige. Von Außen hat derselbe ein ärmliches Ansehn; auch das Innere ist ärmlich. Der größte Saal ist der sogenannte Sala de los Vireyes, der zur Zeit der spanischen Herrschaften mit den Bildnissen der Vicekönige in Lebensgröße verziert war und bei feierlichen Veranlassungen als Speisesaal diente. — Der Palast, welchen Franzisco Pizarro baute und bewohnte, stand auf der südlichen Seite der Plaza, wo jetzt ein enges, schmutziges Gäßchen den Platz mit der Silberarbeiterstraße verbindet. — Die westliche Seite des Platzes wird von dem Rathhause,

welchem das Stadtgefängniß angebaut ist, und einer Reihe wenig schöner Häuser eingenommen. Die Südseite wird ebenfalls jetzt von Privathäusern gebildet, aus denen lange, dichtvergitterte, häßliche Balkone nach dem Platze führen. Unter den Häusern dieser beiden Seiten laufen Säulengänge hin, in denen sich zahlreiche Kaufbuden befinden. In der westlichen Säulenhalle haben die meisten öffentlichen Schreiber ihre Quartiere aufgeschlagen, in der südlichen spinnen Posamentirer Knöpfe und Fransen. In der Mitte der Plaza steht ein sehr schöner bronzener Brunnen mit drei Bassins; aus dem mittleren erhebt sich eine Säule, auf deren Spitze eine Fama einen Theil des Wassers hinaustrompetet; das Uebrige stürzt aus den Rachen von vier Löwen. Neben dem Hauptbrunnen sind mehrere kleine angebracht, aus denen das Wasser geschöpft wird. Dieß ist zwar hell, aber nicht ohne Beigeschmack. Der Brunnen wurde auf Befehl des Vicekönigs Grafen von Salvatierra im Jahre 1650 von dem geschickten Künstler Antonio de Rivas gegossen; 1653 war er vollendet und dem Gebrauche der Limenos geöffnet.

Andere öffentliche Plätze in Lima sind der Inquisitions- jetzt Unabhängigkeits-Platz, der stets sehr unreinlich, aber des Morgens sehr belebt ist, weil Markt darauf gehalten wird. Zwei Gebäude zeichnen sich hier aus, die Universität und das Inquisitions-Gebäude. Von der früheren Einrichtung des Sitzes des furchtbaren Tribunals der „Drei“ ist jetzt wenig mehr zu sehn, da nach der Aufhebung der Inquisition durch die Cortes die Zimmer, die Geräthe u. s. w. von dem wüthenden Volke fast ganz zerstört wurden. Lima war der Sitz des Glaubens- und Ketzer-Gerichts für die ganze Westküste von Südamerika; es stand an Strenge wenig hinter dem von Madrid zurück. Jährlich wurden ihm eine große Menge Verdächtiger oder Schuldiger von Chiloë bis nach Columbien überliefert und die Meisten zu den fürchterlichsten Strafen verurtheilt. Mehrmals wurden in Lima große Autodafe's abgehalten. Die Zahl der, zu andern

Todesstrafen, besonders zum Strange, Verurtheilten war sehr groß. Ein Spanier, dessen Glieder auf eine unglaubliche Weise verdreht und gekrümmt waren, gab dem Fragenden zur Antwort: er sei in eine Maschine gerathen, die ihn so zerquetscht habe. Wenige Tage vor seinem Tode erklärte er aber, er habe in seinem 24. Jahre von der Inquisition gestanden und sei durch die fürchterlichsten Marterinstrumente zum Geständniß einer That gezwungen, deren er sich nicht bewußt gewesen. So handelten Männer, welche ihrem eigentlichen Berufe nach Vorbilder der heiligsten Liebe hätten sein sollen. — Vom Vicekönige Castel-Fuerto erzählt man, er habe sich im Beisein seines Beichtvaters einst einige Aeußerungen erlaubt, welche dem Pater als der römisch-katholischen Lehre widersprechend erschienen seien, und die er pflichtmäßig der Inquisition hinterbracht habe. Diese benutzte, im Vertrauen auf ihre Allmacht, freudig eine Gelegenheit, um ihre Macht als oberste Behörde dem Stellvertreter des Königs gegenüber zu zeigen und berechnete wohl, wie furchtbar ihr Einfluß werde, wenn sie dem Vicekönige eine Strafe auferlegen könnte; Castel-Fuerto aber, vorgeladen, erschien zur bestimmten Stunde an der Spitze seiner Leibgarde und einer Compagnie Infanterie, von zwei Kanonen begleitet, die vor dem Hause aufgefahren wurden. Er ließ sich in den verhängnißvollen Saal geleiten, trat ohne Ceremonie die drei Stufen zum Tisch hinauf, zog seine Uhr und sagte, indem er sie vor sich hinlegte: Meine Herren, ich bin bereit, unser Geschäft zu beginnen; in einer Stunde muß es beendigt sein; bin ich bis dahin nicht zurück, so schießt mein Offizier das Haus in den Grund. Betroffen über diese Kühnheit, beriethen sich die Inquisitoren wenige Augenblicke und becomplimentirten dann mit der größesten Höflichkeit den entschlossenen Vicekönig zur Thür hinaus.

Jetzt wird das Inquisitionsgebäude zu Vorrathskammern und Gefängnissen benutzt, auch befindet sich das Bergamt darin, (Direction de minerias.)

Die Universität, die erste und früher auch die bedeutendste in ganz Südamerika, wurde auf Anregung eines gelehrten Dominikaners von Kaiser Karl V. durch ein Dekret vom 12. Mai 1551 im Kloster Santo Domingo gegründet. Die Verordnung kam aber erst zwei Jahre später in Lima an. Eine päpstliche Bulle von Pius V. bestätigte die Stiftung 1571 und gestattete der Anstalt die nämlichen Privilegien, welche Salamanca in Spanien genoß. Der erste weltliche Rector war der Doctor der Medicin Gaspar Menendig 1572. Nachdem sie drei Jahre nach ihrer Gründung in ein anderes Gebäude versetzt war, wurde sie 1576 an die Stelle übersiedelt, wo sie sich jetzt befindet. Das Gebäude steht auf der östlichen Seite des Unabhängigkeits-Platzes; durch ein hohes Thor gelangt man in einen schönen viereckigen Hof, der mit Säulen, Corridoren umgeben ist; an den Wänden dieser Hallen sind die verschiedenen Zweige der Wissenschaften in Frescomalereien bildlich dargestellt; unter jedem Symbol stehen einige Verse aus alten Klassikern. Die Hörsäle sind ringsum in den Hofgemächern; in der dem Eingange schief gegenüberliegenden Ecke nach links ist die große Doppelthür der Aula. Dieser Saal ist sehr geräumig und schön und hat ein feierliches Ansehen. In der Mitte der Wand zur Rechten ist der Sitz des Rectors in einer Art von Nische, über die sich ein Baldachin wölbt. Zu beiden Seiten derselben sind die geschlossenen Sitze der Professoren; unter diesen etwa vier Fuß erhabenen Plätzen sind noch einige Reihen Bänke für Mitglieder der Fakultäten dem Rectorstuhl gegenüber, an der Wand links ist der hohe Katheder, den der Präsident bei der Ertheilung der akademischen Grade einnimmt; unter demselben ist eine Tribüne mit einem rothbedeckten Tischchen und einem rothsammetnen Lehnstuhle, auf den sich der Candidat setzt. Zu beiden Seiten von diesen Kathedern sind ebenfalls mehrere Terrassen von Bänken für Universitäts-Mitglieder und Zuhörer. Ueber dem Eingang ist eine Tribüne für das Publikum, die gewöhnlich von

Frauen besetzt ist. An den Wänden hängen Bildnisse berühmter Gelehrter; die Decke ist sehr schön geschnitzt. Da der Saal nur von einer Seite und zwar durch schmale Fenster beleuchtet wird, so ist er etwas düster. Die Hörsäle sind meistens schön und zweckmäßig eingerichtet.

Die National-Bibliothek, welche durch die Bücher der Universität San Marcos, durch Klosterbücherschätze, durch Bibliotheken von Privatleuten gebildet ist, befindet sich neben dem Kloster San Pedro und ist besonders reich an Büchern religiösen und historischen Inhalts, namentlich ist die Literatur der Geschichte der Eroberung und der ersten Zeit der spanischen Regierung vollständig. Im linken Flügel des nämlichen Gebäudes befindet sich ein Museum von naturhistorischen Gegenständen, Antiquitäten und andern Merkwürdigkeiten; die Sammlung ist unbedeutend, doch finden sich unter den Alterhümern und Kunstgegenständen manches Interessante, so Waffen und Geräthe der Indianer, Rüstungen der Spanier zur Zeit der Eroberung, Vasen aus peruanischen Gräbern, eine silberne Schale, einige goldene Becher in getriebener Arbeit, zwei hohle goldene Götzen, drei hohle silberne und ein massiv silberner Indianer-Mumien, ein schönes Portrait von Columbus, und, was das Wichtigste ist, alle Vicekönige und Gouverneurs Perus von Pizarro bis La Serua in lebensgroßen Bildern, die früher im Vicekömiglichen Palaste aufgehängt waren. Der schönste Kopf ist der Franzisco Pizarro's. Die größeste männliche Kraft ist in seinen Zügen ausgeprägt, der Blick ist kühn und offen, die Nase edel geformt, ganz nach arabischer Bildung, die Stirn hoch und frei; der starke Bart, der Kinn und Mund verdeckt, verleiht dem Ganzen ein finsteres, festes Ansehn. — In zwei andern Sälen des nämlichen Gebäudes befindet sich die Akademie der Künste, die 80 — 100 Schüler zählt.

Unter den dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten Gebäuden steht das Theater oben an; schon 1602 ward ein Gebäude

zu öffentlichen Darstellungen gebaut, welches aber durch das Erdbeben 1630 zerstört wurde; das jetzige besteht seit 1662, hat von außen ein häßliches Ansehn und ist auch im Innern nicht gut eingerichtet; die Bühne ist klein, die Decorationen sind mittelmäßig; die Stücke, welche gegeben werden, sind meist sowohl ihrem Inhalte, als der Ausführung nach, schlecht. In der Nähe des Theaters ist der Circus für die Hahnenkämpfe, in welchem fast täglich einige Zweikämpfe stattfinden. Er besteht aus einem Amphitheater mit einer zweckmäßigen Arena. Die Limaner haben eine große Vorliebe für diese Kämpfe und gehen bei denselben oft bedeutende Wetten ein. Dem Kampfhahne wird der Sporn am rechten Fuße abgesägt und an dessen Stelle ein 2 — 3 Zoll langes, schmales, etwas sichelförmig gebogenes, sehr scharfes Messer gebunden. Oft stechen sich diese Thiere schon bei dem ersten Ansprung todt; meist verwunden sie sich gleich anfangs schwer, kämpfen aber doch so lange, bis sie der Müdigkeit und den Wunden erliegen. Es ist ein grausames Vergnügen, ein würdiges Seitenstück zu den Stiergefechten. Diese werden auf der Plaza firme del Acho gehalten, in einem weiten, aus Luftziegeln errichteten Amphitheater, und gleichen bis auf geringe Verschiedenheiten denen, welche die Spanier so sehr lieben. Auch in Lima ist ein Stiergefecht eine Begebenheit von hoher Wichtigkeit. (Im Anfange gaben wir die Beschreibung eines solchen.)

Die ganze Stadt Lima ist mit einer, aus Luftziegeln aufgeführten Mauer umgeben. Die große Stadt ist mit der Vorstadt durch eine schöne, steinerne Brücke verbunden, welche 1638—1640 erbaut wurde. Die Stadt hat einige Befestigungen, die sich jedoch in desolatem Zustande befinden; es gehört dazu das Castell Santa Catalina, das noch am reinlichsten und besten gehalten ist, und Waffenmagazine, Geschütz u. dgl. enthält.

Lima hatte im Jahre 1810 ungefähr 90,000 Einwohner, jetzt kaum 50,000. Die Ursache der Verminderung ist theils in den Verwüstungen durch Erdbeben zu suchen, theils in den Opfern, welche der Befreiungskrieg gefordert hat; auch Epidemien haben das ihrige gethan. Das ganze Land, welches zur Zeit der Eroberung durch Pizarro eine ungeheure Bevölkerung hatte, zählt jetzt nur noch 1,400,000 Einwohner. Den dritten Theil der Bevölkerung machen die weißen Creolen aus, Kinder europäischer Eltern, schlank von Gestalt, ziemlich groß, von scharfen Gesichtszügen, blaßweißer Hautfarbe und mit dunkelschwarzem Haare. Die Männer sind schwächlich und weichlich, Feinde von Arbeiten, plaudern gern, rauchen ihre Cigarre, sind leidenschaftliche Spieler, wie die Spanier, wodurch viele Familien in Noth gestürzt werden, und haben bei trefflichen Talenten gewöhnlich eine sehr mangelhafte Bildung, Folge ihrer Trägheit. Daß Einzelne einen sehr ehrenwerthen Unterschied machen, versteht sich von selbst. Alle sind in ihrem Betragen frei und offen, aber charakterlos. Es sind meist Weiber. Die Frauen dagegen stehen körperlich und geistig über ihnen; sie sind sehr wohlgestaltet und voll Anmuth, kleiden sich sehr malerisch, leiden aber sehr an Eitelkeit und Putzsucht, so wie sie auch recht naschhaft sind; sie besitzen einen durchdringenden Verstand, haben ein klares Urtheil und sehr richtige Ansichten über die verschiedenen Lebensverhältnisse; dabei sind sie von seltener Charakterfestigkeit und von einem Muthe, mit dem sich sehr häufig ein brennender Ehrgeiz verbindet, weßhalb sie bei den politischen Unruhen eine bedeutende Rolle gespielt haben. Sie erreichen einen hohen Grad von Bildung, wenn ihre trefflichen Geistesgaben durch eine zweckmäßige Erziehung unterstützt werden.

Die Indianer in Lima machen kaum den zehnten Theil der Bevölkerung aus; es sind thätige und unverdrossene Leute, dabei ehrlich und zuverlässig. Sie treiben Handel als angesessene Kaufleute, sind Posamentirer, Sattler, Silberarbeiter

u. dgl. Viele wandern ein und vermiethen sich als Dienstboten; diese sind weniger ehrlich, sind eitel und unreinlich. In früheren Zeiten war in Lima ein eigenes Collegium für edelbürtige Indianer, auch wurde von den Abkömmlingen der Inca's je der älteste Sohn der Familie, wenn er studiren wollte, auf Staatskosten in das Collegium von San Carlos aufgenommen. Seit der Erlangung der Unabhängigkeit sind alle Privilegien aufgehoben.

Die Neger bilden den fünften Theil der Bevölkerung von Lima, es sind mehr als 10,000, unter denen 4800 Sclaven sind. Neue Zufuhr von Negern aus Afrika findet nicht mehr statt, sobald ein Sclave aus einem andern Lande den Boden der Republik betritt, ist er frei. Die Behandlung der Sclaven ist übrigens außerordentlich milde und im Durchschnitte gerade so wie die der Dienstboten in Europa; auch stehn sie unter besonderem Schutze der Gesetze. Die freien Neger sind faul, zum Betrügen und Stehlen geneigt; Wegelagerer und Straßenräuber sind nicht selten unter ihnen. Manche beschäftigen sich mit Lasttragen, besonders mit dem Verkauf des frischen Wassers. Die Negerinnen sind ausdauernder und thätiger, als Dienstboten nicht unbrauchbar; freilich sind sie auch sehr eitel und lieben Putz über alles.

Außer diesen Hauptracen giebt es viele Mischlinge in Lima. Wir wollen nur die vorzüglichsten anführen; Kinder der Weißen und der Negerinnen heißen Mulatten, Kinder der Weißen und Indianerinnen Mestizen, der Indianer und Negerinnen Chinos, der Weißen und Mulattinnen Quarterons, der Weißen und Mestizen Creolen u. s. w. Es giebt 22 bestimmte Arten von Mischlingen; die Gesichtsfarbe trügt, entscheidend ist das Haar der Frauen. Die niedrigste und verderbteste Classe unter allen ist die der Zambos, welche Neger, Indianer und Mulatten zu Vätern und Mulatten, Chino's zu Müttern haben. — Der größeste Theil der Fremden in Lima

besteht aus Altspaniern, Italienern, Franzosen, Engländern und Nordamerikanern, welche besonders geachtet werden. Deutsche giebt es verhältnißmäßig nur wenige in Lima, es sind meist tüchtige Kaufleute und stehn in großer Achtung. Man sagt sprichwörtlich: serio como un aleman (ernst wie ein Deutscher).

Lima zählt eine große Menge von Welt- und Kloster-Geistlichen; die Ordensregeln sind nicht streng, denn die Mönche können zu jeder Stunde das Kloster verlassen. Sie benutzen auch diese Erlaubniß sehr häufig, auf allen Straßen begegnet man Brüdern der verschiedensten Orden, am häufigsten äußerst wohlgenährten Dominikanern, die müßig umhergehen oder sitzen, spielen und Allotria treiben; sie sind im Allgemeinen ekelhaft unreinlich, unangenehm, unwissend und gemein, dabei dünkelhaft, und man muß sich wundern, daß man ihr Treiben zuläßt. Einzelne zeichnen sich jedoch durch aufopfernde Krankenpflege, durch Menschenliebe und Barmherzigkeit aus und werden dann ungemein verehrt. Einer Classe, den Mönchen der „buena muerta“ liegt die Pflicht ob, Sterbenden den letzten Trost zu spenden. Wenn sie hören, daß irgend Jemand krank darniederliegt, dringen sie unaufgefordert in das Haus und verlassen es nicht eher, als bis der Leidende entweder außer Gefahr oder gestorben ist. Tag und Nacht bringen sie bei ihm im Gebet zu und gönnen sich kaum Zeit für die nöthigste Ruhe und Erquickung. Mehrere haben durch lange Erfahrung einen solchen Scharfblick, die Gefahr des Kranken zu beurtheilen, erlangt, daß sie mit großer Gewißheit die Stunde des Todes voraussagen. Hat der Sterbende seinen letzten Athemzug ausgehaucht, so sprechen sie ein kurzes Gebet, geben — merkwürdiger Weise — dem Leichnam einen Nasenstüber und entfernen sich schweigend. Sie tragen eine schwarze Ordenstracht mit einem großen rothen Kreuze auf der Brust. Ein langer, kahnförmiger Hut bedeckt den Kopf.

Die geistlichen Feste tragen eine starke Farbe sinnlichen Vergnügens; einer der Haupt-Vergnügungstage des Volkes, besonders des farbigen, ist der Johannistag, an welchem der Pasco de Amaucaes statt hat. Die Amancaes ist eine sanftgeneigte Ebene, eine halbe Meile nordwestlich von Lima, die halb kreisförmig von einer 12—1500 F. über dem Meere sich erhebenden Hügelreihe eingeschlossen wird, die unfruchtbar ist. Während der heißen Jahreszeit ist die Fläche in eine dürre Wüste umgewandelt; so wie aber die Zeit der Nebel beginnt, bedeckt sie sich mit zahlreichen Blumen, unter denen sich eine gelbe Lilie auszeichnet, die besonders in der letzten Hälfte des Juli in voller Blüthe steht. Dann errichten dort Verkäufer ihre Buden, die reichlich mit Branntwein, Chicha, Limonaden, Früchten 2c. versehen sind. Am Johannistage reitet und fährt eine Menge von Leuten aus allen Ständen und Farben schon in der Frühe hinaus, um dort den Tag in Vergnügungen zuzubringen. Sie tanzen, spielen, trinken, sammeln Blumen und kehren Abends nach Lima zurück. Jubelnd fahren die Mulattinnen und Zamba's, Kopf und Brust mit Lilien geschmückt, in schwerbeladenen Wagen zur Stadt; ihre schwarzen Cavaliere begleiten sie, meist betrunken, auf bekränzten Pferden; reiten voraus, kehren zurück und überlassen sich ganz der tollen Freude des Tages.

Für Spaziergänge in der Nähe von Lima ist hinlänglich gesorgt; vor dem Callaothore ist eine schöne und lange Weidenallee; in der Vorstadt San Lazaro ist eine breite Allee auf dem Wege nach Amancaes; längs des Rimac erstreckt sich die neue Promenade mit vier Baumreihen u. s. w. Auch die Brücke und die Plazo mayor werden häufig von Spaziergängern besucht, die dort die kühle Luft der Cordilleren genießen, die nach Sonnenuntergang längs des Rimac weht. — Eines der nothwendigsten Bedürfnisse der Bewohner ist das Eis, so sehr, daß ein mehrtägiger Mangel bedenkliche Gährungen hervorbringt; es wird 21 Meilen weit nordöstlich von Lima in den Cordilleren geholt

und zwar auf Maulthieren, von denen jedes 300 Pfd. trägt. Täglich kommen 30 Maulthiere, mit Eis beladen, in die Stadt, das binnen 18—20 Stunden, freilich zum Theil geschmolzen, anlangt; täglich werden 50—55 Centner, meist zu Gefrorenem gebraucht, welches meist aus Milch und Ananassaft, aber auch aus andern Jugrediencien bereitet wird.

Die Maulthiere spielen in Peru eine große Rolle, sie werden theils zum Reiten, theils zum Fahren, theils zum Lasttragen gebraucht; sie sind in der Regel stark und schön; die besten werden in Piura gezogen und in großen Trupps nach Lima gebracht; ein gutes Thier wird mit 100 Piastern bezahlt, bessere doppelt und dreifach, die besten zehnfach so theuer. Die Ausdauer, Sicherheit und Mäßigkeit dieser Thiere ist bewundernswerth.

Die Lebensweise in Lima, so weit sie die Nahrungsmittel, die Zeit des Essens u. s. w. betrifft, ist folgende. Man nimmt gewöhnlich Morgens um 9 Uhr das Frühstück ein, welches aus gesottenem Hammelfleisch, Bouillon und Chupe besteht; die letztere ist in einfachster Form ein Gericht aus geschälten, in Salzwasser mit etwas Käse und spanischem Pfeffer gekochten, Kartoffeln; bei besserer Bereitung werden Eier, Krebse und gebackene Fische hinzugethan. Nach dem Essen genießt man Milch-Chocolade, die schäumig gekocht ist. Sie bildet überhaupt ein Lieblingsgetränk der Peruaner. Die Hauptmahlzeit wird um zwei oder drei Uhr Nachmittags mit einer sehr unschmackhaften Suppe eröffnet; ihr folgt das Hauptgericht, der Puchero, welcher Rindfleisch, Schweinefleisch, Speck, Schinken, Wurst, Geflügel, Kohl, Yucca's, Kamotes (süße Kartoffeln,) gewöhnliche Kartoffeln, Reis, Erbsen, unreife Maiskolben, Quitten und Bananen, also ein merkwürdiges Gemengsel enthält, gegen welches das berühmte Leipziger Allerlei eine Kleinigkeit ist. Uebrigens trägt man das Fleisch in einer, das Gemüse in zweiter Schüssel auf. Ein fast nie fehlendes Gericht ist das Pikante, das sind Spei-

sen, welche mit einer sehr großen Masse spanischen Pfeffers zubereitet sind, als feingestoßene gedörrte Kartoffeln mit Fleisch, Maismehl mit Schweinefleisch u. s. w. Auch grüne Schoten mit spanischem Pfeffer und Töpfchen mit getrocknetem und gestoßenem Aji mivasol (lapsirum baccatum) stehn auf dem Tische. Das Dessert besteht aus Früchten und Süßigkeiten. Zwischen obigen Hauptgerichten giebt es noch Fische, Braten, Salat, zusammengekochte Früchte u. s. w. Geistige Getränke trinkt man in höheren Ständen sehr wenig. — Allgemein gebräuchlich ist das Rauchen der Cigarren; fast in jeder Straße ist eine oder ein paar Cigarrenbuden zu finden; man raucht überall, nur in den Kirchen nicht. Kurze Papiercigarren sind am meisten in der Mode.

Das Klima von Lima ist angenehm, aber nicht gesund. Vom April bis October lastet ein schwerer, feuchter, doch nicht kalter Nebel auf der Stadt. Der Sommer ist regelmäßig heiß, aber doch nicht drückend. Die Uebergänge beider Jahreszeiten geschehen allmählig und fast unmerklich. Im October und November hebt sich die Nebeldecke, wird dünner und weicht den durchbrechenden Sonnenstrahlen. Im April umschleiert sich der Horizont, die Morgen sind kühl und trübe, die Mittagssonne scheint noch klar; aber wenige Wochen später wird auch sie den Blicken entzogen. Die große Feuchtigkeit ist die Ursache mannigfaltiger Krankheiten, besonders des Fiebers; wenn sie mit Hitze abwechselt, erzeugt sie Ruhren. Lima wird sehr oft von Erdbeben heimgesucht und ist schon mehrmals durch dieselben fast ganz in einen Schutthaufen verwandelt worden. Man kann im Durchschnitt jährlich 45 Erdstöße zählen, am meisten kommen sie im Januar. Die bedeutendsten waren in den Jahren 1586, 1630, 1687, 1713, 1746, 1806. Die schwächern Erdbeben sind bald von Geräusch begleitet, bald ohne solches nur durch die Schwankungen der Erde fühlbar. Die unterirdischen Töne sind sehr mannigfaltig; am häufigsten gleichen sie dem fernen Rasseln

eines schwer beladenen Wagens, der rasch über ein Gewölbe dahin fährt. Sie begleiten gewöhnlich den Erdstoß, selten gehen sie ihm einige Sekunden voran und nur in wenigen Fällen folgen sie ihm wie ein in der Ferne verhallender Donner. Zuweilen tönt es wie ein Aechzen aus dem tiefsten Grunde der Erde, oder wie das Knistern des Feuers, das an den dürren Holzwänden eines alten Hauses nagt. Die häufigsten und am wenigsten schädlichen Schwingungen sind die horizontalen, die heftigsten sind die vertikalen, welche die Wände zersprengen und die Häuser aus ihren Fundamenten reißen. Die seltensten, aber am meisten gefährlichen sind die kreisförmigen. Ueberaus zerstörend sind die, welche in einem raschen heftigen Zittern bestehn, dem ähnlich, das hervorgebracht wird, wenn man Jemand bei den Schultern faßt und ihn rasch schüttelt; sie reißen die Balken der Häuser ein, stürzen die Dächer um, lassen aber die Seitenwände unversehrt, die bei den andern Schwingungen am meisten leiden.

Eins der furchtbarsten Erdbeben war das im Jahre 1746. Am 28. October erzitterte in der Nacht plötzlich die Erde unter einem furchtbaren Geheul und ganz Lima war in einem Augenblick in einen Schutthaufen verwandelt. Geräusch, Schwankungen und Zerstörungen waren ein Moment. Die Bewegungen waren anfangs rüttelnd, später ein regelmäßiges horizontales Schwanken, das vier Minuten lang dauerte. Von mehr als 3000 Häusern blieben bei dem ersten Stoße nur 21 unversehrt; die meisten öffentlichen Gebäude lagen in Trümmern. Noch gräßlicher waren die Zerstörungen im Hafen von Callao, denn kaum hatten die Schwankungen der Erde aufgehört, als das hochangeschwollene Meer sich mit einem fürchterlichen Gebrause über seine Ufer wälzte und die Stadt mit ihren Bewohnern verschlang; 5000 Menschen wurden in Einem Augenblick ein Opfer der Wellen. Ihre Gewalt war so furchtbar, daß die spanische Corvette San Fermia, die im Hafen vor Anker lag, weit über die Mauern der Festung geschleudert wurde und mehr als 1000

Fuß vom Ufer entfernt auf dem Lande strandete. Ein Kreuz zeigt jetzt noch die Stelle, wo der Rumpf dieses Schiffes hingeworfen wurde. Drei schwer beladene Kauffahrer hatten das nämliche Schicksal. Die übrigen neunzehn Fahrzeuge, die noch vor Anker lagen, gingen auf dem Wasser zu Grunde.

Die Ursachen der häufigen Erdbeben an der Küste von Lima liegen in einem schwer zu enthüllenden Dunkel. Daß sie mit vulkanischen Erscheinungen in Verbindung stehn, scheint gewiß zu sein. Ihr Eindruck auf das Gemüth der Menschen ist gewaltig, da weder durch menschliche Kraft, noch durch Nachdenken etwas aufgefunden werden kann, was ihren Zerstörungen Schranken zu setzen im Stande wäre. Ist eine Erschütterung erfolgt, so wird in der Cathedrale ein Zeichen gegeben, und in langsamen abgemessenen Schlägen mahnen während zehn Minuten alle Kirchenglocken der Stadt die Bewohner zu demüthigem Gebete. —

Nach dieser Schilderung des jetzigen Zustandes von Lima kehren wir zu unserer Erzählung zurück.

---

## Neunter Abschnitt.

---

### Empörung des Inca. Cuzco belagert und eingeäschert. Almagro's Rückkehr. Streitigkeiten.

Es war bis zu dieser Zeit dem Pizarro fast Alles gelungen, was er begonnen hatte, mochte auch jeder Erfolg durch mehr oder minder große Anstrengungen gewonnen sein. Vergleicht man diesen seinen Erfolg bis zu den jetzigen Zeitabschnitten seines Lebens mit dem, was Cortez erreicht hatte, so muß es sogleich einleuchten, daß sich dem Letzteren bei weitem größere Schwierigkeiten entgegengestellt hatten, daß er bei weitem größere Gefahren zu überwinden hatte, als Pizarro. Aber auch dieser sollte noch schwere Kämpfe bestehen, — und nicht blos mit den Peruanern.

Bisher hatten die Peruaner, bis auf wenige Ausnahmen, sich ruhig und geduldig das Joch der Sieger auflegen lassen; ihre Fürsten, ihre Heerführer waren aus dem Wege geräumt; (daß die Erhebung des Inca Manco auf den Thron seiner Väter nur ein Schattenspiel war, erkannten sie wohl;) ihre ganze Verfassung war umgestoßen; ihre Tempel waren geplündert und entweiht; ihre öffentlichen Gebäude waren in Baracken verwandelt und überdieß waren sie, namentlich durch die Männer, welche früher unter Alvarado's Befehlen gestanden hatten, auf die empfindlichste Weise in ihrem religiösen und Familien-Leben verletzt. Sie hatten das, wie gesagt, still ertragen, äußerlich, aber im Innern zehrte die verborgene Flamme des

Hasses und das Verlangen nach Rache. Bei dem Charakter der Eingeborenen, — aller Indianer, — trat, wie gesagt, wenig oder nichts von diesem Feuer hervor, den Spaniern gegenüber, aber unter einander verbanden sie sich, gleiche Gefühle und gleiche Sehnsucht nährend, immer enger; der Inca, welcher persönlich höchst empfindliche Kränkungen erlitt, schien gleichgültig gegen Alles, was ihm geschah, theilnahmlos; aber auch in seiner Brust reiften Entwürfe zur Befriedigung seiner Rache. Er hatte ein muthiges Herz und eine große Charakterstärke und war seiner Vorfahren würdig; mehrere Anträge, welche er bittweise an Pizarro gestellt hatte, ihm wirklich die Herrschaft über sein Reich zurückzugeben, waren natürlich unberücksichtigt geblieben und mit Achselzucken aufgenommen worden.

Als Almagro mit seinen Truppen die Stadt Cuzco verlassen hatte, die Einigkeit der Spanier erschüttert schien und es wirklich war, der Gouverneur Pizarro mit der Gründung Lima's beschäftigt war, hielt der Inca den Zeitpunkt zu seiner Erhebung gegen die weißen Fremdlinge für günstig; er hielt häufige Berathungen mit seinen Häuptlingen, namentlich auch mit dem Oberpriester Villac Umu, welcher ein Mann von großem Einflusse und die Seele des ganzen Unternehmens war, und es ward Folgendes beschlossen: Zuerst sollte der Inca die Stadt in der Stille verlassen, dann sollte eine allgemeine Schilderhebung stattfinden, die Spanier sollten in ihren Quartieren überfallen und niedergemacht werden. Man schritt schnell zur Ausführung.

Der Inca verließ heimlich Cuzco: kaum war er entwichen, so war seine Flucht von einem ihm feindseligen Stamme, dem der Canares, welcher seinen Sitz eigentlich im Norden des Reichs hatte, von dem sich aber über tausend Männer in Cuzco befanden, dem Johann Pizarro, dem Commandanten der Stadt, verrathen. Dieser nahm schnell einen Haufen Reiter,

folgte dem Inca und fand ihn in einem Verstecke auf; er brachte ihn nach Cuzco und ließ ihn streng bewachen. Gerade in dieser Zeit kehrte Hernando Pizarro aus Spanien zurück und überbrachte seinem Bruder Francisco nach Ciudad de los Reyes nicht nur ausgedehntere Vollmachten und alles, oben schon Erwähnte, sondern auch den ehrenvollen Titel eines Marquis de los Atavillos, (einer peruanischen Provinz.) Der neue Marquis, den wir übrigens auch ferner vorzugsweise Pizarro nennen werden, sandte darauf seinen Bruder Hernando, den St. Jagoritter, nach Cuzco, um daselbst den Oberbefehl zu übernehmen. Dieser, welcher stets viel Theilnahme für die Indianer gezeigt hatte und namentlich ein aufrichtiger Freund Atahuallpa's gewesen war, langte glücklich in Cuzco an und behandelte den Inca höchst freundlich und zuvorkommend, ließ ihm auch wieder mehr Freiheit. Manco ward durch diese Beweise der Theilnahme, welche dießmal nicht erheuchelt waren, nicht andern Sinnes, sondern setzte unter dem Dunkel des tiefsten Geheimnisses seine Bemühungen fort, Alles zu einem demnächstigen allgemeinen Aufstande vorzubereiten. Nach einiger Zeit erzählte er dem Hernando, es seien in einer Höhle in den Cordilleren große Schätze, unter andern ein gediegen goldenes Standbild, verborgen; Hernando, begierig nach diesen Kostbarkeiten, sprach den Wunsch aus, sie zu besitzen und entschloß sich, dem Inca zwei spanische Soldaten zu überlassen, mit deren Hülfe er den Schatz heben sollte. Andere erzählen, was jedoch viel weniger wahrscheinlich ist, Hernando habe dem Manco die Erlaubniß gegeben, einem großen Feste der Eingeborenen an einem, einige Stunden von Cuzco entfernten Orte beizuwohnen; der Inca sei dort mit vielen Häuptlingen zusammengetroffen und man habe sogleich das Kriegsbanner aufgeworfen. Wie dem auch sei, eine Woche verging und weder der Inca noch die Soldaten kehrten zurück, auch traf nicht die mindeste Nachricht ein. Da ordnete Hernando seinen Bruder Juan mit sechszig Reitern

ab, den Inca aufzusuchen und ihn, wenn er ihn gefunden, als Gefangenen nach Cuzco zurück zu bringen. In den Umgebungen der Stadt war keine Spur des Flüchtlings zu entdecken; Alles war auffallend still und verlassen. In einzelnen Abtheilungen durchforschte die Schaar die Gegend bis zu den Bergen; da traf eine auf die, von Hernando mit dem Inca abgeschickten zwei Krieger, welche erzählten, Manco sei von einem starken Haufen seiner Krieger empfangen worden, habe sie Beide, ohne ihnen Leides zu thun, entlassen, um nach Cuzco zurückzukehren, — ein edler Zug des Inca, — und sie seien eben auf dem Rückwege begriffen. Uebrigens wimmele Alles in den Bergen und in den Thälern von eingeborenen Kriegern und der Inca bereite einen höchst gefahrvollen Zug gegen Cuzco vor.

Es war so; als Juan den Fluß Yucay überschreiten wollte, traf er einen starken Haufen indianischer Krieger, der mehrere tausend Mann zählte und vom Inca selbst befehligt ward, welcher den Spaniern den Uebergang über den Fluß streitig machte. Diese schwammen unter einem Hagel von Steinen und von Geschossen durch den Strom, und nun entspann sich ein blutiges Gefecht. Die Indianer, theils mit kupfernen Streitäxten und starken Keulen, theils mit langen, kupferbeschlagenen und mit kupfernen, gehärteten Spitzen versehenen Speeren bewaffnet, Schilde tragend, das Haupt mit Helmen bedeckt, welche von Gold und edeln Steinen schimmerten, und vielfach die Gestalt von Thierköpfen hatten, wie die der Mexikaner, — hatten ein ungemein kriegerisches Ansehn und machten einen sehr kräftigen Anfall, durch welchen sie die spanischen Krieger in einige Unordnung brachten. Bald aber sammelten sich diese; die Trompeten schmetterten und mit eingelegten Lanzen machten sie einen furchtbaren Choc auf den dichtesten Haufen der Indianer, dem diese nicht zu widerstehen vermochten. Ein Gemetzel erfolgte; aber die Peruaner drängten sich wieder zusammen und machten einen geordneten Rückzug, bei welchem sie öfter stillstanden und

den Spaniern ihre Geschosse entgegenschleuderten. Dieß war etwas bis dahin Unerhörtes in Peru. Mehrere Spanier waren sammt ihren Rossen getödtet, Einzelne verwundet, und glücklich erreichte der Inca mit seiner tapfern Schaar die Berge, wo keine Verfolgung mehr möglich war, da überdieß die Sonne nicht mehr schien und die Finsterniß anbrach.

Als der neue Tag aufleuchtete, sah Juan alle Gebirgspässe und Schluchten, alle Höhen mit peruanischen Kriegern bedeckt; bald rollten Felsstücke herab, um die Spanier auf diesem, für die Reiterei so ungünstigen Boden zu zerschmettern, und die Wurfgeschosse flogen von allen Seiten hernieder. Der tapfere Juan sah keine Möglichkeit, sich hier zu halten; er brachte dem Feinde zwar einigen Verlust bei, und hielt sich bis zum Abende, sah sich aber genöthigt, diese Stellung zu verlassen. Dennoch wollte er am andern Morgen den Kampf fortsetzen, als er zu seinem Erstaunen eine Botschaft seines Bruders Hernando empfing, welcher ihn ersuchte, schleunigst nach Cuzco zurückzukommen, da die Stadt von einem ungeheuren indianischen Heere belagert sei. Nun galt es kein Zögern mehr: in aller Eile, von dem triumphirenden Feinde verfolgt, machte er seinen Rückzug, näherte sich der Stadt, welche von mehr als 100,000 Peruanern umzingelt war und — ward von diesen ohne weiteren Angriff in die Stadt gelassen. Sie waren ihres Sieges so gewiß, daß es ihnen nicht nur gleich war, ob ein Haufe Spanier mehr oder weniger in der Stadt war, sondern daß sie sich schon freuten, mehr Schlachtopfer ihres Muthes zu finden.

Hernando begrüßte seinen Bruder mit Freuden; denn mit ihm und seiner Schaar zählte doch nun das Heer der Spanier — zweihundert Mann, wozu ungefähr 1000 Indianer als Hülfstruppen kamen. Mit dieser Hand voll Leute sollte die Stadt gegen einen hundert Mal so starken, rachedürstenden Feind vertheidigt werden. Der Muth der Spanier bleibt bewunderungswürdig.

Es war im Februar 1536. Der Tag brach an; eine durchdringende Kriegsmusik, ausgeführt von muschelförmigen Instrumenten, Trompeten und Kesseltrommeln, ertönte; dazwischen erscholl ein tausendstimmiges Kriegsgeschrei, und zahllose Speere und Pfeile wurden in die Stadt geschleudert, — ohne Schaden zu thun. Bald aber flogen Brandpfeile und mit brennender Baumwolle umwickelte Steine auf die Dächer der Häuser, die meist aus Stroh bestanden, und in wenigen Augenblicken brachen die Flammen in mehreren Quartieren der Stadt hervor, bemächtigten sich der benachbarten Gebäude; ein heftiger Wind trug sie weiter und in einer unglaublich kurzen Zeit glich ganz Cuzco einem Feuermeere, aus dem ein rothglühender Qualm sich emporhob und vom Sturm gejagt weiter wallte; in manchen Straßen war ein Rauch zum Ersticken. Die Spanier hatten zu dreien Malen das Glück, ihre Quartiere, welche sich theils an großen Plätzen, theils in der Halle des Inca Viracocha befanden, vor der schon weitergreifenden Brunst zu retten, — man schrieb das einer wundervollen Erscheinung der Jungfrau Maria zu, — und während der Brand immer verzehrender wüthete und den größten Theil der Stadt in Asche legte, blieben sie von seiner Wuth verschont; doch sah man auch den prächtigen Sonnentempel mit seinen nächsten Umgebungen noch stehen, und die Indianer betrachteten das als eine besonders glückliche Vorbedeutung, wenn auch die Bewohner Cuzco's mit großem Schmerze auf die zerstörten Paläste ihrer Könige und auf ihre niedergebrannten Häuser hinblickten; doch fanden sie einen Trost in der Gewißheit, daß ihre Feinde in ihre Hände gegeben seien und in diesem großen Grabe auch ihren Untergang finden würden.

Während des ungeheuren Brandes machten die Letzteren natürlich keinen Versuch, etwas anderes, als die, ihnen nothwendigen Gebäude zu retten; sie hatten aber mehrere Angriffe der mit Wuth andringenden Feinde zurückzuschlagen, hatten Verhaue und Palisaden hinweg zu räumen, welche die Indianer in grö-

ßester Schnelligkeit herstellten und durch die alle Bewegungen der Reiterei verhindert wurden. Eine Waffe, wenn man es so nennen kann, brachten an diesem und an den folgenden Tagen die Peruaner in Anwendung, welche sie bisher noch nicht gebraucht hatten, ihren Gegnern zu schaden, nämlich den, noch heutiges Tages in Südamerika vielgebrauchten Lasso, jene lange Schnur, welche sehr geschickt auf den Feind geworfen wird und mit der man ihn niederzieht, und worauf man ihn gefangen nimmt oder tödtet. Der Lasso kostete manchem spanischen Soldaten das Leben.

Tage vergingen, bis das Feuer völlig ausgebrannt war; jeden Tag gab es neuen blutigen Kampf. Die Indianer setzten sich in den Brandstätten fest und schleuderten von da ihre Geschosse auf den Feind; die armen Spanier konnten sich selbst in der Nacht nur wenige Ruhe gönnen. Was schlief, schlief in Waffen; was Wache hielt, hatte jeden Augenblick Ueberfall oder Tod zu befürchten. Die Citadelle, sehr schwach besetzt, hatte geräumt werden müssen; sie war von den Eingeborenen in Besitz genommen, welche von der sichern Höhe ihre Wurfgeschosse auf die Bedrängten schleuderten. Furchtbare Nachrichten liefen ein; alle Plätze, die im Besitze der Spanier seien, würden belagert, hieß es; die hie und da aufgestellten Vorposten seien niedergehauen; als eines Tages acht blutige Köpfe erschlagener Waffenbrüder in die Mitte des Markts geschleudert wurden, zweifelte fast Niemand mehr an der Wahrheit dessen, was das Gerücht sagte und bei Vielen riß Muthlosigkeit ein. Niemand hatte einen solchen muthvoll und beharrlich festgesetzten Angriff der Eingeborenen für möglich gehalten; jetzt mußte man sehen, daß eine Schaar derselben mit den Schwertern, Speeren, Schilden getödtete Spanier bewaffnet war, daß Einige sogar mit spanischen Schießgewehren angriffen, die man Gefangenen oder Getödteten abgenommen hatte, daß Mehrere auf Pferden erschienen, die sie erbeutet hatten. Dazu bemerkte man, daß einzelne Trupps

in geregelter Ordnung marschirten, wie sie dieselbe an den Spaniern gesehn hatten, und daß mit jedem Tage, trotzdem, daß der Verlust der Indianer bei den wiederholten Gefechten ein sehr großer war, die Entschlossenheit und Todesverachtung der Angreifenden zunahm.

Da erhoben sich Stimmen unter den spanischen Führern, welche auf Abzug drangen. Wir wollen uns mit dem Schwerte eine Gasse öffnen, riefen sie und die Küste zu erreichen suchen; besser, draußen im offenen Kampfe fallen, als hier vielleicht durch einen, aus einem Versteck geschleuderten Wurfspeer, — hier ist keine Hoffnung mehr, alle Hoffnung blüht draußen! Gegen diese Anträge erklärten sich mit unerschütterlicher Festigkeit die Gebrüder Pizarro und mit ihnen einige edle Spanier; es ist nicht ehrenwerth, sagten sie, einen uns anvertrauten Posten zu verlassen; Aller Augen sind auf uns gerichtet; was würde man in unserm Vaterlande sagen, wenn wir Cuzco, das zwar jetzt in Trümmern liegt, aber herrlich auferstehen wird, Cuzco, die Stadt der Kinder der Sonne, die Krone aller unserer Eroberungen, aufgeben wollten? Nein, laßt uns ritterlich kämpfen, — aber auch fallen, wenn es sein muß; dennoch sind wir nicht ohne Hoffnung! gewiß werden unsre Brüder uns zu Hülfe eilen und der Beharrlichen wartet Siegesruhm und Ehre, während der feige Flüchtenden Schande harret! — Diese Sprache verfehlte ihren Eindruck auf die Gemüther nicht und alle Führer neigten sich zuletzt zu der Ansicht, die vorzüglich von Hernando Pizarro geltend gemacht wurde. —

Als sich Hernando davon überzeugt hatte, sagte er, daß es dann vor Allem darauf ankomme, den Peruanern die Citadelle, welche Stadt und Lager beherrsche, wiederzunehmen. Auch darin waren Alle einverstanden. Wohlan! so möge der morgende Tag der entscheidende sein, rief er aus. Ein Ausfall werde versucht, und gelingt dieser, so werden wir den Barbaren Furcht eingeflößt haben und die Einnahme des Bollwerks wird uns leichter werden!

Andern Morgens zogen die Spanier in drei Divisionen, von denen die eine Gonzalo Pizarro, die andere Gabriel de Rojas, die dritte Hernan Ponce de Leon befehligte, gegen den Feind. Unwiderstehlich wurden die ersten Indianerschaaren angegriffen, aufgerollt, niedergeritten, mit den scharfen Breitschwertern und Speeren getödtet; aber neue und immer neue drängten herbei und setzten auf den Leichnamen ihrer Brüder den blutigen Kampf fort; mörderisch schlugen die Kugeln aus den Feuerschlünden der Musketiere in die Flanken der von vorn angegriffenen Indianer und warfen Rotten auf Rotten nieder; — der Inca, hoch zu Roß, das er mit Geschicklichkeit lenkte, eine lange Lanze führend, spornte die Seinigen immer und immer wieder an, — neues Kriegsgeschrei — neues Gemetzel, — bis endlich die Sonne sich zum Untergange neigte und Hernando den Befehl zur Rückkehr in die Quartiere ertheilen ließ, die bald erreicht waren.

Es galt nun die Einnahme der, auf einem steilen Berge gelegenen, Citadelle, die mit steinernen Wällen umgeben war und aus drei festen Thürmen bestand. Ein edler Abkömmling der Inca's, ein kriegserfahrener, muthiger Mann führte den Oberbefehl und war entschlossen, das Werk bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. — Das gefahrvolle Unternehmen, dasselbe dem tapfern Feinde zu entreißen, ward von Hernando in die Hand seines Bruders Juan gelegt, der, um die Aufmerksamkeit der Peruaner auf einen andern Punkt hinzulenken, kurz vor Sonnenuntergang mit der Sturmcolonne und einem starken Haufen Reiter nach einer entgegengesetzten Richtung marschierte, in der Nacht aber heimlich zurückkehrte, die Felsenpässe, die er unbesetzt fand, hinaufdrang und unangefochten den äußersten Wall der Feste erreichte. Hier wurden die Steine hinweggeräumt, welche den Eingang versperrten, — die Wachen schliefen, einen nächtlichen Anfall keinesweges fürchtend, die Spanier gelangten zur zweiten Umwallung. Da war es anders. Der innere Raum

war voll von Kriegern, welche den Spaniern ihre Geschosse entgegenschleuderten und sie zwangen, Halt zu machen. Im Säumen war Verzug. Juan nahm einen Theil seiner Tapfern, stellte sich an ihre Spitze, befeuerte sie zum Angriff und drang mit ihnen vor. Er hatte seinen Helm abgenommen, weil ihn eine Wunde schmerzte und glaubte sich mit seinem breiten Schilde hinlänglich decken zu können. Mehrere fielen, aber die Bresche ward gemacht, die Reiterei stürmte durch und warf Alles zu Boden, was sich entgegenstellte. Die Fliehenden besetzten einen offenen Platz, der durch den Hauptthurm gedeckt war, von welchem Pfeile, Steine und Speere auf die heranstürmenden Gegner geschleudert wurden. An der Spitze der Letzteren war immer noch Juan Pizarro. Er ermunterte abermals seine Leute mit kurzem Zuruf und stürmte die Terrasse hinan; da traf ihn ein mit aller Kraft geworfener Stein an das eben unbeschützte Haupt, er stürzte hinab. Unten noch rief er den Seinigen zu, muthig vorwärts zu gehn. Die Terrasse war genommen — und der tödtlich Verwundete ward in die Stadt getragen, wo er bald darauf starb, von Allen beklagt, welche in ihm mit Recht einen ebenso tapfern als menschenfreundlichen Krieger ehrten.

Nachdem Hernando Pizarro den ersten Schmerz über seines Bruders Tod überwunden hatte, übergab er den Oberbefehl dem Gonzalo und stellte sich selbst an die Spitze der die Citadelle Bedrängenden. Mit unerhörter Tapferkeit, mit einem wahren Heldenmuthe, der hier zugleich von einer seltenen Körperstärke unterstützt wurde, vertheidigte der edle Inca, nachdem das eine Werk bald genommen war, den stärksten Thurm. Er war mit einem spanischen Küraß und Schilde bewaffnet und trug eine mit Kupfer beschlagene Keule in seiner Rechten, mit der er Alle niederschlug, welche den Eingang erzwingen wollten. Seine Gestalt war wie die eines Riesen und seine gewaltigen Schläge schreckten alle Spanier ab, ihm zu nahen. Da ließ Hernando Leitern an den Thurm legen und ihn ersteigen; zugleich gab er

Befehl, daß Niemand den edlen Peruaner, dessen Tapferkeit ihn mit Bewunderung erfüllte, tödten solle; man solle nur danach trachten, ihn gefangen zu nehmen. Das Werk ward erstiegen, was im Thurme war, getödtet. Als nun der Inca sah, daß jede weitere Vertheidigung vergeblich sein würde, schwang er sich auf den Rand der Mauer, schleuderte seine Keule von sich, hüllte sich in seinen Mantel und stürzte sich in die Tiefe hinab. Er zog den Tod einem schmachvollen Leben vor; seine That erfüllte alle Anwesenden mit Grausen, aber sie konnten dem Helden ihre Bewunderung nicht versagen. — Die Citadelle war erobert und nahm eine spanische Besatzung auf.

Abermals vergingen Tage, — Wochen — und keine Hülfe kam; auch keine Nachricht vom Statthalter kam, woraus man auf seine eigene Lage schließen konnte, die zwar nicht so verzweifelt war, wie die der Belagerten in Cuzco, die es ihm aber doch unmöglich machte, Hülfe zu senden, indem alle Boten durch die Indianer, welche das Thal von Rimak umgaben, aufgefangen wurden. Er hatte mehrere Male stärkere Truppen-Abtheilungen abgeschickt, welche nach Cuzco durchdringen sollten; aber sie waren auf so gewaltige Massen von Feinden gestoßen, daß die Ausführung der Befehle Pizarro's unmöglich schien; kleinere Abtheilungen waren ganz aufgerieben worden. Er selbst durfte die neuen Ansiedlungen nicht verlassen, theils war er kaum stark genug dazu, theils wäre alles bisher Gegründete sofort zerstört worden; um etwas zu thun, schrieb er an die Gouverneurs von Panama, Nicaragua, Mexico und Guatemala und bat dringend um Zusendung von Verstärkungen. Daß diese ankamen, werden wir später hören.

Fünf Monate hatte die Belagerung von Cuzco gewährt; die Spanier litten Mangel an Nahrungsmitteln. Aber auch das peruanische Heer litt daran und da zugleich die Pflanz- und Saatzeit gekommen war, sah der Inca Manco sich genöthigt — und das war ein Glück für die Fremd-

linge, die Belagerung aufzuheben und den bei weitem größesten Theil seines Heeres zur Erledigung ihrer Arbeiten in ihre Heimath zu entlassen. Er selbst begab sich mit einer noch immer zahlreichen Garde nach dem befestigten Tambo und ließ nur ein Beobachtungscorps in der Nähe von Cuzco stehn. — Die Spanier athmeten neu auf; schleunig wurden Reitertrupps in die Umgegend gesandt, um Mundvorrath herbeizuschaffen, was ihnen gelang, indem sie z. B. einmal eine Heerde von 2000 peruanischen Schaafen als willkommene Beute nach Cuzco brachten; freilich hatte es Menschenblut gekostet, sie zu gewinnen.

Denn man muß sich nicht denken, daß der Krieg von der Zeit des Abzugs sein Ende genommen hatte. Es ward nur nicht in Massen gefochten. Gefechte, auch Einzelkämpfe gab es täglich. Wie aus dem belagerten Ilion einst kühne Helden ihren Streitwagen auf das Blachfeld lenkten, um einen Zweikampf auszufechten mit dem Feinde, der nicht auf sich warten ließ, sondern mit freudigem Muthe aus dem Lager hervortrat, des Troers Keckheit zu züchtigen, so begaben sich spanische Ritter aus der Stadt der Sonne hinaus, Abentheuer zu suchen und nie fehlte ihnen der würdige Gegner, bewehrt mit der mächtigen Streitart, mit Bogen und Pfeil und mit dem furchtbaren Lasso und nicht immer lächelte der Sieg dem kriegserfahrenen Helden aus Castilien oder Leon.

Auch der ritterliche Hernando wollte einen kühnen Handstreich ausführen; er wollte sich des Inca Manco bemächtigen und zog deßhalb auf großen Umwegen mit einer auserwählten Schaar Fußvolk und achtzig Reitern gen Tambo. In der Stille der Nacht näherte er sich der Stadt, die sehr stark befestigt war; er passirte den Strom, der auf der einen Seite die Feste umgab und drang in die Außenwerke. Bis dahin trat ihm kein Feind entgegen; Alles schien todt und leer; plötzlich aber war der Hauptwall voll indianischer Krieger, die eine ungeheure Masse von Geschossen auf die Spanier schleuderten und

mit kühner Festigkeit dem Angriffe standen, ermuthigt durch die Gegenwart ihres Königs, der hoch zu Roß, die lange Lanze in der Hand, alle Bewegungen der Seinigen leitete. Bald kam Unordnung unter die Spanier, welche einen solchen Widerstand nicht vermuthet hatten; zwar schlossen sie sich wieder dicht an einander und unternahmen mehrere Stürme, aber ohne allen Erfolg, und als den ganzen Tag über vergeblich gefochten war, als die Peruaner durch Oeffnung der Schleusen den niedrigeren Boden im Rücken ihrer Feinde überfluthet hatten, sahen sich diese endlich genöthigt, den Rückzug anzutreten, welcher in aller Ordnung ausgeführt ward, wenn auch nicht ohne Verlust, da die ihres Sieges frohen und durch denselben noch zu erhöhter Tapferkeit begeisterten Eingeborenen in der Verfolgung nicht nachließen, bis die Spanier die Ebene von Cuzco erreicht hatten. So war dies kühne Unternehmen völlig fehlgeschlagen und der Inca Manco hegte nicht den mindesten Zweifel mehr, daß er nach der Pflanzzeit mit dem wieder versammelten Heere der schon jetzt gebrochenen Herrschaft der weißen Fremdlinge ein schnelles Ende machen werde. Er täuschte sich dennoch. Der Tag von Tambo war sein letzter Siegestag.

Almagro blieb nicht ohne Nachrichten von dem, was in und um Cuzco geschehen war. Er hatte, wie wir oben sahen, dem mit Pizarro getroffenen Uebereinkommen gemäß, den Marsch nach Chili angetreten; ein Heerhaufen, wie er so stark in Peru noch nicht vereinigt war, auch nicht so wohl bewaffnet und mit allem Nothwendigen versehen, — folgte dem beliebten und erfahrenen Führer, welcher fünfhundertundsiebzig Mann unter seinen Fahnen sah. Er schlug anfangs die große Straße ein, welche nach Süden führte; dann, alle Beschwerden und Gefahren verachtend, beschloß er in die Gebirgspässe einzudringen und den nächsten Weg nach Chili zu nehmen. Dabei hatte seine Schaar und er selbst ungeheure Mühseligkeiten zu erdulden; die schon oft angedeuteten Hindernisse stellten sich ihnen in reichstem

Maaße entgegen, in der Tiefe umringten sie die Gefahren der Sümpfe, der steilen Bergschluchten, der unwegsamen Wälder, in der Höhe litten sie von Kälte, von Schneestürmen und von Hunger*) und nicht Wenige unterlagen diesen Beschwerden, am meisten den Letzteren. Als sie endlich in die fruchtbaren Ebenen von Chili gelangten, überließen sie sich der frohen Hoffnung, daß nun alle ihre Mühseligkeiten ein Ende erreicht haben würden; aber es warteten ihrer Kämpfe mit den Eingeborenen, welche sich als sehr unerschrocken und stark zeigten, so daß sie sich nicht nur hartnäckig vertheidigten, sondern auch die von Almagro zur Recognoscirung des Landes vorgeschickte Schaar angriffen, anfänglich zwar staunend über die Thaten der Reiter und über die Wirkung des Schießgewehrs, bald aber ihrer Bestürzung Herr werdend. Unter diesen Bedrängnissen, unter welchen dennoch das Einsammeln einiges Goldes nicht vergessen wurde, empfing Almagro durch einen sehr tapfern und einsichtsvollen Officier, welcher ihm Hülfstruppen zuführte, durch Rodrigo de Orchonez, nicht nur genauere Nachrichten über die Vorfälle in Cuzco, sondern auch das königliche Patent, welches ihn zum Statthalter von Chili ernannte und die Grenzen seines Gebiets bestimmte. Aus diesen Papieren überzeugte er sich, daß Cuzco innerhalb der Grenzen seiner Statthalterschaft gelegen sei und hielt es nun für unerläßlich, umzukehren, die Stadt zu entsetzen und sich ihrer trotz Manco und Pizarro zu bemächtigen. Den bisher eingeschlagenen Weg wieder rückwärts zu marschiren, schien ihm fast unmöglich und er wählte den durch die Sandwüsten an der Küste, der allerdings auch seine großen Schwierigkeiten hatte, indem die Schaar unbeschreiblich von Hitze und Durst zu leiden hatte, auf dem er

*) Wir verweisen hier auf den Anhang, in welchem wir ein Reisebild von Tschudi geben werden, welches die Gefahren schildert, die noch jetzt der Reisende auf dem Zuge über die Peruanischen Gebirge zu bestehn hat.

doch aber endlich glücklich nach Arequipa gelangte, das ungefähr neunzig Stunden südwestlich von Cuzco liegt. Da erfuhr er den jetzigen Stand der Dinge, hörte, daß zwar die Umschließung von Cuzco nicht fortdauere, daß aber der Inca Manco nichts weniger als überwunden sei.

Er beschloß, eine Gesandtschaft an den Inca zu schicken, mit welchem er in einem freundschaftlichen Verhältnisse gestanden hatte, und ihn zu ersuchen, ihm in der Nähe von Cuzco eine Zusammenkunft zu gestatten, bei welcher die wahre Lage der Dinge zur Sprache gebracht werden sollte. Der Inca nahm die Gesandten freundlich auf und bestimmte das Thal von Yucay zum Ort der Berathung. Almagro verließ Arequipa und zog nach Urcos, wo er die Hälfte seiner Truppen ließ; mit der andern Hälfte, ungefähr 250 Mann, zog er dem Thale von Yucay zu. Kaum daselbst angekommen wurde er von einem starken Corps Indianer überfallen; es entspann sich ein heftiger Kampf; aber nach einer Stunde hatten die Tapfern von Chili den Sieg gewonnen und die Niederlage des Inca war so groß, daß er für die nächste Zeit jedes Zusammentreffen mit den Spaniern vermied. Die Ursache dieser Treulosigkeit von seiner Seite lassen sich nicht ergründen; wahrscheinlich ist es, daß seine Umgebungen ihn glauben machten, Almagro beabsichtige seine Gefangennehmung; diesen Entwürfen, von denen jedoch nichts in Almagro's Seele lag, wollte er zuvorkommen und ward dafür empfindlich bestraft.

Als Hernando von der Ankunft des Heeres in Urcos hörte und gar keine officielle Benachrichtigung von Almagro empfing, ahnte er, daß der Letztere feindselig auftreten würde; bald wurde ihm auch hinterbracht, daß Almagro ein volles Recht auf Cuzco zu haben meine und sich der Oberherrschaft zu bemächtigen gedenke; er beschloß, ihm mit allen Kräften Widerstand zu leisten. So begannen jene unglücklichen Zerwürfnisse, denen zufolge Bruderblut vergossen werden sollte.

Almagro kehrte nach Urcos zurück, musterte sein Heer und sandte Schreiben an die Regierung zu Cuzco, in welchen er auf Anerkennung seiner Würde als Statthalter drang, welches Verlangen er auf die königlichen Verordnungen gründete, die er in Abschrift beilegen ließ. Dagegen behauptete Hernando Pizarro, die aufgestellte Berechnung von der Lage Cuzco's unter dem angenommenen Grade der Breite sei unrichtig; nach der richtigen Berechnung gehöre Cuzco zu der Statthalterschaft seines Bruders, des Gouverneurs, und der Marschall, so nannte man den Almagro nach der ihm früher übertragenen Würde, — habe nicht die mindeste Berechtigung, Ansprüche auf die Stadt und ihr Gebiet zu machen. Wir können nicht leugnen, daß beide Theile aus Ueberzeugung so sprachen, und daß der Streit nur durch genaue wissenschaftliche Untersuchungen zu schlichten gewesen wäre. — Diese Untersuchungen sollten angestellt werden und die streitenden Parteien versprachen, bis nach Beendigung derselben alle Feindseligkeiten zu vermeiden und ruhig in ihren Quartieren zu bleiben.

Aber der Vertrag ward nicht gehalten. Hernando befestigte sich nicht nur in der Stadt, was gegen die Artikel der Uebereinkunft war, sondern man hörte auch, daß eine nicht unbedeutende Verstärkung von Lima unter der Anführung Alfonso's von Alvarado unterwegs sei. Dieß gab den Gegnern Veranlassung, Almagro vorzustellen, daß er eben so wenig an den Vertrag gebunden sei, und der Marschall lieh diesen Vorstellungen ein nur zu günstiges Gehör. Er nahm seine Truppen und führte sie so, daß sie unbemerkt in der dunkeln und sehr stürmischen Nacht des 8. April 1537 in die Stadt einmarschirten, bemächtigte sich der Hauptkirche, des daran stoßenden Platzes, stellte starke Piquets an die Straßen-Eingänge, und befahl dem tapfern Orgonez, mit einem Trupp Fußvolks in das Quartier Hernando's zu dringen, welches an der Plaza lag. Orgonez bewegte sich so still als möglich mit seiner kleinen Schaar vor-

wärts; die Thüren der Halle wurden erbrochen; da aber stellte sich die Wache, die 20 Mann stark war, den Eindringenden entgegen und es entspann sich ein heißes Gefecht, welches endlich dadurch unterbrochen wurde, daß Orgonez Feuer an das Säulenwerk des Gebäudes legte. Sogleich schlug die Flamme lichterloh auf, ergriff das ganze Gebäude, welches schnell verlassen werden mußte, wobei Hernando in Gefangenschaft gerieth. Almagro war Meister der Stadt.

Die Gebrüder Pizarro wurden nun mit ungefähr zwanzig Rittern in engen Gewahrsam gebracht und einige, die Ordnung und Verwaltung der Stadt betreffende Einrichtungen in's Leben gerufen. Dann sandte Almagro Boten an Alvarado und forderte ihn auf, sich ihm zu unterwerfen und im Namen des Königs seine Herrschaft über Cuzco anzuerkennen. Alvarado, welcher sich zu Xauxa befand, ließ die Gesandten in Fesseln legen und benachrichtigte sogleich den Gouverneur von dem Geschehenen. Als Almagro von diesem Verfahren Kunde empfing, machte er sich auf, Alvarado durch Waffengewalt zu bezwingen; dieser hatte eine feste Stellung am Fluß Abancay eingenommen und erwartete den Feind. Durch die Verrätherei eines seiner Officiere, Pedro's de Lerma, welcher der Cavallerie Almagro's eine Fuhrt zum Uebergang über den reißenden Strom zeigte, und dann mit seinen Leuten zu dem Feinde überging, lief aber die Sache höchst unglücklich für ihn ab; nach einem kurzen Gefechte ward er mit seiner ganzen Schaar von allen Seiten eingeschlossen und gezwungen sich zu ergeben, (am 12. Juli 1537.) Triumphirend kehrte Almagro mit seinen Gefangenen nach Cuzco zurück.

Das war ein großer Schlag für Pizarro, welcher ruhig zu Lima verweilte, sehnsüchtig auf die Ankunft der erbetenen Verstärkungen hoffend, ohne welche nichts zu unternehmen war. Endlich langte eine Caravele an, welche allerlei Vorräthe und Schießbedarf, zugleich aber auch eine Schaar von 250 Kriegern

unter dem Befehle Gaspars von Espinosa brachte, und dazu eine von Cortes dem Gouverneur geschickte reiche Garderobe. Nun ward mit dem Marsche nach Cuzco nicht länger gesäumt; mit 450 Mann, worunter ungefähr die Hälfte beritten war, trat Pizarro seinen Zug von Lima an, um, wie er wähnte, den Entsatz Cuzco's zu bewirken. Unterwegs vernahm er erst, was geschehn war; eine Hiobspost folgte der andern; „Almagro hat Cuzco genommen," er hat die beiden Pizarro's zur Haft gebracht, — er hat Alvarado mit seinem ganzen Corps gefangen genommen, — diese Nachrichten kamen schnell nach einander, und sie waren wohl im Stande, auch einen starken Geist zu erschüttern. Umkehr nach Lima schien das einzige Rettungsmittel für den Augenblick. Bald war das Corps wieder in der neuen Stadt, die in aller Eile befestigt und mit Jeglichem wohl versehn wurde, was in Beziehung auf eine gefürchtete Belagerung nothwendig schien. Darauf sandte Pizarro eine Gesandtschaft, an deren Spitze Espinosa stand, zu Almagro, vielleicht mehr um Zeit zu gewinnen, Verstärkungen von Panama an sich zu ziehen, als durch wahre Friedensliebe bewogen. Espinosa, ein eben so tapferer Mann, als schlauer Unterhändler, selbst bei Allem betheiligt, was sich auf Peru's Geschick bezog, bot Alles auf, um Almagro zur Mäßigung in seinen Forderungen zu bewegen. Aber er fand heftigen Widerstand, theils bei Almagro selbst, theils bei seinen begünstigten Rathgebern, unter denen Orgonez der klügste und energischste war. Dieser rieth dem Marschall geradezu, die beiden Pizarro's, Alvarado und andere, dem Gouverneur ergebene Männer tödten zu lassen. Die Todten beißen nicht mehr, sagte er mit einem spanischen Sprichworte, (das übrigens auch in das Deutsche übergegangen ist,) und so lange noch ein Pizarro lebt, wird Almagro keine Ruhe und keine Sicherheit des Besitzes haben. Darauf ging jedoch Almagro nicht ein, im Andenken an die geschlossenen Bündnisse und an eine frühere, wenn auch nun aufgelöste Freundschaft;

und vielleicht wäre eine friedliche Uebereinkunft zu Stande gekommen, wenn nicht unglücklicherweise Espinosa gestorben wäre, nicht ohne den Verdacht, vergiftet zu sein. Nun gewann die, dem Pizarro feindselige Partei das Uebergewicht; die Unterhandlungen geriethen in's Stocken und der Marschall beschloß, Cuzco zu verlassen, am Meeresufer einen mit einem guten Hafen versehenen festen Posten zu gründen und sich dadurch die Verbindung mit dem Mutterlande und den nördlich gelegenen Colonien zu eröffnen und zu erhalten. Bevor er diesen Plan ausführte, ließ er, um Cuzco vor einem neuen Ueberfalle zu sichern, Orgonez mit einem beträchtlichen Heerhaufen auf Tambo marschiren. Dieser bedrängte den Inca, der sich von seiner letzten Niederlage nach nicht erholt hatte, so unwiderstehlich, daß er Tambo verließ und mit Eifer verfolgt, kaum so glücklich war, mit sehr wenigen Begleitern die Päße der Cordilleren zu erreichen, wo er sich verbarg. Er war nicht mehr zu fürchten. Es scheint, als ob sich seit dem Gefechte mit Almagro's Truppen eine allgemeine Niedergeschlagenheit der Peruaner bemächtigt hätte; sonst wäre es ganz unerklärlich, wie in dieser Zeit gar nichts geschah, da doch vorher ein so ungeheures Heer schlagfertig da stand; übrigens ist es auch möglich, daß Ursachen, welche den spanischen Geschichtsschreibern entgangen sind, dazu beigetragen haben, die merkwürdige Unthätigkeit der Indianer herbeizuführen. Orgonez kehrte nach Cuzco zurück und nun zögerte Almagro nicht länger, Cuzco zu verlassen, nachdem der Erstere nochmals vergeblich darauf angetragen hatte, entschieden gegen die Pizarro's aufzutreten. „Ein Pizarro vergißt nie eine Beleidigung, sprach er zum Marschall; was ihnen neuerdings widerfahren ist, ist zu stark, als daß sie es vergeben könnten. Es wird ein Tag kommen, wo Ew. Excellenz bereuen werden, meinem getreuen Rathe nicht gefolgt zu haben!" — An der Spitze der heimlichen Freunde und der offenen Vertheidiger der Pizarro's stand Diego de Alvarado, Pedro's Bruder, welcher

den Zug nach Chili mitgemacht und dem Hernando große Verpflichtungen hatte. Seinen Vorstellungen im Rathe gelang es vorzüglich, milderen Maßregeln Bahn zu brechen. Doch wurde, als Almagro auszog, Gonzalo Pizarro in enge Haft gebracht und den Hernando nahm Almagro mit sich und ließ ihn mit der äußersten Sorgfalt bewachen.

Ohne Störung ward der Zug nach der Küste vollbracht; eine der fruchtbaren Strecken, welche sich von den Gebirgen bis zum Meere hinabziehen, das reizende Thal von Chincha, schien dem Almagro zu einer Niederlassung vorzüglich geeignet. Alle Hände regten sich; der Marschall trieb zu eifriger Thätigkeit an und wie mit Ciudad de los Reyes ging es auch hier; bald erhoben sich Gebäude und die neue Colonie empfing den Namen: Almagro. Mitten unter diesen Beschäftigungen empfing der Marschall die, für ihn sehr unangenehme Nachricht, daß Gonzalo Pizarro und Alvarado Mittel gefunden hätten, nicht nur die Soldaten, denen ihre Bewachung übergeben war, zu bestechen und zu entwischen, sondern auch sechszig Mann von der Besatzung mit sich zu nehmen. Da hing Hernando's Leben an Einem Haar und wer weiß, was geschehn wäre, wenn nicht gerade in dieser Zeit der Gouverneur Pizarro die abgebrochenen Unterhandlungen mit großem Eifer wieder angeknüpft hätte. Sie führten dieß Mal bald zu einem Ziele; man kam nicht nur darin überein, daß man die Entscheidung sämmtlicher Streitpunkte einem als durchaus rechtschaffen und unparteiisch bekannten Manne, dem Pater Francisco de Bovadilla überlassen wolle, sondern daß man in einer persönlichen Zusammenkunft der beiden Statthalter sich auch über Einzelnes verständigen wolle, was durch Gesandte, überhaupt durch dritte Personen nicht abgemacht werden könne.

Am 13. November 1557 fand diese Zusammenkunft zu Mala statt; Almagro kam dem alten Verbündeten offen entgegen; Pizarro zeigte sich hoffährtig und machte gleich anfangs heftige

Vorwürfe, die sich auf die Besitznahme Cuzcos und auf die Gefangenhaltung seiner Brüder bezogen. Dieß rief Erwiederungen hervor und die Unterhaltung wurde gereizt fortgeführt; da stand Almagro, dem eine Warnung zu kommen schien, plötzlich auf, grüßte, verließ das Zimmer, schwang sich auf sein Roß und sprengte nach Chincha zurück, wo sein Hauptquartier war. Einige seiner Begleiter waren zurückgeblieben, mit diesen wurde weiter unterhandelt und festgesetzt, daß beide Parteien bis zu genauer Bestimmung der Grenzen in ihren jetzigen Gebieten bleiben und alle Feindseligkeiten vermeiden sollten; Hernando solle seine Freiheit erhalten, aber in sechs Wochen nach Spanien zurückkehren.

Dieß Uebereinkommen wurde, trotz aller Bitten des Orgonez, von Almagro bestätigt; er besuchte Hernando in seiner Haft, kündigte ihm seine Freiheit an und fügte hinzu, er hoffe, daß nun alles Bisherige vergessen sein würde, und daß die alten freundschaftlichen Verhältnisse wiederkehrten. Hernando antwortete: er wünsche nichts mehr, als Das. — Darauf leistete er einen Eid auf seine Ritterehre, daß er Alles, was in dem Vertrage in Beziehung auf ihn festgestellt sei, gewissenhaft, treu und redlich erfüllen wolle. Darauf wurde ihm ein festliches Mahl gegeben und nach Beendigung desselben geleiteten ihn mehrere Officiere von Rang, darunter Almagro's Sohn, zu dem Lager seines Bruders, welcher sie sehr freundschaftlich aufnahm und besonders dem jungen Almagro eine große Aufmerksamkeit bewies. Dann trennte man sich. Als Almagro von der Art und Weise hörte, wie sich Pizarro benommen, glaubte er, es sei nun Alles geschlichtet und in Ordnung. Er freute sich dessen; wie denn überhaupt sein Gemüth nicht im Stande war, Haß zu nähren und lange Zeit eine Beleidigung nachzutragen. —

---

## Zehnter Abschnitt.

---

### Bürgerkrieg. Schlacht bei Las Salinas. Almagro's Ende. Hernando in Spanien. Castro. — Gonzalo's Zug.

Wie sehr wurden die Hoffnungen Almagro's getäuscht! Von dem Augenblicke an, wo der Statthalter seinen Bruder in Freiheit und sich der schweren Sorge um dessen Leben enthoben sah, schien Alles vergessen, was er seinem Gegner zugestanden hatte. Er rief seine Truppenschaar zusammen, stellte ihr alle die Unbill vor, die er nach seiner Meinung von dem Marschall erfahren habe, behauptete sein Recht auf Cuzco und erklärte, im Felde und nicht im Kabinet, durch Waffen und nicht durch Unterhandlungen sei der große Zwiespalt zu entscheiden und der Tag der Rache sei gekommen. Ich bin zu alt, fuhr er fort, um diese selbst zu nehmen; aber meine Brüder, welche die Leiden und die Schmach der Gefangenschaft getragen haben, werden Euch zum Siege führen, Kriegsgefährten, und Peru wird unser sein! — Dieser Rede folgte ein Beifallsruf aus den Reihen der bewährten Krieger und sie gelobten, alle ihre Kräfte dem großen Ziele widmen zu wollen. — Darauf benachrichtigte der Statthalter den Marschall, daß er den Vertrag als nicht bestehend betrachte, daß die Rücksicht auf die, allem zuvorgehenden, verletzten Interessen der Krone die fernere Thätigkeit Hernando's in Peru gebiete, und drohete ihm, wenn er nicht sein

vermeintliches Recht auf Cuzco aufgebe, werde er, Pizarro, Mittel finden, ihn dazu zu zwingen.

Der arme Almagro! er war sehr leidend, krank und zu jeder Anstrengung unfähig und sah nun wohl ein, wie sehr Orgonez mit seinen Warnungen im Rechte gewesen! — Aber nun war Alles zu spät, jetzt galt es nur, die Kräfte zu einem muthigen Widerstande zu sammeln. Er übertrug dem Orgonez die Sorge für das kleine Heer und den Oberbefehl über die Operationen desselben; dieser ließ einige Pässe besetzen; die Pizarro's marschierten, nach einem mißlungenen Versuche, auf dem geraden Wege zwischen Lima und Cuzco über das Gebirge zu ziehen, an der Küste bis nach Nasca, wandten sich dann östlich und drangen durch die Cordilleren=Pässe an Stellen, wo eine viel kleinere Schaar, als die ihrige, sie hätte schlagen können und gelangten Ende Aprils 1538 in die Ebene von Cuzco, welches von Almagro's Soldaten besetzt war. Einige hatten gerathen, man solle die Pizarro's entfernter von der Hauptstadt angreifen; zwei Gründe aber bestimmten den Anführer, diesen Rath zu verwerfen, einmal das günstige Terrain, welches eine freie Bewegung der dem Feinde überlegenen Reiterei gestattete und dann die Erwägung, daß man, wenn man die Truppen weiter vorschöbe, doch eine Besatzung in Cuzco behalten müsse, wodurch eine Theilung der Kräfte nothwendig würde, die höchst bedenklich schien. So ließ man denn die Kriegerschaar eine Stunde weit von Cuzco bei Las Salinas eine Position nehmen, die in der Fronte durch einen Sumpf und einen Waldbach gedeckt war. Das kleine Corps bestand aus 500 Mann, mehr als die Hälfte waren Reiter. Almagro ließ sich in einer Sänfte auf einen Hügel tragen, von welchem er den Gang des Gefechts überblicken wollte.

Am Abende des 25. Aprils hatten die Truppen Pizarro's in guter Ordnung auf dem andern Ufer des Waldbachs eine Stellung genommen. So standen denn Landsleute, Unterthanen

Eines Königs, zum Theil Verwandte, einander gegenüber; beide Theile ließen das königliche Banner wehen; und obwohl sie die Berge umher mit einer sehr großen Menge von Indianern besetzt sahen, welche mit innerm Jubel das Schauspiel eines Kampfes erwarteten, in welchem ihre Feinde sich gegenseitig zerfleischen würden, so war doch die Erbitterung der Krieger auf beiden Seiten so groß, daß sie der Gefahr, die ihnen von den Peruanern drohte, für nichts achteten und nur darauf sannen, wie sie ihren Haß in dem Blute der Brüder auslöschen könnten.

Hernando ließ in der Frühe seine Truppen, welche aus siebenhundert Mann bestanden, unter das Gewehr treten. Seine Reiterei zählte weniger Köpfe, als die des Almagro; dagegen war sein Fußvolk nicht nur an Zahl überlegen, sondern bestand auch einem Theile nach aus Schützen von San Domingo, deren lange und breitgebohrte Büchsen Kettenkugeln schossen. Er stellte sein Corps ähnlich auf, wie es Orgonez gethan; das Fußvolk, welches sein Bruder Gonzalo und Pedro de Valdivia, ein tapferer Ritter, befehligte, in die Mitte und die Reiter unter seinem und Alonso's von Alvarado Befehle auf beide Flanken. Nachdem die Messe gelesen war und Hernando eine kräftige Anrede an seine Leute gehalten hatte, die mit dem Losungsworte: der König und Pizarro! und einem freudigen Schlachtruf erwidert wurde, ging die Infanterie durch den Bach und stellte sich am jenseitigen Ufer auf. Dann drang sie durch den Sumpf, wurde aber von Orgonez so kräftig angegriffen, daß sie in einige Unordnung gerieth; mit Mühe stellten die Führer die Reihen wieder her und es ging abermals vorwärts. Die Schützen besetzten eine kleine Anhöhe und eröffneten ein sehr wirksames Feuer auf die feindlichen Truppen; von ihnen gedeckt, zog Hernando die Cavallerie zusammen, um eine Charge auf die feindliche auszuführen, welche in aller Schnelligkeit ebenfalls in Eine Masse vereinigt wurde und in vollem Gallop ansprengte, mit dem Rufe: der König und Almagro! Ein furchtbarer Zu=

sammenstoß erfolgte; Jeder that, was seine Kraft vermochte; mit bewundernswürdiger Tapferkeit aber focht Orgonez, vor dessen Lanze Mann auf Mann stürzte, ja er wähnte auch Hernando niedergestoßen zu haben und rief: Victoria! In diesem Augenblicke jedoch traf ihn eine Kettenkugel an den Kopf und er verlor die Besinnung; aber die Kugel hatte ihn nur gestreift; er kam wieder zu sich, sah jedoch sein Roß getödtet und sich in dem Augenblicke umringt, so daß er sich ergeben mußte. Ein gewisser Fuentes, ein Diener Pizarro's, empfing das Schwert des tapfern Mannes, aber, anstatt des Gefangenen zu schonen, zog er seinen Dolch und bohrte ihn in das Herz des Wehrlosen. Lautlos sank dieser nieder, da hieb man ihm, — und aus diesem Einen Zuge ist die Wuth der Kämpfenden zu erkennen, — das Haupt ab, steckte es auf einen Speer und trug es nach der Schlacht in den Straßen Cuzcos umher. So verlor dieser mannhafte, kühne Ritter, der schon in Italien mit großer Tapferkeit unter den Fahnen seines Königs gekämpft hatte, durch die Hand eines schändlichen Ehrlosen sein Leben; ein Zweiter seines Werthes war nicht mehr in Peru.

Kaum war er gefallen, so fing Unordnung an unter seinem kleinen Heere einzureißen. Die Infanterie, welche durch die Arquebusiere großen Verlust erlitt, theilte sich in kleinere Haufen und suchte Schutz hinter hier und da sich erhebenden Steinwällen; die Cavallerie zu sammeln versuchte Pedro de Lerma, der eben noch einen, zu keinem Ergebnisse führenden Einzelkampf mit Hernando bestanden hatte, aber sein Roß wurde ihm getödtet und schwer verletzt verließ er das Feld. Bald kämpften nur noch einzelne Haufen; die Mehrzahl derer, welche nicht getödtet waren, entfloh auf dem Wege nach Cuzco; ein Theil wurde gefangen genommen. Als Almagro mit tiefer Bekümmerniß diesen Ausgang des Treffens sah, bestieg er mit seiner letzten Kraft ein Maulthier, ritt der Stadt zu und bemühte sich, die Citadelle zu erreichen; er wurde aber eingeholt, gefangen ge=

nommen und in das nämliche Zimmer gebracht, in welchem Hernando seine Haft abgehalten hatte. Sein Stern war für immer untergegangen.

Binnen zwei Stunden, denn nicht länger hatte die Schlacht gedauert, waren 150 Krieger getödtet, — eine verhältnißmäßig sehr große Zahl, und doppelt so viele waren verwundet. Manche verloren ihr Leben noch in Cuzco, dessen sich die Sieger, welche dem fliehenden Feinde auf dem Fuße folgten, während die Indianer die Leichname der Erschlagenen plünderten, sofort bemächtigten. Sie raubten in der Stadt und nahmen, was sie nur erjagen konnten; dennoch genügte ihnen die beträchtliche Beute nicht, welche theils aus den Ueberresten der indianischen Schätze, theils aus den Reichthümern bestand, die ihre Gegner aus Peru und Chili zusammengerafft hatten. Sie glaubten, noch bei weitem größere Belohnungen verdient zu haben und Hernando, der sich außer Stande sah, ihren ausschweifenden Forderungen zu genügen, wußte keinen andern Weg, der Dränger los zu werden, als den, welchen sein Bruder bei einer andern Gelegenheit eingeschlagen hatte; er ermunterte die kühnsten Abentheurer, auf Entdeckung und Eroberung unbekannter Landstriche auszuziehen. Bald schaarten sich unter jedes Banner, welches aufgesteckt wurde, um Freiwillige zu sammeln, Haufen von 30 — 50 Mann, welche frisch und freudig auf Entdeckungs-Abentheuer auszogen; viele Leute Almagro's waren darunter. Des Marschalls Sohn, Diego, wurde durch eine Schaar sicherer Männer nach Lima geschickt, um in der Zeit fern von Cuzco zu sein, wo seines Vaters Geschick entschieden werden sollte.

Aber freilich! dies war schon entschieden; von dem Augenblicke an, wo der unglückliche Almagro in die Hände seiner Feinde gefallen war, dachte Hernando nicht daran, ihm je seine Freiheit zu schenken; dennoch besuchte er den Gefangenen, spiegelte ihm vor, daß die Stunde seiner Befreiung schlagen werde, wenn er wieder gesund geworden, schickte ihm leckere Gerichte

von seiner Tafel, — und während dieser Zeit ließ er dem Gefangenen den Prozeß machen, eine sehr weitläufige Anklageschrift gegen ihn aufsetzen und durch ein von ihm bestimmtes Kriegsgericht sein Todesurtheil aussprechen. Als dem armen Gefangenen Mittheilung davon gemacht wurde, ward er von Entsetzen erfüllt; o Orgonez! rief er aus. Ihn, der so oft mit Unerschrockenheit dem Tode in's Auge gesehen hatte, ihn empörte und erschreckte der Gedanke, auf eine schimpfliche Weise aus dem Leben scheiden zu müssen und er nahm seine Zuflucht zu dringenden, seines vorigen Ruhmes unwürdigen Bitten. Er erinnerte die Pizarro's an ihre frühere Freundschaft, an alles das, was er zur Betreibung des Unternehmens gegen Peru gethan, an die Festigkeit, mit welcher er den Bitten seiner Rathgeber, den Brüdern das Leben zu nehmen, als sie in seiner Gewalt gewesen, widerstanden; er beschwur sie, mit seinem Alter und seiner Schwäche Erbarmen zu haben und ihm zu gestatten, den elenden Rest seiner Tage in Reue über seine Verbrechen, in Gebet und Bußübungen zu verleben, damit er sich mit dem Himmel versöhne. Obwohl nun diese Bitten eines von Vielen so sehr geliebten Mannes manches Herz rührten und manchem Auge Thränen auspreßten, so blieben doch die Pizarro's unerbittlich. Da Almagro einsah, daß alle Vorstellungen vergeblich seien, faß'e er sich und ging dem Unvermeidlichen mit der Würde und Standhaftigkeit eines Kriegers entgegen. Im 70. Jahre seines Alters wurde er im Gefängnisse erdrosselt und dann das Haupt vom Körper getrennt.

Vor seinem Tode hatte er kraft königlicher Vollmacht seinen Sohn zu seinem Nachfolger in der Statthalterschaft ernannt und zu dessen Vormunde und Stellvertreter bis zur Majorität den Diego von Alvarado; alle seine Besitzthümer in Peru hatte er dem Könige vermacht, dessen Schutz für seinen Sohn er anrief.

Der Tod dieses berühmten Mannes, welcher so viel zur Entdeckung Peru's beigetragen hatte, welchem auch seine Feinde

den Ruhm der Tapferkeit, Biederkeit, der Beharrlichkeit und der Großmuth zugestehen mußten, und den seine Freunde als den liebenswürdigsten Menschen liebten, an dem sie aber mit Recht eine zu große Leichtgläubigkeit tadelten, — ward von Männern jeder Partei auf das Tiefste beklagt und nicht Wenige prophezeieten, daß diese That sich an den Pizarro's sicherlich rächen werde. Ihre Prophezeiung blieb nicht unerfüllt. Auch nach Spanien gelangte Kunde von diesen Begebenheiten und zwar nicht durch Anhänger der Sieger, sondern durch Freunde des getödteten Marschalls, und der Eindruck ihrer Erzählung war tief und verhängnißvoll.

Als der Statthalter Pizarro die Nachricht von dem glücklichen Ausgange seiner Angelegenheit empfangen hatte und dadurch aller seiner Besorgnisse los und ledig geworden war, begab er sich sofort von Lima auf den Marsch nach Cuzco, hielt sich eine Zeitlang in Xauxa auf, und begann erst den Zug in die Hauptstadt, nachdem er vom Tode Almagro's Meldung empfangen hatte. Erst vor Kurzem war sowohl dem Sohne des Marschalls, als auch dem Bischof Valverde aus seinem Munde die gewisse Zusage gegeben worden, daß man Almagro nicht an das Leben gehen werde; tiefe Bekümmerniß drückte sich deshalb in seinen Zügen aus, als die Botschaft von der Hinrichtung des Marschalls einlief; ob dieselbe erheuchelt war, weiß allein Gott; aber sehr nahe liegt die Frage: sollte Hernando einen so überaus wichtigen Schritt ohne die Erlaubniß und Mitwissenschaft seines Bruders, des Statthalters gethan haben? — Bald darauf rückte dieser in Cuzco ein, in allem Pompe, und seine nächste Handlung war, daß er die Fürbitte des Alvarado, dem Diego Almagro die Statthalterschaft über die südlichen Provinzen zu übertragen, mit Entrüstung zurückwies, sich auf die Verrätherei des Vaters beziehend. Er ging mit eiserner Festigkeit auf seiner Bahn des Unrechts fort, wovon er vielfache Beweise gab. Gegen die wohlbegründeten Ansprüche mehrerer

angesehenen Ritter, wie gegen die Klagen der Eingeborenen hatte er taube Ohren. Die Anhänger Almagro's behandelte er mit Verachtung. Seinen Brüdern machte er ungeheure Schenkungen an Ländereien, die zum Theil ungemein reich an edlen Metallen waren, wie denn z. B. ein Stück des silberreichen Potosi dazu geschlagen wurde. — Jetzt war es an der Zeit, in Spanien am Hofe zu wirken und Hernando wurde zu dem Könige geschickt, einen reichen Schatz zu überbringen und die Sache der Brüder zu führen. Bevor er abreiste, sagte er zu seinem Bruder, dem Statthalter: Hüte dich vor den Männern von Chili, sie werden nicht säumen, ihre Rache zu befriedigen; schütze deine Person, ich bin nicht mehr da, dich zu bewachen! — Pizarro lächelte und antwortete: jedes Haar auf dem Kopfe der Anhänger Almagro's ist eine Sauvegarde für mich.

Hernando traf Ende Sommers 1539 den Hof zu Valladolid. Er legte seine Schätze zu des Königs Füßen nieder, ward aber kalt empfangen, was er dem Einflusse des am Hofe anwesenden Diego von Alvarado zuschrieb, der gekommen war, die Rechte des jungen Almagro zur Geltung zu bringen. Doch wußte er durch seine Darlegung der Verhältnisse, die von goldenen Argumenten unterstützt wurde, die Eindrücke, welche die Anklagen der Gegner hervorgebracht hatten, zu schwächen und sich und seine Brüder durch die Behauptung zu rechtfertigen, daß Almagro der angreifende Theil gewesen sei, als er von der Expedition nach Chili zurückgekommen. Der König und seine Räthe waren in einiger Verlegenheit, wem sie eigentlich Recht geben sollten; so viel aber war ganz klar und entschieden, daß die Wirkungen der Zwistigkeiten in Peru dem Interesse des Staats höchst nachtheilig gewesen waren. Alle Sorge für das allgemeine Beste, für den Vortheil der Krone, für die Bekehrung und Beruhigung der Peruaner hatte während der Kämpfe Derer, denen diese Sorge auferlegt war, völlig aufgehört; ein sehr wichtiger Zeitraum war ganz nutzlos nicht nur vorüberge=

gangen, sondern hatte jedenfalls einen sehr nachtheiligen Eindruck auf die Gemüther der Eingeborenen hervorgebracht; — wie aber in solcher Entfernung, bei so mangelhaften und sich widersprechenden Nachrichten das Richtige zur Abstellung aller, noch jetzt bestehenden Zwistigkeiten und Mißhelligkeiten auffinden? Das war die schwer zu beantwortende Frage, mit deren Lösung sich der König und seine Rathgeber fortwährend beschäftigten.

Als Alvarado sah, daß sein Nebenbuhler Hernando in der Gunst stieg, forderte er ihn zum Zweikampfe heraus; — aber bevor derselbe ausgefochten wurde, starb er, — wahrscheinlich an Gift. Das erregte neue Theilnahme für ihn und seine Sache. Man nahm seine Anklage wieder vor, und hielt es für angemessen, Hernando, gegen den die allgemeine Stimme sich sehr laut erklärte, in Haft zu bringen. Man führte ihn in die Festung Medina del Campo und — erst nach zwanzig Jahren (1560) empfing er seine Freiheit wieder. Er trug seine Gefangenschaft mit großem Gleichmuthe und mit einer bewundernswürdigen Charakterstärke; und war ein völlig armer Mann, als er die Luft der Freiheit wieder athmete.

Um den Zustand in Peru genau zu erfahren, und das Nothwendige an Ort und Stelle anordnen zu lassen, beschloß der König zu gleicher Zeit einen sichern, ihm ganz ergebenen Mann in die neue Welt zu schicken und wählte Christoval Vaca de Castro, einen Richter im hohen Gerichtshofe der königlichen Audienz zu Valladolid, dessen Fähigkeiten, Rechtschaffenheit und Charakter-Festigkeit anerkannt waren. Er empfing Vollmacht, nach Umständen verschiedene Schritte zu thun. Finde er den Statthalter noch am Leben, so solle er als königlicher Richter auftreten, alle Mißverhältnisse in Gemeinschaft mit Pizarro schlichten, in Uebereinstimmung mit ihm handeln und sich vorsehen, einem Manne, welcher sich um sein Vaterland verdient gemacht habe, gerechte Ursache zur Beschwerde zu

geben. Sei aber Pizarro todt, so solle er, Castro, eine königliche Bestallung aufweisen, durch welche er zu Pizarro's Nachfolger in der Statthalterschaft von Peru ernannt werde. Im Herbste 1540 schiffte sich Castro in Sevilla ein und landete nach einer sehr stürmischen Fahrt mehr auf einem Wrack, als auf einem Schiffe in dem, nördlich von der mehrfach erwähnten Insel del Gallo gelegenen Hafen von Buenaventura.

Pizarro hatte von Cuzco aus mehrere Züge in das Land angeordnet, um dasselbe in Besitz zu nehmen und das Feld der Entdeckungen zu erweitern. Pedro de Valdivia machte einen Zug nach Chili und drang trotz der Tapferkeit, mit welcher die Eingeborenen ihr Besitzthum vertheidigten, weit vor, so daß er den Grund zur Hauptstadt San Jago und zur Einführung der spanischen Herrschaft in jenem Lande legte. Das merkwürdigste Unternehmen war jedoch das des Gonzalo Pizarro. Der Statthalter, seiner natürlichen, aber zuweilen höchst ungerechten Vorliebe für seine Brüder nachgebend, hatte den Eroberer von Quito, den Benalcazar, seiner Befehlshaberstelle beraubt und seinen Bruder Gonzalo, welcher eben erst einen Zug gegen den Inca ausgeführt hatte und bei der Gründung von Niederlassungen zu Guamanga und der Villa de la Plata thätig gewesen war, zum Statthalter von Quito ernannt.

Gonzalo Pizarro, von Jugend auf Soldat, vortrefflicher Reiter, seines tapfern Benehmens wegen als die beste Lanze von Peru geachtet, weniger gewandt als seine Brüder, aber kräftig wie sie, dabei voll Lust zu Abentheuern, war ein trefflicher Führer bei einzelnen kriegerischen Unternehmungen, aber das Talent, eine Provinz zu verwalten, ging ihm völlig ab; ebenso die Fähigkeit, verwickelte militärische Angelegenheiten zu leiten oder an der Spitze einer größern Macht zu stehen.

Mit Freuden nahm er die ihm übertragene Statthalterstelle an, zog in Quito ein und rüstete einen Haufen von dreihundert und fünfzig spanischer Soldaten, von denen die Hälfte beritten war, mit allem Nöthigen wohl aus, versah sich trefflich mit Mundvorrath, — so daß selbst eine große Heerde Schweine mitgenommen wurde, und trat im Anfange des Jahres 1540 seinen merkwürdigen Zug an, um dem besondern Auftrage zu genügen, die östlich von Quito gelegenen Provinzen zu erforschen, über welche viele lockende Sagen verbreitet waren. Viertausend Indianer begleiteten als Packträger die kleine Armee. So lange man sich noch im Lande der Inca befand, waren wenige Schwierigkeiten zu überwinden; aber es wurde anders, als man das Gebiet von Quixos betrat; da gelangte man in die tiefen Päſſe und Schluchten der Anden, dann hoch hinauf in die eisigen Regionen, wo unter dem Hauche erstarrender Kälte sehr Viele der unglücklichen Lastträger ihr Leben verloren. Ein Erdbeben erschütterte dabei die Berge; an einer Stelle brach die glühende Lava aus dem Boden und ein Dorf von mehreren hundert Häusern war in den Abgrund gestürzt. Als man die östlichen Abhänge hinuntergestiegen war, zuweilen unter den größten Gefahren, namentlich für die Cavallerie, deren Pferde, wie immer in diesen Bergpässen, ungeheuer litten, als man aus dem Winter in den Herbst und aus dem Herbste in den Frühling geschritten war, gelangte das kleine Heer plötzlich in eine fast unerträgliche Sommerhitze; dabei donnerten Ungewitter über den Häuptern hin und sechs Wochen hintereinander goß unaufhörlicher Regen vom Himmel herab, so daß die Kleidung der Soldaten nie trocken wurde. Sie kamen nun in weite Ebenen und erreichten Canelas, das Land des Zimmets, von dessen reichem Wachsthum in diesen Gegenden Pizarro schon früher Kunde gehabt hatte. Da standen die weißen, ungefähr 20 — 30 Fuß hohen Bäume mit ihren wohlriechenden Blumen; die innere Rinde, von brennend nelkartig bitterlichem Geschmack, als Gewürz früher mehr als jetzt benutzt, schätzte

man sehr als magenstärkendes Mittel; es war nur Schade, daß bei der weiten Entfernung von den europäischen Niederlassungen jetzt kein Vortheil davon zu erzielen war. *)

Bis hieher hatte eigentlich die Expedition nur ausgedehnt werden sollen; da aber Gonzalo von Eingebornen hörte, daß in nicht weiter Ferne ein bevölkertes und goldreiches Land liege, so beschloß er, noch nicht umzukehren, sondern den Zug fortzusetzen. Sie gelangten nun in weite Ebenen, die hie und da von Wald umschlossen waren, in dem sie Bäume von einem bisher nie gesehenen Umfange erblickten und bewunderten; einzelne konnten von sechszehn Männern kaum umspannt werden. Auch zogen sich Schlingpflanzen von Baum zu Baum, ein dichtes Geflecht bildend, oft mit rothen, blauen oder weißen Blüthen prangend, — ein zauberischer Anblick für das Auge, wie ihn noch jetzt der Wanderer in den Urwäldern Brasiliens genießt, die, wie

*) Es ist hier, wie gesagt, nur von dem sogenannten weißen Zimmet die Rede Die ächte braun rothe, zähe, süßlich gewürzhafte, aus dünnen zusammengerollten Stücken bestehende innere Rinde des Zimmetbaums (cinnamomum acutum) kommt in bester Beschaffenheit aus Ceylon, in minder guter aus China, Cochinchina, andern heißen Gegenden Asiens, so wie von den Antillen. Auf Ceylon geschieht das Schälen jährlich zweimal, der sogenannte große Schnitt vom April bis August, der kleine vom November bis Januar. Gewöhnlich legt man die Rinde in kaltes Wasser, legt dann die kleineren Stücke auf die größeren und läßt sie an der Sonne trocknen, wobei sie in Röhren zusammenlaufen. Dann werden sie zu Bündeln gemacht und in Säcke gepackt, auch mit schwarzem Pfeffer umschüttet, welcher alle im Zimmet noch befindlichen feuchten Theile anzieht und zur Erhaltung der Rinde beiträgt. Der feinste Zimmet wächst in sandigem Boden und der beste ist der dünne. In früheren Zeiten führten die Holländer diesen Handel allein und bestimmten auch die Preise der Waare allein, was jetzt anders geworden ist, da England viel mit diesem Artikel handelt und der Zimmetbaum auch in andern Ländern angebaut wird, welche unter heißem Himmelsstriche liegen.

diese, von Vögeln aller Farben und von prächtigen Schmetterlingen belebt waren, — aber ein nicht leicht zu durchschneidender Pfad für den, welcher durch dies grüne Gemäuer hindurch muß. Die Aexte mußten den Spaniern Bahn machen; unter unaufhörlicher Arbeit, unter großen Mühseligkeiten, zu denen nun auch die Plage des Hungers sich gesellte, da die Vorräthe aufgezehrt und auch von den Schweinen keine mehr übrig waren. Viele Hunde waren mitgenommen; was davon noch da war, mußte zur Speise dienen; als auch diese Nahrungsquelle versiegte, behalf man sich mit wilden Früchten, mit Wurzeln, Kräutern, Beeren u. dgl. Nicht selten folgten dem Genusse dieser Gegenstände böse Erscheinungen; aber Alles wurde von den standhaften Kriegern mit Geduld ertragen. Sie gelangten endlich an die Ufer des Coca oder Napo, eines der großen Ströme, dessen Wasser sich in den Amazonenfluß ergießt; da bauten sie sich eine Barke, schifften hinab, mit großer Sorgfalt Alles beobachtend, am Meisten aber nach Gegenständen umschauend, welche ihren Hunger stillen könnten, näherten sich einem prächtigen Wasserfalle, fuhren durch eine gefährliche Stromenge und führten dann auf einer Brücke, die Schwindel erregte und die sie durch übergelegte und verbundene, ungeheure Baumstämme gebaut hatten, die Reiterei und was die Barke nicht fassen konnte, auf das jenseitige Ufer. Auch da stießen sie hie und da auf indianische Stämme, deren sie mehrere auf dem westlichen Ufer gesehn hatten, aber alle zeigten sich unfreundlich und widerspenstig; die Gegend blieb dieselbe, Ebenen, ungeheure Bäume, dichtes, undurchdringliches Gebüsch wechselten mit einander ab und die Lebensmittel wurden nur mit Mühe aufgefunden. Was nun beginnen in diesen Einöden? — Gonzalo beschloß, eine viel größere Barke zu bauen; nach zwei Monaten war sie vollendet, — mit großen Anstrengungen, die aber der Anführer selbst theilte, denn er hatte mit Hand an das Werk gelegt und sich, wie die Uebrigen, jeder Arbeit unterzogen. Das

Fahrzeug faßte die Hälfte der Schaar; sie wurde eingeschifft und unter das Commando eines jungen, muthigen Mannes gestellt, des Franzisko de Orellana, in dessen Ergebenheit Gonzalo nicht den geringsten Zweifel setzte. Das Schiff fuhr ab; die Männer auf dem Lande folgten am Ufer nach. So ging es einige Wochen vorwärts. Die Hauptnahrung war bisher, sorglich vertheilt, Pferdefleisch gewesen; — auch das letzte Roß war nun aufgezehrt. Man fing an, das Leder der Sättel und das Riemenzeug einzuweichen, zu kochen oder zu rösten und zu essen. Es mußte irgend eine Maaßregel ergriffen werden, welche wenigstens Hoffnung auf eine Besserung dieses unglückseligen Zustandes gab. Man erträgt Alles, so lange man noch hoffen kann.

Gonzalo befahl dem Orellana, mit fünfzig Mann den Strom hinabzufahren; tiefer, so erwartete er, vielleicht bei der Mündung in den Hauptstrom, würde sich Gelegenheit finden, Vorräthe zu erlangen, wie das auch Indianer versichert hatten, welche behaupteten, eine sehr bevölkerte Landschaft liege sehr nahe; er solle das Schiff beladen und eiligst zurückkehren, man werde ihn auf dieser Stelle erwarten. — Die Brigantine fuhr mitten in den Strom, schoß wie ein Pfeil dahin und war bald dem Auge entschwunden.

Es verging Ein Tag nach dem andern; sie kehrte nicht zurück. Wochen waren verflossen, einzelne Abtheilungen waren vorgeschickt, stromab Untersuchungen anzustellen, keine Spur von dem Fahrzeuge war zu erspähen. Da hielt es Gonzalo für das Beste, bis zu der Stelle, wo die Ströme sich vereinigten, hinabzuziehen. Zwei Monate lang kämpfte man abermals auf einem Wege, der ungefähr 150 Meilen betrug, mit allen Entbehrungen; mancher Kamerad gab unterwegs seinen Geist auf und ward von andern beneidet, daß er dem Elende entronnen sei, — endlich erreichten sie die Stelle, wo der Fluß, an dessen Ufer sie Monate lang gelitten hatten, seine Wellen mit denen



Gonzalo's Zug.



des größesten aller amerikanischen Ströme vereinigt. Aber auch da keine Nachricht, keine Spur von Orellana und seinen Begleitern.

Gonzalo vermochte es nicht, sich den Fall als möglich zu denken, daß ein Mann, dem er so viel Vertrauen geschenkt, dasselbe getäuscht haben könne, in einer Angelegenheit, von deren Verlauf leicht das Leben von einigen hundert Waffenbrüdern abhängig sein konnte; „das Schiff ist zu Grunde gegangen, sagte er, oder die Indianer haben es, als es vor Anker lag, überfallen, alles Lebendige getödtet und sind dann auf dem Strome mit dem Schiffe entwischt, — oder es ist etwas Anders eingetreten, was wir nicht wissen; aber treulos ist Orellana nicht!" Er war es dennoch. Aus den Wäldern schritt ein nur halb bekleideter Mann gebeugt und wankend auf die unglücklichen Abentheurer zu; es war ein Weißer, es war Sanchez de Vargas, ein Mann von guter Herkunft und dem besten Rufe im Heere. Dieser erzählte den Verlauf der Dinge also: In wenigen Tagen gelangte unser Schiff auf dem reißenden Strome bis zu dieser Stelle; da wandte sich Orellana an die Truppe mit der Vorstellung, daß Jeder es ganz unmöglich finden müsse, die Brigantine auf dem Flusse wieder stromaufwärts zu bringen; daß eine Rückkehr auch gar nichts nützen könne, indem hier weder Dörfer noch Städte, also auch kein Mundvorrath zu finden sei; daß man nach seiner Meinung die Entdeckungen fortsetze, auf dem majestätischen Strome hinabfahre, das Meer erreiche und von da eine, von den Spaniern gegründete Ansiedelung im Norden aufsuche. Ruhm und Belohnungen würden Derer warten, die zum Ziele gelangten!

Alle, fuhr Vargas fort, riefen den Worten Orellana's Zustimmung und Beifall zu; ich allein wagte es, mich diesem Unternehmen zu widersetzen und bezeichnete es als einen Verrath an euch und an dem Statthalter. Da verlachten sie mich, setzten mich an diesem Ufer aus und fuhren jubelnd auf dem

breiten Strome hinab dem Meere zu. Ob sie es erreicht haben und was aus ihnen geworden ist, ich weiß es nicht; ich habe hier Noth und Elend getragen, um so schwereres, als ich es allein zu tragen hatte!

Mit Theilnahme und Dankbarkeit für Vargas ward dieser Bericht angehört; aber ein Schrei des Unwillens brach über den Verräther, über den treulosen Orellana aus. —

Dieser war auf dem Amazonenstrome hinabgeschifft, nicht ohne mancherlei Gefahren; Lebensmittel hatte er zuweilen feindseligen Stämmen abgenommen, theils von freundlicher gesinnten empfangen; aber bald wurden Stromschnellen, bald Felsen dem Fahrzeuge gefährlich; endlich gelangte er in das offene Meer, erreichte eine spanische Niederlassung auf der Insel Cubagua und schiffte von da nach Spanien, wo er, auch am Hofe, seine Abentheuer mit starken Uebertreibungen erzählte — und Glauben fand. Man glaubte ihm, als er erzählte, er habe Völkerschaften entdeckt, welche einen solchen Reichthum an edeln Metallen besäßen, daß sie die Dächer ihrer Häuser, wenigstens ihrer Tempel mit Goldblech bedeckten; er habe einen Freistaat von Weibern gefunden, welche ihre Herrschaft über ein großes Gebiet ausgebreitet hätten u. s. w.; man gab ihm gerne die Erlaubniß zur Ausrüstung eines Geschwaders, um seine Entdeckungen zu vervollständigen und Gold und Silber zu gewinnen und bald folgten ihm 500 tapfere Abentheurer, mit denen er nach dem Amazonenstrome zu segeln beschloß. Aber er starb, bevor er sein Ziel erreichte, — und bald gelangten die von ihm zuerst durchschifften Länder, wenigstens theilweise, in die Hände der Portugiesen.

Gonzala Pizarro überzeugte sich, daß ein weiteres Vorwärtsdringen unmöglich sei, er gab also seinen Leuten nach, die heftig begehrten, nach Quito zurückgeführt zu werden und trat mit ihnen, trotz aller getragenen und noch zu fürchtenden Beschwerden, ungebrochenen Muthes den Rückweg an. Wir wollen uns

bei den Mühseligkeiten desselben nicht aufhalten, wie groß und erschütternd sie auch waren. — Ein Jahr und mehr war verflossen, als Gonzalo mit seiner kleinen Schaar in Quito einzog, die noch aus achtzig, halbverhungerten, abgezehrten und völlig ermatteten Männern bestand. Viertausend Indianer und zweihundert und zehn Spanier waren auf dem abentheuerlichen Zuge umgekommen. Der erste Gang der Ueberlebenden war nach ihrem Einmarsch in die Hauptstadt, — wenn man das Schleichen von Menschen, die mehr Gespenstern, als Menschen ähnlich sehen, so nennen kann, — in die Kirche, wo sie dem allmächtigen Gott für ihre Errettung dankten. —

---

# Elfter Abschnitt.

## Die Ermordung Pizarro's. Castro gegen Almagro. Schlacht bei Chupas.

Wir müssen nun zu Francisco Pizarro zurückkehren, dessen Lage eine abermalige, bedeutende Veränderung erfahren hatte. Wir werden nicht sehr viel mehr von ihm zu berichten haben, denn seine Tage waren gezählt und die Stunde nicht mehr ferne, wo er vor seinem Richter erscheinen sollte. Er war nach dem Abmarsche seines Bruders Gonzalo in seine Stadt Lima zurückgekehrt und hatte sich von da aus vorzugsweise mit Verwaltungs-Maßregeln, so wie mit der Ausführung seiner Plane in Beziehung auf seine junge Colonie beschäftigt. Die Anhänger Almagro's scheint er verachtet, wenigstens nichts von ihnen gefürchtet zu haben. Anstatt sie sich zu befreunden, oder offen als seine Feinde zu betrachten und danach zu behandeln, anstatt sie also, was das Edelste gewesen wäre, durch Güte an sich zu fesseln, — oder sie in kleinen Trupps unter die ihm getreuen Schaaren zu vertheilen, that er nichts für und nichts gegen sie; er überließ sie sich selbst; davon war die Folge, daß die Meisten unter ihnen in große Noth versetzt wurden. So erzählt ein Geschichtsschreiber (Herrera,) daß zwölf Edelleute, welche unter Almagro angesehene Offiziere gewesen waren, in einem Hause zusammengewohnt hätten. Sie besaßen zusammen nur einen Rock, den Jeder, der ausgehn mußte, trug, während die Uebrigen, aus Mangel einer anständigen Kleidung, zu Hause

bleiben mußten. Ihre Freunde hatten eine solche Furcht vor dem Gouverneur, daß sie es nicht wagten, die Kameraden zu beherbergen, zu bewirthen, oder auch nur mit ihnen einen freundlichen Umgang fortzusetzen. Wie groß mußte die Entrüstung, wie tief mußte, bei dem spanischen Charakter, das Rachegefühl dieser Männer sein, welche in glänzenden Verhältnissen gelebt hatten und nun allem Elende preisgegeben waren! Muß man es nicht natürlich finden, daß sie Alles aufboten, um aus dieser traurigen Lage, welche ihnen nicht einmal eine ruhige Rückkehr in ihr Vaterland gestattete, herauszukommen? — Obwohl getrennt, hielten doch die Getreuen des getödteten, geliebten Führers innerlich aneinander, wußten, daß sie sich Einer auf den Andern verlassen konnten und warteten nur auf einen günstigen Zeitpunkt, ihrer Rache Werk auszuführen. Sie unterhielten geheime Verbindungen mit dem jungen Almagro, der in Lima geblieben war, und auf dem sie alle Liebe zum Vater übertrugen; er war ein Mann von angenehmer Bildung, in allen Kriegsübungen geschickt, großmüthig, offenherzig, kühn und von edelm Anstande; dazu war er, was keineswegs von Allen gesagt werden kann, welche damals auf dem Schauplatze abentheuerlicher Thaten sich auszeichneten, höchst sorgfältig unterrichtet, und alles das vermehrte die Achtung, welche man gegen ihn hegte. An seiner Seite stand berathend sein früherer Erzieher, Juan de Herrada, auch Soldat, aber ein Mann von tiefer Einsicht und ausgebreiteter Lebenserfahrung; dieser hielt in seinen Händen alle Fäden, aus denen ein für Pizarro so verhängnißvolles Netz gesponnen werden sollte.

Pizarro empfing wiederholte Warnungen; aber er achtete ihrer nicht; er sagte: seid meinetwegen völlig unbesorgt! mein Leben ist vollkommen sicher, so lange Jedermann in Peru weiß, daß ich Denjenigen augenblicklich hinrichten lasse, der sich erkühnt, auch nur einen Gedanken gegen mein Leben zu hegen! — So machte ihn seine Gewalt sicher. Er ging nach wie vor

ohne alle Begleitung in Lima umher und besuchte die Baustätten, er ritt ohne Wache sogar in den nächsten Umgebungen der Stadt umher.

Da traf die Nachricht von der Landung eines königlichen Oberrichters ein; der Gouverneur gab Befehl, ihn überall auf das Beste zu empfangen und ließ alle Vorbereitungen auf dem Wege veranstalten, welche seine Reise erleichtern und beschleunigen konnten. Mochte die Ankunft Castro's ihm auch gerade nicht erwünscht sein, er fürchtete dieselbe nicht; denn die Macht lag ja in seinen Händen und der Treue seiner Untergebenen war er gewiß. Die Anhänger Almagro's blickten hoffend auf die Ankunft des königlichen Botschafters. Als sich aber bald das Gerücht verbreitete, derselbe sei in einem heftigen Seesturme untergegangen, trat Verzweiflung an die Stelle der Hoffnung in ihrer Seele; sie fingen an, offen ihre Gesinnung gegen Pizarro zu zeigen, begrüßten ihn nicht mehr auf den Straßen und eines Morgens fand man die Namen: Pizarro, Velasquez, (des Gouverneurs Oberrichter,) und Picado, (des Gouverneurs Secretair,) an den Galgen geheftet. Pizarro lachte auch darüber und rächte sich dadurch, daß er in großer Pracht, an der Mütze die Inschrift: für die Männer von Chili, von Gold und Silber strahlend vor dem Hause Diego's von Almagro vorüberritt. Das war kleinlich, aber es erbitterte um so mehr.

Die „Männer von Chili" verschworen sich gegen das Leben ihres Tyrannen; am 26. Junius 1541 — es war ein Sonntag, — sollte der Mord vollbracht werden. Pizarro bekam auch davon Kunde; aber er verachtete die Warnung, das Einzige, was er that, war, daß er nicht in die Messe ging, weil ihm gesagt war, daß der Anschlag gegen ihn sogleich nach der Messe ausgeführt werden solle. Als er nicht in der Kirche erschien, hielten die Verschworenen ihr Vorhaben für verrathen; Einige riethen zur Flucht; Andere drangen darauf, man solle den Gouverneur in seinem eigenen Hause überfallen und tödten. Dieser

Vorschlag ging durch. Herrada stürzte an der Spitze der Verschworenen mit dem Rufe: Lang lebe der König! Tod dem Tyrannen! auf die Straße; alle waren geharnischt und vollständig bewaffnet; eine ausgesteckte weiße Fahne benachrichtigte, getroffenen Verabredungen gemäß, die übrigen Verbündeten von dem Anfange der beschlossenen Unternehmungen. Das Geschrei lockte manchen Mann heraus; „sie wollen den Marquis tödten;" sagten Einige; nein, es gilt dem Picado! riefen Andere. Keiner aber wagte sich, denen zu Hülfe zu eilen, denen es galt. Unterwegs umging Gomez Perez, einer der Verschworenen, eine Wasserpfütze, um seine Füße nicht zu beschmutzen, Herrada sah es und rief ihm zu: Wie? Du willst deine Füße im Blute baden, und vermeidest es, dich mit ein wenig Wassers zu besprützen!

Es war die Stunde des Mittagsessens und der blutgierige Haufe gelangte unangefochten in den Schloßhof, immer noch Geschrei ausstoßend; zwei Diener waren da, von denen der Eine mit dem Rufe: Hülfe! Hülfe! die Männer von Chili kommen, den Marquis zu tödten, in das Haus lief. Ein Geschrei entstand; bei Pizarro speisten mehrere Freunde; sein Halbbruder Alcantara, (Don Martinez de,) der Richter Velasquez, der Bischof von Quito waren darunter; im Ganzen vielleicht zwanzig Männer; Einige davon sprangen auf, um nach der Ursache des Lärms zu fragen; als sie den Ruf des Dieners hörten, stürzten sie in den Saal zurück und benachrichtigten Pizarro von der Gefahr. Dieser fuhr auf, rief nach Waffen und befahl dem Franzisco de Chaves, die Thür zu verriegeln. Einige der Anwesenden, so Velasquez, flüchteten schnell; Chaves verlor die Gegenwart des Geistes; anstatt den Befehl zu vollziehn, lief er den Verschworenen entgegen und fragte sie, was sie wollten. Diese stießen ihn nieder und drangen in den Saal; in einem Nebenzimmer bewaffnete sich Pizarro; als der Schall ihrer Waffen hineinklang, sprang Alcantara mit zwei Pagen und einigen

Rittern den Nahenden entgegen in den Saal und bei dem Geschrei: wo ist der Marquis? Tod dem Tyrannen! tönten die Schwerter gegen einander. Bald waren zwei Verschworene getödtet; aber Alcantara und seine Mitstreiter bluteten aus mehreren Wunden.

Nun stürzte auch Pizarro den Verschworenen mit dem Schwerte entgegen; wie, ihr Verräther, rief er, seid ihr gekommen, mich in meinem eigenen Hause zu tödten? — Hageldicht fielen seine Streiche, er kämpfte mit Löwenmuthe; aber Alcantara fiel, zum Tode getroffen nieder, die beiden Pagen fielen. Dennoch vertheidigte sich Pizarro mit großer Kraft; da rief Herrara aus: wie lange zögern wir? nieder mit dem Tyrannen! Er stürzte mit Mehreren auf ihn; Einen von ihnen durchbohrte noch der Angegriffene mit seinem Schwerte, da empfing er eine schwere Wunde in den Hals, stürzte nieder und die Schwerter der Verschworenen drangen in seinen Leib. Jesus! rief er aus, zeichnete mit seinem Finger ein Kreuz auf den blutigen Boden, und neigte sein Haupt, es zu küssen; — da machte ein Streich seinem Leben ein Ende.

Nachdem sie ihr blutiges Werk vollbracht hatten, eilten sie auf die Straße und riefen: „der Tyrann ist todt! die Herrschaft der Gesetze ist hergestellt! Lang lebe unser Heer, der König und Almagro, sein Gouverneur!“ Von allen Seiten strömten ihre Anhänger herbei, und Herrara befand sich in kurzer Zeit an der Spitze von dreihundert wohlbewaffneten Männern; er ließ sogleich die angesehensten Diener Pizarro's bewachen, führte Diego de Almagro in feierlicher Procession durch die Stadt, versammelte die Obrigkeit und die vornehmsten Bürger und zwang sie, Almagro als rechtmäßigen Nachfolger in der Statthalterschaft seines Vaters anzuerkennen. Der Palast Pizarro's wurde, während sein Körper in seinem Blute liegen blieb, geplündert, ebenso geschah es mit den Häusern des Staatssecretairs und an-

derer Anhänger des ermordeten Gouverneurs. Man fand eine sehr reiche Beute.

Nach einigen Stunden näherten sich einzelne Diener der blutigen Halle; der Leichnam Pizarro's ward in eine baumwollene Hülle gelegt und in die Kathedrale getragen. Einige Jahre darauf bestattete man ihn prächtig und ein Denkmal wölbte sich über seiner Asche.

Sein Charakter spiegelt sich in unserer Erzählung. Muth, Beharrlichkeit, Entschlossenheit, dazu ein schnelles und richtiges Urtheil, das Ergebniß reicher Erfahrungen, — alles das und noch manches Andere, was seine Erscheinung weit über das Gewöhnliche emporhob, kann ihm nicht abgesprochen werden; aber er war auch selbstsüchtig, schlau nur auf seinen Vortheil bedacht, nicht ängstlich in der Wahl seiner Mittel, zu seinem Ziele zu gelangen, selbst Treu und Glauben nicht achtend, wo es dem Feinde zum Schaden, ihm zum Glück zu gereichen schien. Spanien hat ihm viel zu verdanken; unter zahllosen Gefahren und Leiden, fast immer sich selbst überlassen, ohne bedeutendere Unterstützung vom Mutterlande, errang er demselben ein Reich, welches ein prachtvoller Edelstein in der Krone seiner Könige war, — und daß diese ihn nicht weiser zu benutzen und zu bewahren verstanden, ist nicht seine Schuld. — Faßt man Alles zusammen, so wird man zugeben, daß er zwar kein guter, aber ein großer und außerordentlicher Mann war. —

---

Es kam den Anhängern Almagro's vor Allem darauf an, dem, von ihnen erwählten Statthalter Anerkennung zu verschaffen. Sie sandten Boten aus, welche eine ihnen günstige Darstellung des Geschehenen verbreiten mußten; wo die Ankündigung durch Waffengewalt unterstützt wurde, wie in Truxillo und Arequipa, da ordneten sich auch die Behörden und die geringen Besatzungen unter; selbst in Cuzco gelang es eine Zeitlang der herrschenden Partei, die neue Ordnung der Dinge gel-

tend zu machen. Aber gerade in dieser Stadt hatten auch die Pizarro's noch viele Freunde, welche durch den Meuchelmord des Gouverneurs von dem tiefsten Abscheu gegen die jetzigen Machthaber erfüllt waren. Sie wandten sich an einen Officier des Gouverneurs, welcher mit einer starken Schaar in der Nachbarschaft cantonnirte und baten ihn, für das Geschehene Rache zu nehmen; dieser, Alvarez de Holguin mit Namen, setzte die neuen Behörden ab, vermochte aber nichts Weiteres zu thun, weil seine Streitkräfte zu gering waren. Thätig gegen den neuen Gouverneur und seine Partei trat auch Einer der angesehensten Hauptleute Pizarro's, Alonso de Alvarado auf, derselbe, welcher bei Abancay durch Verrath eine Niederlage erlitten hatte; — dieser sammelte die Anhänger des erschlagenen Gouverneurs um sich her und sandte sofort eine Botschaft an Vaca de Castro, meldete ihm das Geschehene und bat ihn dringend, nach Süden zu eilen und die Zügel der Herrschaft in seine Hände zu nehmen.

Castro, welcher durch die gefahrvolle Seereise und andere Unbequemlichkeiten äußerst angegriffen war, hatte sich nach seiner Ankunft zu Buenaventura (im Frühlinge 1541) eine Zeit lang Ruhe und Erholung gegönnt und war dann in sehr langsamen Tagmärschen in Popayan angelangt, wo er den Tod Pizarro's erfuhr, so wie die Begebenheiten, welche sich aus der Ermordung desselben entwickelt hatten. Auch die Botschaft Alvarado's kam ihm zu. Er erwog seine Lage, welche nicht ohne große Schwierigkeiten war. Kein Heer stand ihm zu Gebote, um in einem Lande, in welches er als ein Fremdling kam, seinen gerechten Ansprüchen, oder vielmehr der, von der Krone ihm übertragenen Würde Anerkennung zu verschaffen, und Manche riethen ihm, nach Panama zurückzukehren, und da Streitkräfte zu sammeln, mit denen er sich Geltung verschaffen könnte. Er aber bedachte, daß vielleicht Almagro bei längerm Zögern von seiner Seite mit der ihm zu Gebote stehenden Macht die letzten Anhänger Pi-

zarro's vernichten und sich so festsetzen könne, daß er nicht wieder zu verdrängen wäre, und faßte den Entschluß, auf seine eigene innere Kraft und die königlichen Vollmachten vertrauend, zuerst nach Quito zu gehn und von da weiter nach Süden vorzudringen. Gott wird der gerechten Sache seinen Beistand nicht versagen! sprach er zu seiner Umgebung; Gott und mein Recht! soll mein Wahlspruch sein.

Glücklich gelangte er nach Quito, wo er seine königliche Bestallung vorlegte, durch welche er mit denselben Vorrechten, deren Pizarro genossen hatte, zum General-Statthalter von Peru ernannt wurde, (wie wir oben schon erzählt haben,) der von Gonzalo eingesetzte Befehlshaber erkannte seine Rechte sogleich an, wie schon Benolcazar in Popayan gethan hatte, und was nur von Truppen zu entbehren war, wurde zu seiner Disposition gestellt. Zugleich fertigte Castro vertraute und des Vertrauens würdige Männer an die verschiedenen Niederlassungen in Peru ab, durch die er seine Ankunft und die ihm von Sr. Majestät, dem Könige, verliehene Gewalt in aller Form verkündigen ließ; auch forderte er die Officiere auf, welche mit Almagro's Handlungsweise unzufrieden waren, sich ungesäumt an ihn anzuschließen. Darauf zog er mit einer, zwar nicht großen, aber zuverlässigen Anzahl von Soldaten nach Süden.

Almagro vernahm nicht mit Freude, was von Castro gethan war. Er hörte, daß die Maßregeln desselben große Wirkungen hervorbrächten, daß sich viele Spanier sogleich für den königlichen Statthalter erklärt hätten und daß der Anhang desselben stark in Zunehmen begriffen sei. Es schien ihm jetzt das Beste, sofort nach Cuzco zu gehen, um sich der Stadt früher als Castro zu bemächtigen; die Truppen Holguins glaubte er mit seiner Ueberzahl leicht erdrücken zu können, wenn dieselben nicht früher den Platz verlassen haben sollten. Er begann also seinen Marsch; in Xauxa starb ihm sein Freund und Rathgeber, der eigentlich die Seele aller bisherigen Unternehmungen

gewesen war, Herrada, und von dieser Zeit an trugen alle seine Maaßregeln das Gepräge der Gewaltthätigkeit; alle Unternehmungen wurden mit weniger Weisheit beschlossen und mit weniger Kraft und Beharrlichkeit ausgeführt. Auf dem weiteren Marsche erfuhr Almagro, daß Holguin wirklich Cuzco verlassen habe und darnach strebe, sich mit Alonso von Alvarado zu vereinigen; dieß suchte er zu verhindern, aber es gelang ihm nicht und bei Huaura, nördlich von Lima, bewerkstelligten beide Führer ihre Vereinigung. Almagro erreichte darauf glücklich Cuzco, wo er sich festsetzte.

Eine Begebenheit, welche ihm sehr nachtheilig zu werden schien, schlug zu seinem Vortheile aus. Seine zwei besten Hauptleute, Christoval de Sotelo und Gracia de Alvarado, nährten einen sehr heftigen Haß gegen einander, welcher am Ende so weit ging, daß der Letztere den Ersteren in seinem Hause überfiel und tödtete. Alvarado merkte bald, welch' einen, für ihn höchst nachtheiligen Eindruck dieß Verfahren in Almagro's Seele hervorgebracht hatte und beschloß, den jungen Statthalter unschädlich zu machen. Dieser erfuhr die Pläne seines Hauptmannes, kam ihm zuvor, begab sich in sein Haus und ließ ihm thun, wie er dem Sotelo gethan hatte. Nun waren ihm zwar zwei tapfere Führer verloren; aber es ging eine merkwürdige Umwandlung mit ihm vor, durch deren Folgen gewissermaßen Beide ersetzt wurden; er selbst nämlich zeigte von diesem Augenblicke an eine Thätigkeit, eine Umsicht, eine Klugheit, welche an einem 22jährigen jungen Manne bewundernswürdig erschien und welche ihm die ganze volle Achtung und Zuneigung seiner Untergebenen zuwandte. Er ließ Proviant, Munition herbeischaffen, füllte den Schatz mit Silber, welches aus den Minen von La Plata genommen wurde; unter der Aufsicht eines geschickten Mannes, des oben schon erwähnten Pedro de Candià, wurden Waffen geschmiedet, Geschütze gegossen; alles ward gehörig vorbereitet, um den nahenden Gegner mit einem kräftigen Empfange

entgegenzukommen. Willkommen waren Sendungen von Waffen aller Art, Speeren, Schwertern, Schilden u. s. w., welche merkwürdiger Weise der Inca Manco ihm schickte, aus Feindschaft gegen Pizarro's Parthei und vielleicht, um sich Almagro von dessen gerechter Sache er überzeugt zu sein schien, zu verpflichten. Hieraus ging auch das hervor, daß von Seiten der Indianer für Cuzco und seinen jetzigen Oberbefehlshaber nichts zu fürchten war.

Um Alles vor dem letzten entscheidenden Kampfe zu versuchen, sandte er einen Brief an Castro, in welchem er ihn schrieb, daß er keinesweges irgend einen Anspruch auf Neu-Castilien, (so nannte man den ganzen nördlichen Theil von Peru,) mache; daß er vielmehr seine, des Castro, rechtmäßige Herrschaft über diese ausgedehnten Landstriche anerkenne; er nehme für sich nur Neu-Toledo in Anspruch, die südlichen Theile mit Cuzco und Chili, welche ihm nach der, von der Krone ausgestellten, Vollmacht von seinem Vater übergeben seien und hoffe, daß eine friedliche Auseinandersetzung beiden Theilen, so wie auch dem Mutterlande, am Nützlichsten sein werde. — Als er aber gar keiner Antwort gewürdigt wurde, ließ er Alles zum Abmarsch bereit machen, musterte sein Heer, hielt eine Anrede an dasselbe, in welcher er auf sein Recht hinwies und verließ mit etwas mehr als 500 Mann, welche ihm Treue geschworen hatten, die Stadt. Das Fußvolk war mit Speeren und Büchsen vortrefflich bewaffnet; unter den Reitern, welche die Zahl von 200 nicht überstiegen, waren die Meisten völlig geharnischt und sehr gut bewehrt; bis dahin noch nicht gesehn in Peru waren zwei Batterien Geschütze, jede aus acht Stücken bestehend, welche im besten Zustande waren. Im Sommer des Jahres 1542 ward der Marsch angetreten; das kleine, aber trefflich disciplinirte Heer zog an der Küste nach Norden hinauf und traf bei Chupas auf die Schaar der Gegner.

Castro war von Quito über San Miguel und Truxillo, wo er eine sehr freundliche Aufnahme gefunden hatte, nach Huaura gegangen. Hier standen die Truppen Holguins und Alvarado's, welche beiden Anführer in Streitigkeit über das Ober-Kommando gekommen waren.

Kaum war der Gouverneur angelangt, so übernahm er den Oberbefehl selbst, — ein bedenklicher Schritt, sollte man meinen, von einem Rechtsgelehrten, aber Castro war ein Mann von sehr bedeutenden Fähigkeiten und großer Charakterstärke, er war scharfsinnig und lebensklug; bald versöhnte er die Streitenden und versprach sich von ihrem Beistande und Rathe das Beste. Darauf begab er sich nach Lima, wo er ebenfalls mit großen Freudenbezeugungen aufgenommen ward; er ordnete daselbst die Regierung und vervollständigte die Truppen. Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte stellte er sich an die Spitze derselben und marschirte nach Xauxa, wo sein kleines Heer 400 Mann stark war, darunter mehr als 300 Reiter; von da ging er in Eilmärschen nach Guamanga. Hier empfing er eine zweite, Frieden bietende Botschaft Almagro's. Auf diese antwortete er; er forderte die Auslieferung aller derer, welche unmittelbar an dem Morde Pizarro's Theil genommen und Entlassung der Truppen, wofür er Amnestie und Rückkehr in die königliche Gunst und Gnade versprach. Zugleich machte er aber auch Versuche, Einige von Almagro's Officieren zum Abfalle zu verleiten, und das war unedel. Almagro so wie seine Hauptleute, verwarfen die Bedingungen und alle Unterhandlungen wurden abgebrochen.

Man drang gegen die Hügel vor, welche die Ebene von Chupas umgeben und nahm eine feste Stellung, jedoch nicht auf den Bergen, welche die vorrückenden Schaaren des Statthalters vorher erreicht hatten. Nach kalten, regnerischen Tagen, an denen es sogar nicht an Schnee fehlte, war ein schöner warmer Septembertag (16. 1542.) angebrochen; es war schon gegen Abend und nur noch auf zwei Stunden Tag zu rechnen, als

Castro die Meldung empfing, der Feind habe eine Position genommen. Er war der Ansicht, man solle den Angriff bis auf den nächsten Tag verschieben; aber Alonso de Alvarado ersuchte ihn, die Begeisterung und Kampfbegierde der Soldaten nicht verrauchen zu lassen, sondern zum Angriffe zu schreiten. Eiligst stellte nun der Feldherr, der dieser Bitte nachgab, sein kleines Heer in Schlachtordnung, das Haupttreffen, aus Schützen und Lanzenmännern bestehend, in die Mitte, auf die Flanken die Reiterei; den rechten Flügel, welcher die königliche Standarte beschützte, befehligte Alvarado, den linken Holguin; der Statthalter selbst stellte sich an die Spitze des Vortrabs und rückte, nachdem er eine kurze Anrede an die Truppen gehalten hatte, vorwärts. Einige Hügel wurden überstiegen; dann erblickte man die Truppen Almagro's, deren Waffen in der Abendsonne blitzten und über deren Häupter schneeweiße Fahnen flatterten. Sie waren auf ähnliche Weise aufgestellt, wie ihre Gegner. Als diese sich näherten, eröffneten die Almagrianer ein heftiges Feuer aus ihrem Geschütz und Castro sah ein, daß es sehr schwer sein würde, in gerader Linie vorzudringen, weßhalb er das Anerbieten des kriegserfahrenen Franzisco de Carbajal, die Truppen auf einem Umwege heranzuführen, annahm. Während dieß ausgeführt wurde, machten Indianische Krieger unter der Ausführung eines Bruders des Inca Manco, Paullo, einen Angriff auf den linken, an den Hügeln hinziehenden Flügel, wurden aber durch mehrere Salven der Musketiere zurückgetrieben. Noch einmal kamen die Marschierenden in die Schußlinie der Artillerie; die Donnerbüchsen krachten, aber die Kugeln gingen zu hoch und verletzten Wenige. Es ist behauptet worden, daß Pedro de Candià, welcher die Artillerie befehligte, geflissentlich habe zu hoch schießen lassen, weil er in Unterhandlungen mit Castro gestanden habe; dieß ist jedoch nicht zu beweisen. Almagro glaubte es jedoch, denn er stürzte auf den Ritter ein und gab ihm auf dem Felde den Tod; dann

richtete er selbst ein Geschütz und tödtete durch den Schuß mehrere Reiter. Das Feuer wurde nun mit mehr Erfolg fortgesetzt. Da befahl Castro der Cavallerie, anzugreifen; die Trompeten ertönten, das Feldgeschrei erscholl, und da in diesem Augenblicke auch Almagro mit der Reiterei ansprengte, so kam es mitten auf dem Felde zu einem furchtbaren Zusammenprallen, bei welchem Rosse und Reiter stürzten. Auf die Lanze, die zersplitterte, folgte das Schwert, oder die Streitaxt. Ein heldenmüthiges Kämpfen folgte; leider unter Brüdern — Freunden. Beide Theile fochten mit Wuth und das Blut strömte aus vielen Wunden.

Zu derselben Zeit, wo die Cavallerie kämpfte, schoß das Fußvolk auf einander und auch jeder Theil auf die feindliche Cavallerie, so weit dieß möglich war. Vielen Verlust fügte das Geschütz Almagro's in diesen Augenblicken der Infanterie zu, so daß diese schwankte und in Unordnung gerieth. — Da sprengte Francisco de Carbajol vor, rief: „schämt ihr euch nicht, Leute? wollt ihr fliehn? seht, ich langer Mensch gebe den Kugeln zweimal so viel zu treffen, als Einer von euch! vorwärts!“ warf Helm und Küraß ab, damit er gar keinen Vortheil vor den andern hätte, schwang seine Partisane und sprang trotz der sausenden und pfeifenden Kugeln dem Geschütz entgegen; viele Tapfere folgten ihm; die Kanoniere wurden überwältigt und die Stücke genommen. Dieß war die wackerste That des Tages.

Schon sank die Nacht dichter und dichter auf das Blachfeld. Aber immer wüthender tönte auf der einen Seite: Vaca de Castro und der König! und auf der andern Almagro und der König! dazwischen: Heiliger Jago! — immer reicher strömte das Blut aus den vermehrten Wunden; Holguin, an einem weißen Ueberwurfe kenntlich, fiel, von zwei Kugeln getroffen; sein Flügel wankte; Alvarado stand auf dem rechten dem Almagro gegenüber, und hatte zwei Banner verloren, — er war in großer Bedrängniß; da sprengte Castro mit der Reserve, die aus den

tüchtigsten Leuten bestand, herbei; Alvarado's Krieger gewannen neuen Muth, die Almagrianer wurden zurückgedrängt; aber noch ein Mal stürzten sie mit wüthendem Geschrei heran, dreizehn Reiter in des Statthalters Gefolge fallen todt aus den Sätteln, — aber auch dieser Angriff wird zurückgeschlagen; die Truppen Castro's concentriren sich, rücken unwiderstehlich vor, und die Almagrianer wenden sich zur Flucht. Alles, Fußvolk und Reiter, stürzt durch einander; die größesten Bemühungen ihres jungen Feldherrn, die Fliehenden zum Stehn zu bringen, sind vergeblich; — es ist Alles verloren!

In der tiefen dunkeln Nacht wird die Verfolgung fortgesetzt; endlich läßt Castro die Trompeten erschallen und was sie zu hören vermag, sammelt sich unter seinen Bannern.

Am Morgen begrub man die Todten; ihre Zahl belief sich auf 500; die Verwundeten wurden verbunden, den Sterbenden reichten Priester das Sacrament. Die Gefangenen wurden hinweggeführt. Der junge Almagro, welcher glücklich Cuzco erreicht hatte, wurde von dem Magistrate, den er selber eingesetzt, ausgeliefert.

Der siegreiche Gouverneur setzte ein Kriegsgericht nieder; vierzig Gefangene erlitten den Tod, dreißig wurden in die Verbannung geschickt. Dann hielt das Heer, seinen siegreichen Feldherrn an der Spitze, mit aller kriegerischen Pracht seinen Einzug in die Stadt der Inca's. Abermals ein Kriegsgericht, — es galt dem jungen ritterlichen Diego von Almagro; auf: Tod lautete der Spruch, — er mußte ihn erdulden und duldete ihn standhaft. An der Seite seines unglücklichen Vaters im Kloster von La Merced ruhten seine Gebeine. Viele betrauerten ihn tief und bewahrten das Andenken des jungen unglücklichen Helden. Der Name Almagro erlosch mit ihm im Reiche der Sonne, aber auch die Kinder der Sonne trauerten um ihn, denn seine Mutter war eine Tochter ihres Stammes! —

Mit solcher Strenge verfuhr Castro gegen die Ueberwundenen. Er hielt sie für nothwendig, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen; er glaubte sogleich im Anfange zeigen zu müssen, was diejenigen von ihm zu erwarten hätten, welche den Weg des Rechtes verlassen und welche sich einbildeten, mit ihrer Macht dem Ansehn des Königs widerstreben zu können. Wir wollen nun sehn, wie er gegen den Mann verfuhr, der von den Pizarro's noch übrig geblieben war, gegen den kühnen, ritterlichen Gonzalo.

---

## Zwölfter Abschnitt.

---

### Castro und Gonzalo Pizarro. Ein Vicekönig in Peru. Sein Schicksal. Gonzalo Pizarro auf dem Gipfel der Macht.

Als Gonzalo seinen abentheuerlichen, an Entbehrungen und Leiden so reichen Zug vollendet hatte und mit den Seinigen kaum etwas zur Ruhe gelangt war, vernahm er mit allen vorhergegangenen Begebenheiten den Marsch Castro's gegen Almagro und erbot sich zugleich, mit einer starken Schaar erfahrener Soldaten zu den Truppen des Ersteren zu stoßen, um die Mörder seines Bruders zu bestrafen. Castro lehnte aus zu billigenden Rücksichten dieß Anerbieten ab; er wollte nicht als ein Vertheidiger irgend einer Parthei erscheinen, sondern als Verfechter der königlichen Autorität und schrieb deßhalb an Gonzalo, er erkenne dankbar seinen freundlichen Willen, müsse aber wünschen, daß Gonzalo in Quito sich von den Strapazen seines Unternehmens erhole.

Nach der Besiegung der Almagrianer hörte Castro, Gonzalo befinde sich in Lima, zeige sich unzufrieden mit den zu Cuzco getroffenen Einrichtungen und mache Ansprüche auf Titel und Gewalt eines General=Statthalters, da beides nach dem Tode seines Bruders ihm zukomme. Castro sandte ihm eine freundliche Einladung, in die Stadt der Inca's zu kommen und er nahm dieselbe an; mit einer stattlichen Reiterschaar zog er in

Cuzco ein und hatte sogleich eine Audienz bei dem Gouverneur. Dieser entließ nach dem Eintritte Gonzalo's sogleich seine Wachen, indem er sagte: in Gegenwart eines so tapfern und loyalen Ritters bedarf ich keiner Wachen! und unterhielt sich mit seinem Gaste über den merkwürdigen Zug nach Canelas und an den Amazonenstrom. Dann empfahl er ihm, da jetzt überall die Ruhe zurückgekehrt sei, südlich in seine Staaten von Charkas nach La Plata sich zu begeben und dort des Friedens sich zu erfreuen.

Gonzalo hielt es für das Beste, diesem Rathe zu folgen; er ging nach La Plata und beutete dort die reichen Silberminen aus, deren Ertrag ungeheuer war, und ihm die Mittel zu Unternehmungen gab, von denen wir späterhin hören werden.

Vaca de Castro, nachdem er sich so auf eine sehr gute Weise aus einer großen Verlegenheit gezogen hatte, wandte nun seine ganze Sorgfalt auf die Befestigung der Ruhe und der Ordnung. Officiere, welche große Ansprüche zu haben glaubten, wurden zu Entdeckungs-Unternehmungen nach Süden und Osten verwandt; viele gute Gesetze, welche die Verwaltung betrafen, wurden gegeben; eine besondere Sorgfalt ward auf die Indianer und ihre Bekehrung zum Christenthum vermittelst eines geregelten Unterrichts in den Schulen verwandt. Durch alle seine Maßregeln erwarb er sich die Achtung der Wohldenkenden und zeigte sich des ihm übertragenen hohen Postens würdig; jeder Rechtschaffene mußte anerkennen, daß der Gouverneur überall mit Weisheit und strenger Gerechtigkeit verfahre. Die Folge davon war, daß eine, von den angesehensten Männern unterzeichnete, Bittschrift nach Spanien ging, in welcher um Belassung des Gouverneurs auf seinem Posten, dem er mit so vielem Erfolge vorstehe, gebeten wurde. Leider glaubte man im Mutterlande alles besser zu verstehen und nahm Maßregeln, welche nicht zu billigen waren.

Karl V. war eifrig beschäftigt, mit seinen Räthen feste Grundlagen aufzustellen, auf denen ein die neue Welt betreffendes, regelmäßig gegliedertes Verwaltungswesen aufgebaut werden könnte, damit überall Ruhe, Gesetzlichkeit und Ordnung herrschend würden. In verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit waren ungeheure Landstriche, und zwar nicht durch die Macht der Krone, sondern durch die Bestrebungen ritterlicher Abentheurer erobert worden; der Unternehmungsgeist jener Zeit, verbunden bald mit Durst nach Gold, bald mit Herrschsucht, bald mit religiöser Schwärmerei, hatte Erfolge herbeigeführt, die Staunen erregten. Der Kaiser und König Karl war zu sehr durch seine Regierungsgeschäfte, durch seine Kriege gegen die Türken und gegen Frankreich hingenommen, als daß er etwas Wesentliches für die neue Welt hätte thun können; die ungeheuren Besitzungen mit ihren unerhörten Reichthümern fielen ihm wie von selbst zu; sie bildeten gleichsam ein, im Schlafe ihm bescheertes, Glück. Freilich war in allen Patenten, welche den Drängenden und nach Entdeckungen begierigen Abentheurern ausgefertigt wurden, ausdrücklich gesagt, daß die Oberherrschaft über die zu erobernden Länder so wie ein Fünftheil sämmtlicher Beute der Krone vorbehalten bleibe; Alles Uebrige hatten sich aber auch die Eroberer, als ihnen zustehend, zugeeignet; sie gebrauchten die erbeuteten Schätze zum Handgelde für die Rekruten und zur Löhnung für ihre Soldaten; wie unter den Römern in den Zeiten der Eroberung, so wurden auch die Ländereien von den Siegern unter Denen vertheilt, welche dieselben mit ihrem Blute erworben hatten. Dabei fielen sehr große Ungerechtigkeiten vor; nicht allein das Land nahm man denen, deren Eigenthum es von Rechtswegen war, sondern die, welche bisher Herren gewesen waren, mußten Sklavendienste thun, und es kam den räuberischen Fremdlingen nicht darauf an, durch den allmähligen geschickteren Anbau des so leicht Erworbenen zu einer gewissen Wohlhabenheit zu gelangen, sondern nur darauf, so schnell als

möglich reich zu werden, um, wenn es irgend Alter und Gesundheits-Zustand erlaubten, in das Vaterland zurückzukehren und dort in Fülle des Lebens zu genießen. Anfänglich hatte man in Spanien nur höchst mangelhafte Vorstellungen von der Größe, den Hülfsquellen, den Reichthümern der in der neuen Welt gemachten Eroberungen; als aber die Regierung in dem Allen klarer zu sehn anfing, dachte sie ernstlich daran, allen Unordnungen ein Ende zu machen und eine zweckmäßige Verwaltung der in Besitz genommenen Länder einzuführen.

Zuerst galt es, das Fortbestehn der Völkerstämme zu sichern, gegen welche man in Mexico wie in Peru mit empörender Rücksichtslosigkeit verfahren war; wie viele Tausende von Indianern waren in beiden Ländern, ganz abgesehn von denen, die in den Gefechten geblieben waren, verschmachtet, verkümmert, den ungewohnten Anstrengungen unterlegen! Es gewann den Anschein, daß manche, früher sehr bevölkerte, Landstriche ganz wüst und leer werden sollten, und daß Spanien, anstatt bewohnte Länder zu besitzen, nur Einöden übrig behalten werde. Die von Zeit zu Zeit aus dem spanischen Cabinet erlassenen Verordnungen, milde und menschlich mit den Indianern umzugehn und ihrer zu schonen, sie durch sanfte Mittel, durch Belehrung und gute Beispiele zum Christenthume zu führen und so die, welche als Menschen schon Brüder ihrer Ueberwinder waren, durch ein noch heiligeres Band, durch das Eines Glaubens und Einer Liebe an die Spanier zu fesseln, waren wenig beachtet worden. Die Entfernung vom Sitze der Regierung, die Schwäche der Staatsverwaltung, der Geiz und die Habsucht der Krieger, die jeden Zwang verabscheuten, waren zu groß, als daß den Gesetzen überall Achtung hätte verschafft werden können, — ja anstatt sich zu mindern, hatte das Uebel vielmehr in den meisten Landstrichen zugenommen. Um demselben abzuhelfen, berieth sich die Krone mit Männern, welche die Sachlage in Amerika sehr genau kannten und unter diesen war Ein Mann, der mit großen

Erfahrungen eine wahrhaft menschenfreundliche, christliche Gesinnung verband, Bartholomäus de las Casas; dieser hatte Amerika so eben erst verlassen und befand sich in Madrid, wo er einige Angelegenheiten seines Ordens zu Chiapa betreiben wollte. Mit ergreifender Beredtsamkeit schilderte er den Räthen des Königs die unersetzliche Verheerung der Stämme in der neuen Welt, die fast gänzliche Ausrottung der Indianer auf den Inseln und ihre mit jedem Jahre zunehmende Verminderung auf dem Continente. Die einzige Schuld dieser beklagenswerthen Erscheinung schrieb er seinen spanischen Landsleuten zu und behauptete, daß man der steigenden Entvölkerung in der neuen Welt durch kein anderes Mittel wehren könne, als durch die Erklärung: die Indianer seien freie Menschen, wie die Spanier und die anderen Weißen und man dürfe sie nicht mehr als Sklaven, sondern als freie Unterthanen behandeln. Er legte diese Gedanken in einem berühmten Werke nieder, in welchem er alle die Verheerungen schilderte, welche die Spanier in den Ländern bewirkt hätten, in welche sie eingedrungen seien.

Diese Darstellung machte einen großen Eindruck auf den Kaiser. Er ließ ein Gesetzbuch verfassen, welches die Gewalt und Machtvollkommenheit des höchsten Raths der Indianer, der Residenzen und Gerichtsbarkeiten der königlichen Collegien in den verschiedenen Theilen Amerika's, die ganze Verwaltung, die ganze geistliche und bürgerliche Verfassung feststellte. Dann wurde angeordnet, daß die königlichen Obergerichte die Erlaubniß haben sollten, diejenigen Ländereien, welche spanischen Unterthanen in der neuen Welt zugefallen und von zu großer Ausdehnung waren, zu verkleinern und in engere Grenzen einzuschließen. Hinsichtlich der Indianer wurde verordnet: daß sie als treue und freie Unterthanen der Krone angesehen werden sollten; wer jedoch jetzt Sklaven besitze, solle sie bis zu seinem Tode behalten. Der Tribut, welchen sie zu entrichten hätten, solle mäßig sein; sie sollten nicht zu Frohndiensten, nicht zu

harten Arbeiten in den Bergwerken oder bei der Perlenfischerei gezwungen werden können. Allen in königlichen Diensten stehenden Personen, allen Geistlichen, Klöstern und Hospitälern sollten die ihnen zugetheilten Indianer abgenommen und diese in den Unterthanen-Verband aufgenommen werden; auch habe Jeder, der irgend einen widerrechtlichen Antheil an den Streitigkeiten zwischen Pizarro und Almagro genommen, den Besitz von Indianern, als Sklaven, verwirkt.

Einige dieser Verordnungen hatte Karl V. gegen die Ansichten seiner Räthe gegeben. Um ihnen Nachdruck zu verschaffen, **ernannte der Kaiser einen Vicekönig**, in dessen Händen alle Fäden der Gewalt und der Verwaltung ruhen sollten und stellte ihm einen hohen Rath zur Seite, welcher aus vier Oberrichtern bestand, und welcher mit dem Vicekönige seinen Sitz in Lima nehmen sollte. Im November des Jahres 1543 wurden diese wichtigen Verordnungen veröffentlicht.

Zum Vicekönige von Mexico wurde Antonio de Mendoca ernannt, dem als Oberaufseher Francisco Tello de Sandoval beigegeben wurde, zum Vicekönige von Peru: Blasco Nunez Vela.

Diese Verordnungen wurden sehr bald und bevor der Vicekönig nach Peru abgehen konnte, in den Colonieen bekannt. Sie erregten in allen Städten Peru's unter den Spaniern eine große Mißstimmung und Entrüstung. Furchtbar erschien schon die Macht eines eigenen, von einem besonderen hohen Gerichtshofe begleiteten, Unterkönigs, in dem sich alle Gewalt vereinigen sollte; aber empörend kam es Männern vor, welche meist ohne Bildung waren und kein anderes Interesse kannten, als ihr eigenes, daß sie sich Gesetzen unterwerfen sollten, welche plötzlich das bedrohten, was sie für wohlerworbenes und verdientes Eigenthum hielten. Ist dieß, so riefen die Colonisten aus, ist dieß der Lohn, den Männer empfangen sollen, welche ohne irgend eine wesentliche Hülfe des Staates auf ihre eigenen Kosten und durch ihre

Tapferkeit der Krone von Castilien Länder von solcher Ausdehnung und solchem Reichthume unterworfen haben? Belohnt man so die unsäglichen Mühseligkeiten, die wir ausgestanden, die Tapferkeit, die wir unter den größesten Gefahren, die Beharrlichkeit, die wir in der äußersten Noth, unter Hunger und Elend bewiesen haben? —

Während Geschosse unsern Leib mit Wunden bedeckten, während die Kälte unsre Glieder zusammenzog, während wir uns von Baumwurzeln, von Rinde, von Gewürm und wilden Beeren Monate lang ernährten, — schwelgten Jene an wohlbesetzten Tischen, die uns jetzt das zum Lebensunterhalte Nothwendige, die uns die Ruhe unseres Lebensabends rauben wollen! — Und wie ist das zu verstehen, daß denen, welche an den Streitigkeiten der Partheien Theil genommen haben, Sklaven und Land entzogen werden sollen? Alle ohne Unterschied waren gezwungen, daran Theil zu nehmen und die will man strafen, die ihre Pflicht gethan haben? oder die zu Unvermeidlichem hingerissen wurden? — aber, wir werden unsere Rechte zu behaupten wissen; wehe denen, die sie antasten! — So hieß es in allen Colonieen. Die Stimmung war drohend; in den größeren Städten trat man zusammen und berieth sich über Maßregeln, wie man sich dem Einzuge des Vicekönigs und der Richter widersetzen und schon jetzt die Bekanntmachung der gegebenen Gesetze verhindern könne; es war nahe an einem allgemeinen Aufruhr. Und derselbe wäre ausgebrochen; wenn nicht Vaca de Castro die Gemüther zu beruhigen versucht hätte. Er sagte den Aufgeregten: was hülfe euch eine Empörung gegen die kaiserliche Macht, eine Auflehnung gegen seine ausdrücklich gegebenen Verordnungen? Wartet mit Ruhe die Ankunft des Vicekönigs und seiner Begleiter ab; sie werden euch hören, wenn ihr eure Vorstellungen und Bitten auf die gehörige Weise vorbringt; sie werden ein Einsehn haben und gar Vieles gern mildern, was euch jetzt hart klingt, Vieles ändern, was euch jetzt ungerecht deucht; ich selbst werde

für euch thun, was ich vermag; — aber nur dann, wenn ihr ruhig bleibt. Eine offene Empörung würde Alles verderben.

Durch solche und ähnliche Vorstellungen beschwichtigte Castro die beunruhigten Gemüther und hegte selbst die Hoffnung, daß Manches sich anders gestalten würde, wenn die Ankommenden die Lage der Dinge selbst geprüft hätten. — Er täuschte sich.

Blasco Nunez Vela kam im Januar 1544 zu Nombre de Dios an. Er fand ein mit Silber belastetes Schiff im Hafen, das, mit diesem neuen Zeugniß von Peru's Reichthum ausgestattet, nach Spanien abzugehen im Begriffe war; er legte im Namen der Regierung Beschlag auf dasselbe; darauf begab er sich über die Landenge von Panama und schenkte mehr als 300 peruanischen Sklaven, die von ihren Herren mitgenommen waren, die Freiheit; sie kehrten in ihr Vaterland zurück. Die ihn begleitenden Richter waren in beiden Maßregeln gegen ihn; er aber antwortete: ich bin nicht hierher gekommen, die Gesetze nach den Umständen zu ändern und zu beugen, sondern sie unter allen Umständen auszuführen und ihnen überall Geltung zu verschaffen. — Am 4. März kam er in Tumbez an, befreite auch hier eine Anzahl indianischer Sklaven und setzte seinen Weg nach Lima fort, alles Gepäcke nicht durch Peruaner, sondern durch Maulthiere befördernd; mußte er sich des Beistandes der Eingeborenen bedienen, so ließ er denselben Bezahlung verabreichen.

Ueberall zeigte er sich, wie er war, streng rechtlich, unbeugsam, voll Muthes; aber leider streifte seine Gerechtigkeitsliebe oft an Härte und sein Muth oft an Verwegenheit; auch war er in seinen Aeußerungen nichts weniger als vorsichtig, so daß Manches von dem, was er gesagt, vielleicht noch ebenein entstellt, sofort zu den Ohren derer kam, die schon mit Haß und großen Befürchtungen auf ihn blickten, weil er wirklich gar keine Rücksicht auf die bestehenden Zustände nahm, sondern ohne Weiteres über das Eigenthum, die Ländereien und Leibeigenen der Beamten verfügte. — Nach seinem Einzuge in Lima, wo er mit großen

Ehren empfangen war, erklärte er öffentlich, Se. Majestät der Kaiser habe ihn gesandt, die Herrschaft der Gesetze herzustellen; er werde diesem Befehle gehorchen und werde keinesweges gestatten, daß die Unterthanen sich über die Gesetze stellten. Diese Strenge wurde noch peinlicher durch ein hoffährtiges Betragen und durch einen Ton in seinen Reden, welcher jeden Rath oder jeden Widerspruch zurückwies; wenn Jemand eine Milderung der Gesetze versuchte, auch nur eine theilweise Verzögerung ihrer Ausführung, so kam er schon in den Verdacht der Empörung. Eine noch tiefere Aufregung verursachte die Einziehung mehrerer angesehener Personen und ihre Gefangenhaltung ohne Urtheil und Recht.

Bei dieser Lage der Dinge wandten die Unzufriedenen ihr Auge auf den Mann, von welchem sie allein einen erfolgreichen Widerstand gegen Maßregeln erwarteten, die sie für himmelschreiendes Unrecht hielten, auf Gonzalo Pizarro. Aus allen Gegenden des Reichs hatte er schon seit längerer Zeit Bittschreiben empfangen, in denen sein Schutz und sein Beistand angerufen wurde; nach der Ankunft des Vicekönigs (Virey) in Lima mehrte sich ihre Zahl und es kamen Vorstellungen und Anerbietungen von sehr achtbaren Seiten her; man werde ihn mit Gut und Blut unterstützen, hieß es, wenn er sich der Noth des größesten Theils der Spanier annehmen und den Virey aus dem Lande treiben wolle. Längere Zeit schwankte Gonzalo; aber er war ehrgeizig, er war herzhaft und kühn; er hielt ebenfalls das Benehmen der Krone, den Eroberern von Peru gegenüber, für unverantwortlich, für äußerst undankbar, und namentlich deuchte auch ihm die Art und Weise, wie der Vicekönig die Befehle des Kaisers ausführte, unerträglich. Dabei gedachte er mit tiefem Groll des Benehmens Spaniens gegen seinen Bruder Hernando, der in der Gefangenschaft schmachtete, gegen die Kinder Francisco's, welche vom Vicekönige in Verhaft genommen und an Bord seiner Schiffe geschickt waren; er

gedachte seiner eigenen Zukunft, die nichts weniger als gesichert war, und beschloß, das zu thun, wozu so Viele ihn aufforderten. Aber seine Ehrfurcht vor seinem Landesherrn hielt seinen Schritt zurück und mäßigte lange seinen Ehrgeiz. Endlich wurden die Berichte immer drohender, die Bitten seiner Landsleute immer dringender. Er verließ seine Wohnung zu Chuquisaca de la Plata und begab sich mit ungefähr zwanzig Rittern und einer beträchtlichen Menge Silbers nach Cuzco, wo er von den Einwohnern eingeholt und mit großem Jubel als der Erretter der Colonie empfangen wurde. Man erwählte ihn zum General-Procurator, zum allgemeinen Sachwalter der spanischen Nation in Peru und beschwor ihn, die Widerrufung der letzten kaiserlichen Verordnungen zu bewirken. Zu dem Ende solle er an der Spitze einer Deputation nach Lima abgehn, um den Vicekönig zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Was wird dieß helfen? dachte Pizarro, (mit diesem Namen werden wir Gonzalo Pizarro von jetzt an immer bezeichnen); kommen wir ohne bewaffnete, starke Begleitung nach Lima, so werden wir als Empörer in das Gefängniß geworfen werden. Wir müssen eine Macht haben, um unsern Vorstellungen Nachdruck zu verleihen. — Er wandte sich an die Obrigkeit von Cuzco und bat um die Erlaubniß, den Titel General-Capitain annehmen und ein Truppencorps anwerben und einexerciren zu dürfen, das Letztere unter dem Vorwande, der drohenden Macht des, im Gebirge lauernden, Inca Manco widerstehen zu können. Nicht ohne Schwierigkeiten wurde ihm Beides bewilligt; aber seine Freunde wußten Alles durchzusetzen. Um diese Zeit kam eine Botschaft vom Vicekönige in Lima an, welche Pizarro von dem Antritte seines Amtes benachrichtigte und ihm befahl, seine Truppen zu entlassen.

Pizarro musterte seine 400 Mann, ein tüchtiges, kriegserfahrenes Bataillon vortrefflich ausgerüsteter Leute und bemächtigte sich dann sechszehn Geschütze, welche Castro nach Gua-

manga hatte abführen lassen; zugleich nahm er, mit den Befehlen des Vicekönigs und dem Gesetze in völligem Widerspruche — sechstausend Indianer an, welche die Kanonen mit allem Zubehör über das Gebirge bringen sollten. Auf seine Bitten kam auch der achtzigjährige brave Ritter Francisco de Carbajal mit einiger Mannschaft aus Charcas zu ihm, um ihn zu begleiten. Alles war nun geordnet und Pizarro verließ Cuzco, um, wie er überall sagte, dem Vicekönige friedliche Vorstellungen über die Lage der Colonisten und über die Wirkung der neuen Verordnungen zu machen.

Bald nach dem Ausmarsche empfing er Kunde von dem Tode des Inca Manca.

Spanier von der Parthei des Almagro, welche in dem Lager der Peruaner Schutz gesucht, hatten den Inca erschlagen; da sie sämmtlich von den Eingeborenen getödtet wurden, so weiß man nicht genau anzugeben, was sie zu ihrer Frevelthat angetrieben hat. Mit Manco starb der letzte Held aus dem Hause der Kinder der Sonne und nicht ohne Wehmuth vermag man seines Geschickes zu gedenken. Ein Vorwand, dessen sich Pizarro bedient hatte, um die Begleitung einer starken Schaar von Bewaffneten zu entschuldigen, zerfiel nun in Nichts, aber einem so erfinderischen Geiste fehlte es nicht an andern Vorwänden. Viel empfindlicher war es ihm, daß einige seiner Leute zum Vicekönige übergingen; bald aber ging dagegen Puelles, ein Officier des Letzteren, mit mehreren Kriegern zu ihm über und unterwegs mehrte sich die Zahl derer, die sich an ihn anschlossen, so sehr, daß er über 700 Mann unter seinen Fahnen zählte. Alles gestaltete sich ungemein günstig für ihn; selbst ein, vom Vicekönige gesandter, Officier, welcher Puelles vor seinem Abfalle gefangen nehmen sollte, besann sich unterwegs anders und stellte sich in Pizarro's Lager als Ueberläufer.

Als Nunez Nachricht davon empfing, ward er bedenklich, und zum ersten Male kamen ihm ernsthafte Zweifel, ob er wohl

weise gehandelt habe, in einem Lande, wo die Ungesetzlichkeit zur Tagesordnung geworden war, so schnell die strengste und unbeugsamste Gerechtigkeit walten zu lassen; aber sein Wahlspruch war und blieb: fiat justitia! pereat mundus! Nur sein Mißtrauen wuchs; und dieß wandte sich zunächst gegen einen Mann, an welchen der Kaiser ein Schreiben voll hoher Anerkennung seiner geleisteten Dienste und die Aufforderung erlassen hatte, sich nach Spanien zur Bekleidung einer ausgezeichneten Stelle zu verfügen, gegen einen Mann, dem er, der Vicekönig selbst, schon viel verdankte und der sich überall vollkommen ehrenhaft gezeigt hatte, gegen Vaca de Castro. Blasco Nunez beschuldigte ihn, geheime Einverständnisse mit den Mißvergnügten in Cuzco unterhalten zu haben, ließ ihn verhaften und auf ein Schiff bringen. Dasselbe Loos theilten mehrere angesehene Männer seines Gefolges.

Darauf schickte er eine Gesandtschaft an Pizarro mit Anerbietungen von Amnestie und einigen unwesentlichen Vortheilen; als keine erwünschte Antwort einlief, rüstete er sich ernstlich zum Widerstande und sah bald eine Schaar von 800 Mann unter seinen Befehlen, denen nichts mangelte, als — Treue. — Aber Widerstand kam ihm noch von einer Seite, von welcher er ihn kaum erwartet hatte.

Die zu Lima angekommenen Mitglieder des hohen Rathes, welche schon früher, wie wir erzählten, mit mehreren Maßregeln des Virey nicht übereingestimmt hatten, waren völlig mit denen unzufrieden, die derselbe rücksichtlich Castro's und anderer Cavaliere genommen hatte; sie erklärten dieselben für Handlungen der Willkür, welche sie rächen würden, ja sie wagten es, einige Gefangene zu entlassen. Als nun der Vicekönig sich bald darauf so weit hinreißen ließ, daß er die Ermordung eines sehr verdienten Mannes veranlaßte, so wurde nicht allein die allgemeine Stimmung immer drohender gegen ihn, sondern auch die Mitglieder des hohen Gerichtshofes, und unter diesen

besonders ein sehr ehrgeiziger Mann, Cepeda mit Namen, wurden gegen ihn immer aufgebrachter.

Und Pizarro stand nur noch wenige Tagemärsche von der Hauptstadt entfernt.

Da faßte der Vicekönig den Entschluß, Lima zu verlassen, und sich nördlich nach Truxillo zurückzuziehen. Er theilte dieß Vorhaben dem hohen Rathe mit, fand aber offenen Widerspruch. Dadurch auf das Aeußerste aufgeregt, wollte er den Rath gefangen nehmen lassen.

Dieser aber wußte ihn mit Hülfe des angerufenen Volkes und eines Haufens Soldaten zuvorzukommen; man drang in den Palast, bemächtigte sich des Vicekönigs und brachte ihn in Haft. Allgemeiner Jubel erfüllte Lima, als der von Allen gefürchtete Mann unschädlich gemacht war. Man führte ihn unter starker Bewachung auf ein benachbartes Eiland, setzte eine provisorische Regierung ein, deren Präsident Cepeda war und erklärte öffentlich, daß die Ausführung der so verhaßten Verordnungen so lange beanstandet werden solle, bis vom Kaiser, dem man berichten wolle, Befehle eingegangen sein würden. — Sofort wurde auch der Licentiat Alvarez abgeschickt, dem Kaiser die nöthigen Nachrichten zu überbringen und den gefangenen Vicekönig nach Spanien zu geleiten. — Mit Pizarro hoffte man nun schnell fertig werden zu können. Es kam jedoch wiederum anders, als man gedacht hatte.

---

Pizarro stand zu Xauxa. „Du hast nun Alles erlangt, was du wolltest,“ ließ man ihm sagen, „die Vollziehung der verhaßten Gesetze ist eingestellt; ja wir sind noch weiter gegangen, wir haben den Virey abgesetzt und das ist wol die sicherste Bürgschaft unserer Handlungsweise; nun lege die Waffen nieder und komme in Begleitung von 15 — 20 Mann nach Lima,

damit wir gemeinsam berathen, was zu thun sei." — Diese Aufforderung wurde, wie man behauptet, von besondern Briefschaften begleitet, welche Cepeda an Pizarro sandte, Cepeda, der wahrscheinlich schon damals in geheimen Einverständnissen mit Pizarro, dem einzigen Manne von Bedeutung und Ansehen in Peru zu dieser Zeit, gestanden hat. Pizarro, anfangs schwankend, gab den kräftigen Vorstellungen des eisern festen Carbajal nach und antwortete: „Das Volk hat mich zur Herrschaft über das Land berufen, und wenn die Audienza (der hohe Rath) mich nicht sofort mit der höchsten Würde bekleiden wird, so werde ich in Lima mit 1200 Mann einziehn und die Stadt plündern lassen!" Diesen Worten fehlte in der That die Bestimmtheit und Deutlichkeit nicht. Sie setzten die Herren in der Stadt in einige Verlegenheit und um sich aus derselben herauszuwickeln, wandten sie sich an Vaca de Castro, welcher sich noch auf den Schiffen befand. Dieser aber verweigerte jeden Rath in einer Sache, die für ihn eben so bedenklich war, als für die Audienza. Man zögerte.

Da rückte Carbajal nur mit kleinem Gefolge, aber ganz zuverlässigen Leuten zur Nachtzeit in die Stadt, ließ eine Anzahl von Rittern, welche die Fahne verlassen hatten, aufheben, drei davon auf Maulthieren zur Stadt hinausbringen und nach abgelegter Beichte an einem Baume aufhängen. Er würde in diesem Verfahren fortgeschritten sein, hätte er nicht Befehle Pizarro's empfangen, welche ihm Stillstand geboten. Für die Audienza war dieß Fingerzeig genug; sie bat Gonzalo Pizarro, in die Stadt zu rücken und die Zügel der Regierung zu übernehmen.

Am 28. October 1544 rückte Pizarro mit 1200 Mann — einem sehr beträchtlichen Corps in jener Zeit und in jenem Lande — so wie mit einigen tausend Indianern, welche den stattlichen Artilleriepark zogen, in die Hauptstadt ein, er selbst an der Spitze der Cavallerie, vollständig geharnischt, einen prachtvollen

Waffenrock über dem Küraß tragend, auf dem Haupte einen geschmückten rothen Hut; vor ihm wehete das königliche Banner von Kastilien. Aus den Straßen, von den Balkonen herab ertönte ein tausendstimmiger Jubelruf ihm entgegen und in der Glorie des Sieges bewegte sich der stattliche Zug durch die breiten Straßen dahin. Der zum General=Capitain und Statthalter (mit Vorbehalt der Genehmigung Sr. Majestät) ernannte Pizarro bezog den Palast, in welchem sein Bruder unter den Schwertern und Dolchen der Almagrianer sein Leben ausgehaucht hatte, und Vorstellungen, Feste, Turniere folgten sich mehrere Tage hintereinander, während das leichtbewegte Volk nicht aus dem Taumel des Entzückens heraus kam.

Ernste Maßregeln schlossen sich an. Allen, welche gegen die Pizarro's Partei ergriffen hatten, wurde der Proceß gemacht; die über sie ausgesprochene Todesstrafe wurde aber zum Glück in Verbannung verwandelt; die wichtigsten Stellen wurden mit Vertrauten des General=Capitains besetzt; die Armee wurde auf dem Kriegsfuße erhalten und mit allem Nothwendigen versorgt; die wichtigsten Städte erhielten Besatzungen unter dem Commando zuverlässiger Männer. Alle diese Maßregeln waren zweckmäßig und bald zeigte es sich, daß sie nothwendig gewesen waren. Es entwickelten sich Ereignisse, welche die ganze Lage Pizarro's wieder in Frage stellten und höchst beunruhigend waren. Einer der königlichen Räthe in der Audienza, Tepeda, ward dazu ausersehen, nach Spanien zu segeln und dem Könige Bericht zu erstatten; auf dem Schiffe, welches ihn in das Vaterland bringen sollte, befand sich der gefangene Vaca de Castro; dieser zog es vor, Peru zu verlassen und Tepeda nahm ihn mit sich. In Spanien angekommen, wurde Castro sogleich auf eine Festung gebracht, wo er zwölf Jahre hindurch in Haft saß, bis er endlich freigesprochen und in alle seine Ehrenstellen wieder eingesetzt wurde. Er verlebte den Rest seiner Tage als Mitglied des königlichen Raths und starb in hoher Achtung.

Die Flucht Castro's war dem General-Capitain sehr unangenehm; aber viel bedrohlicher war die, bald darauf eintreffende, Nachricht, daß auch der Vicekönig sich seiner Haft entzogen hatte. Er war unter die Aufsicht des Oberrichters Alvarez gestellt, der ihn nach Spanien bringen sollte; sobald das Fahrzeug die Küste verlassen und die Höhe des Meeres gewonnen hatte, ging Alvarez auf den Vicekönig zu, warf sich ihm zu Füßen, und sagte: was ich gethan habe, habe ich nur aus Zwang gethan; Ew. Excellenz sind frei und mögen thun, was Ihnen gefällt und was Sie für sich und Peru als das Beste erkennen! — Diese Erklärung, welche entweder aus Furcht vor Verantwortung, oder aus Reue gegeben wurde, machte natürlich den erfreulichsten Eindruck auf den Vicekönig; er bat Alvarez aufzustehn und sich seiner bleibenden Gunst versichert zu halten. Darauf übernahm er sogleich den Oberbefehl über das Fahrzeug und ließ es nach Tumbez steuern. Da ging er an das Land, pflanzte die königliche Standarte auf und erklärte, daß er sein von Sr. Majestät ihm übertragenes Amt, an dessen Verwaltung er durch Landesverräther verhindert worden sei, sofort wieder antrete. Viele Freiwillige aus San Miguel und Puerto Viejo sammelten sich unter seinen Fahnen. Darauf begab er sich nach Quito, versicherte sich des Beistandes Benalcazars und zog dann nach San Miguel, welches ihm zur Ausführung seiner ferneren Unternehmungen zweckmäßiger gelegen schien und auch wirklich lag. Er sah sich dort in wenigen Wochen an der Spitze von 500 Mann und machte einige glückliche Züge gegen einzelne Abtheilungen von Pizarro's Truppen, wodurch der Muth seiner Leute und sein Selbstvertrauen wuchs. Pizarro aber aber blieb nicht unthätig; er sah wohl ein, daß es nun auf Bestehn oder Untergehn ankomme. Nachdem er eine Besatzung in Lima zurückgelassen und dieselbe unter das Commando eines zuverlässigen Mannes gestellt hatte, schickte er 600 Mann auf dem Landwege nach Truxillo, schiffte sich am 4. März 1545 ein und stellte sich in

Truxillo an die Spitze seines Corps, und rückte gegen San Miguel vor. Dieß war vom Vicekönige verlassen worden, der sich dem Gebirge zugewandt hatte. Pizarro schickte ihm sogleich leichte Truppen unter Anführung Carbajals nach, welcher um Mitternacht die auf dem Rückzuge Begriffenen, jetzt aber Gelagerten erreichte. Die Trompeten weckten die Schlafenden. Diese sprangen auf, ordneten sich und Carbajal fand es nicht für gut, mit seiner kleinen Schaar den viel stärkeren Feind anzugreifen und zog sich auf das Hauptcorps zurück, nicht ohne einigen Verlust zu erleiden. Um so hitziger verfolgte er den Vicekönig in den folgenden Tagen; er nahm ihm einen Theil der Kriegsvorräthe, des Gepäcks und viele Maulesel ab und blieb ihm fortwährend auf den Fersen. Endlich erreichte Blasco Nunez die Wüste von Paltos, einen nach Norden sich ausdehnenden, von Waldströmen, Sümpfen und stehenden Gewässern, von Gehölz und von Schluchten durchzogenen Landstrich, wo für Roß und Mann nur unter den ärgsten Beschwerden durchzukommen war, und wo Einzelne vor Erschöpfung todt niedersanken. Die Lage des Vicekönigs, der nicht einmal der Treue seiner Hauptleute und seiner Soldaten gewiß war, wurde höchst beklagenswerth; auch die Verfolger litten; doch gab ihnen ihre Hoffnung auf den endlichen Sieg Stärke zum Widerstande. Nach unsäglichen Leiden erreichte der Virey Quito, verließ es aber bald wieder, da die Stimmung gegen ihn höchst unfreundlich war und eilte Pastos zu, um sich, wo möglich, mit Benalcazar zu vereinigen. Pizarro zog ihm auf dem Fuße nach und ereilte ihn bei Pastos. Aber der Feind hielt nicht Stand; er floh abermals und Pizarro sah sich genöthigt, um nicht mit Benalcazar in einen Kampf verwickelt zu werden, das Gebiet desselben zu verlassen und marschirte nach Quito, wo er seinen furchtbar erschöpften Truppen Ruhe gönnte und Verstärkungen an sich zog. Leider sah er sich genöthigt, Carbajal mit einem Theil seiner Macht nach dem Süden zu schicken, um einen Aufruhr zu stillen, welchen Einer

seiner Hauptleute, Diego Centeno, in La Plata angestiftet hatte.

Der Vicekönig war in Popaijan bei Benalcazar angekommen, wo er sehr freundlich aufgenommen wurde. Sein Corps, das unterwegs entsetzlich gelitten hatte, wurde wieder vollzählig gemacht und recrutirte sich durch Männer, welche an Kriegs-Erfahrungen nicht arm waren. — So vergingen mehrere Wochen; da ward Pizarro ungeduldig und ersann eine Kriegslist. Er brach von Quito auf unter dem Vorgeben, er wolle nach Süden ziehn, um die ausgebrochene Empörung stillen zu helfen und ließ den Ueberläufer Puelles mit einen kleiner Schaar in Quito zurück. Die Nachricht davon gelangte schnell nach Popaijan und eiligst verließ der Vicekönig die Stadt, (im Januar 1546,) den Weg nach Süden einschlagend. Kaum hatte Pizarro davon Kunde empfangen, als er umkehrte und sich wieder mit Puelles vereinigte; aber auch Blasco Nunez empfing Nachricht von dieser Umkehr, und wollte wieder nach Popaijan zurück. Da stellten ihm seine Officiere vor, daß eine Entscheidung nicht länger hinausgeschoben werden könne; jeder Rückzug entmuthige die Soldaten und sie würden später schlechter fechten, als jetzt. Der Vicekönig beachtete diese Vorschläge; zum Kampfe entschlossen, rückte er vor und traf auf Pizarro, der jenseits eines Waldstromes eine Stellung eingenommen hatte. Diese war so fest, daß Benalcazar dem Virey den Rath erheilte, in der Nacht dieselbe zu umgehen und dem Feinde in den Rücken zu fallen. Der Rath ward angenommen. Kaum war die Nacht angebrochen, als in aller Stille die Schaar, ihren Feldherrn an der Spitze, das Lager verließ, in welchem die Feuer entbrannten; — aber die Wege waren so schwer zu passiren, daß der Tag anbrach, bevor man an der richtigen Stelle angekommen war und daß der unglückliche Vicekönig sich gezwungen sah, den Plan des Angriffs aufzugeben und sich rasch nach Quito zu wenden, welches er nach einem sehr anstrengenden Marsche erreichte; dieß

war von Truppen ganz entblößt und die Soldaten des Vicekönigs benahmen sich als Feinde gegen die Einwohner, die allerdings auf die Seite des Mannes des Volks, des Pizarro, standen. — Am 18. Januar verließ Nunez die Stadt wieder, nachdem er eine feurige Anrede an seine Soldaten gehalten hatte, in welcher er sich auf Gott und sein Recht berief und den endlichen Sieg der guten Sache prophezeite, eine Rede, welche zu seiner Freude mit kräftigem und loyalem Zuruf von Seiten der Krieger beantwortet wurde.

Nach einem einstündigen Marsche traf das kampflustige Heer auf den Feind und ordnete sich zur Schlacht. Ein Haufen Schützen wurde vorgeschoben, das Gefecht einzuleiten. In das Centrum wurden die Lanzenträger gestellt, die Reiterei deckte beide Flügel des Bataillons. Der Vicekönig, an der Spitze von dreizehn ausgewählten Reitern, war auf dem rechten Flügel mit der königlichen Standarte. Die ganze kleine Armee war ungefähr 400 Mann stark. Pizarro, der ungefähr 700 Mann befehligte, hatte seine Truppen auf ähnliche Weise aufgestellt, verließ aber, trotz seiner Ueberzahl, seine feste Position nicht. Blasco Nunez schritt deßhalb zum Angriff; die Arquebusierer ließen ihre Büchsen donnern und ein dichter Qualm wälzte sich über das Blachfeld hin. Bald war das Gefecht im Gange. Der Kampf der Lanzenmänner war ein sehr blutiger; beide Theile stritten mit äußerster Erbitterung und mit festem Muthe, weil alle wußten, daß von dem Ausgange der Schlacht der Besitz des Reichs, das Schicksal der Anführer und jedes Einzelnen Glück abhing. Die Cavallerie des Vicekönigs machte eine so heftige Attake, daß die des Pizarro in Unordnung gerieth und sich aufgelöst zurückzog. Sieg! rief Nunez aus. Aber es war zu früh. Die Reiter sammelten sich, griffen an — und so folgte von beiden Seiten mehrere Male Rückzug und neues Anstürmen. Die Speere waren zersplittert und die Schwerter und Streitärte kamen an die Reihe. Nun währte es nicht lange, da war die durch die Märsche

abgemattete Cavallerie des Vicekönigs nicht mehr im Stande, kräftig zu widerstehn; Benalcazar sank, mit Wunden bedeckt, vom Pferde, sein tapferer Adjutant Cabrera war erschlagen, Alvarez, der tapfer mitgekämpft hatte, war tödtlich verwundet. Noch schlug sich der Vicekönig mit bewunderswürdigem Muthe; aber die Zahl seiner Begleiter schmolz immer mehr zusammen und er kämpfte zuletzt fast allein. Schon blutete er aus mehreren Wunden, da empfing er einen gewaltigen Streich durch eine Streitaxt an den Kopf und er sank vom Pferde. Unter seinem Waffenrocke trug er den Orden vom h. Jacob und daran erkannte man ihn; auf Anstiften des Puelles, der freilich den Virey am meisten zu fürchten hatte, wurde dem unglücklichen Manne durch einen indianischen Sklaven das Haupt vom Rumpfe getrennt. Ehe der tödtliche Schlag geführt wurde, öffnete Blasco Nunez seine Augen und erhob sie mit einem schmerzlichen Ausdrucke zum Himmel. Der abgeschlagene Kopf wurde auf eine Pike gesteckt und man entblödete sich nicht, schändlichen Mißbrauch mit demselben zu treiben.

Alles das geschah binnen kurzer Zeit. Die Schlacht schien gewonnen, aber das tapfere Fußvolk, jede Aufforderung, sich zu ergeben, mit Entrüstung zurückweisend, kämpfte noch mit großer Beharrlichkeit fort. Da lichteten die Kugeln der Schützen Pizarro's seine Reihen immer mehr, die Reiterei brach in die Züge und ritt sie nieder, oder zersprengte sie. Die Verfolgung währte nicht lange; Pizarro ließ durch die Trompeten Appell blasen, um dem Gemetzel Einhalt zu thun; die Truppen sammelten sich und stimmten ein Siegslied an.

Es ward ruhig auf dem Schlachtfelde, denn die Nacht bedeckte es mit ihren dunkeln Schleiern. Nur das Gestöhn der Verwundeten hörte man noch. Es waren Wenige, die mit Theilnahme auf dieselben hinblickten, Wenige, die ein innerer Schauder bei dem Gedanken ergriff: Landsleute, Brüder sind es, die dort in ihrem Blute liegen! Der gegenseitige Haß war zu tief

eingewurzelt, und die Geschichte lehrt überhaupt, daß kein Krieg blutiger ist, als der Bürgerkrieg, von Allen der verwerflichste und gräuelvollste!

Es war fast ein Drittheil der Mannschaft des unglücklichen Vicekönigs gefallen; nur Wenigen gelang die Flucht; ein Theil der Gefangenen, der, welcher zu den gegen den gemordeten Pizarro Verschworenen gehörte, wurde hingerichtet; Einige wurden nach Chili verbannt, die Meisten wurden zu Gnaden angenommen; Benalcazar, der mit Wunden bedeckt war, empfing Erlaubniß, in seine Provinz zurückzukehren, nachdem er versprochen hatte, die Waffen nicht wieder gegen den Sieger zu kehren; viele seiner Leute traten in Dienst des General-Capitains. Die Ueberreste des Vicekönigs wurden mit großen Feierlichkeiten in der Kathedrale von Quito beigesetzt; alle Officiere folgten dem Leichenzuge, auch Pizarro in tiefster Trauer. Bei jedem ähnlichen Falle, wo die Pizarro's den Leichen ihrer gefallenen Widersacher folgten, zeigten sie dieselbe schwere Bekümmerniß; Gott allein weiß, wie viel ihr Herz davon empfand.

Die Schlacht wurde die von Anaquito genannt. Der Tod des Vicekönigs wurde nichts weniger, als allgemein betrauert. Er hatte sich durch die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er die vom Kaiser gegebenen Gesetze zur Ausführung brachte, zu viele Feinde gemacht, und das unglücklichste war, daß es ihm durchaus an Gewalt fehlte, dem Gesetze Nachdruck zu geben. Einen standhaften Muth kann man ihm wahrlich! nicht absprechen; aber Beharrlichkeit kann in Eigensinn ausarten. Erwägt man noch, wie das Betragen des Blasco Nunez durchaus nicht von der Art war, daß es die Strenge verhaßter Maßregeln hätte mildern können, sondern daß es nur zu sehr das Gepräge des Hochmuths und der Nichtachtung jeder andern Autorität trug, so begreift man leicht, daß sein Fall nicht nur nicht betrauert, sondern daß die Nachricht davon fast überall mit wahrem Jubel

aufgenommen und daß der Name des Gonzalo Pizarro als der Gefeiertste in Peru mit Stolz und Freude genannt wurde.

Pizarro blieb längere Zeit in Quito und verfuhr im Ganzen sehr milde, milder wenigstens, als die Gegner es gefürchtet hatten. Er beschäftigte sich mit der Verwaltung des Landes, ergab sich aber auch den Genüssen eines lang entbehrten Wohllebens. Zu den Maßregeln seiner Verwaltung gehörte die Anlegung von Schulen zur Unterweisung der Indianer, besonders in den Wahrheiten der christlichen Lehre, die Vertheilung von Ländereien unter seine Soldaten, die Aussendung kleiner Trupps zu genauerer Erforschung noch unbekannter Landstriche, und zur Unterwerfung derselben, die regelmäßige Einziehung der der Krone zukommenden Steuern, und manches Andere, was ein sehr gutes Licht auf seine Regierung warf.

Im Juli 1546 verließ er Quito, nachdem er eine hinlängliche Besatzung zurückgelassen hatte, deren Befehlshaber Puelles war, und zog nach Süden. Sein Zug glich einem Triumphzuge; überall kam die Bevölkerung, gewöhnlich die Psalmen singende Geistlichkeit an der Spitze, ihm entgegen; in Lima wollte man sogar einige Häuser niederreißen, um einen neuen Weg zu seinem Einzuge zu öffnen, was der Gefeierte jedoch ablehnte; er zog nicht einmal hoch zu Roß ein, sondern ging zu Fuß, die Zügel seines Streitrosses in der Hand haltend, neben ihm ritten der Erzbischof von Lima und die Bischöfe von Cuzco, Quito und Bogota; Triumphbogen waren gebaut, mit Blumengewinden und bunten Teppichen waren die Häuser geschmückt; die ganze Bevölkerung war auf den Füßen und aus tausend und abertausend Kehlen erscholl wiederholt der Ruf: Heil dem Befreier! Heil dem Beschützer des Volkes! Dazwischen donnerten die Kanonen und eine rauschende Musik ertönte von den Plätzen und durch die Straßen. Ein feierliches Hochamt und ein Te Deum laudamus folgten. Gonzalo Pizarro war auf dem Gipfel seiner Macht und Peru lag zu seinen Füßen.

Die Freude des Siegers zu erhöhen, traf zu gleicher Zeit die Nachricht ein, daß der tapfere Carbajal die Empörung in der Provinz Charcas gestillt habe. In Cuzco hatte er Verstärkungen an sich gezogen und war dann ungesäumt an den Heerd des Aufruhrs geeilt; Centeno, der sich der ganzen Provinz bemächtigt hatte, wartete einen Zusammenstoß mit seinem furchtbaren Gegner nicht ab, sondern warf sich mit seinen Soldaten in das Gebirge. Aber er kannte seinen Feind nicht; Carbajal folgte ihm nach über Berge, Felsen, Meer und Wüste, durch Schluchten und Thäler *) über 100 Meilen weit; endlich war Centeno von allen Soldaten verlassen, die, wie Spreu, hiehin und dorthin gestoben waren; da verbarg er sich in einer verborgenen Höhle tief im Gebirge, und vertraute sich später der Treue eines Peruaners, der ihm einen sichern Zufluchtsort gewährte. Carbajal kehrte um, als kein Feind mehr zu überwinden war, stellte die Ordnung und Ruhe in der Provinz her und beutete eine ungemeine Silbermine in Potosi aus, die eben gefunden war, sandte auch einen beträchtlichen Theil des geförderten edeln Metalls nach Lima, wo es sehr willkommen war.

So war denn Pizarro Meister von ganz Peru, von Quito an bis Chili; mehr noch, vermittelst seiner Flotte, deren Admiral Pedro de Hücojosa war, wurde er nicht allein Meister der Südsee-Küste, sondern der Admiral hatte sich auch Panama's und, an der andern Seite des Isthmus, des wichtigen Hafens von Nombre de Dios, bemächtigt, und war da-

*) Prescott in seiner vortrefflichen Geschichte, der wir hier ausschließlich im Auszuge folgen, erinnert bei der lebendigen Beschreibung dieses Verfolgungszuges an die Worte unseres Bürger in der Lenore: und hurra, hurra, hop, hop, hop, ging's fort in sausendem Galopp, daß Roß und Reiter schnoben und Kies und Funken stoben. pag. 290 des Originals (London, Bentley.)

durch Herr des gewöhnlichen Zugangs von Spanien nach Peru geworden. Eine tapfere, kriegserfahrene Armee gehorchte den Befehlen des „Liberators“ und ein Schatz füllte sich durch den Ertrag der Minen von Potosi. Achtzig treue Krieger bildeten eine Leibwache um seine Person; er hielt täglich offene Tafel und sein offenes, ritterliches Benehmen erwarb sich selbst bei heimlichen Gegnern Gunst und Anerkennung.

In dieser Zeit ermunterten ihn seine nächsten Vertrauten vielfach, sich ganz von Spanien loszusagen, ein Königreich Peru zu stiften und eine eigene Dynastie zu gründen. An der Spitze derer, welche dieß lebhaft wünschten, stand Carbajal, der schon von Charcas aus dem Pizarro nach seinem Siege über den Vicekönig folgendes geschrieben hatte: „Sie haben, unerachtet der Kaiser einen andern ernannt hat, die höchste Gewalt in diesem Lande gewonnen. Sie sind wider die königliche Standarte in das Feld gezogen, haben den Repräsentanten Ihres Landesherrn angegriffen, geschlagen und seinen Tod zugelassen. O wähnen Sie nicht, daß ein Monarch solche Beleidigungen seiner Würde jemals verzeihen werde und daß die Hoffnung auf eine Aussöhnung übrig bleibt! Lassen Sie Ihr Schicksal nicht länger von der wandelbaren Gunst irgend eines Andern abhängen! Eignen Sie sich Selbst mit starker Hand die Oberherrschaft über ein Land zu, zu dessen Beherrschung Ihre Familie ein Recht hat, welches sich ebensowohl auf die Entdeckung, als auf die Eroberung desselben gründet! In Ihrer Macht steht es, durch freigebige Schenkungen von Ländereien und Indianern, durch Gründung eines Adelstandes, durch Verleihung von Ehren und Würden, denen gleich, welche in Europa die Lockspeise für so Viele werden, jeden Spanier von Ansehen auf Ihre Seite zu ziehn! Stiften Sie Ritterorden, den spanischen ähnlich und belohnen Sie durch Verleihung der Orden ihre verdienten Officiere! Freilich dürfen Sie nicht allein an Ihre Landsleute denken. Bestreben Sie Sich, das Vertrauen, die Liebe der Eingeborenen zu gewin=

nen! Vermählen Sie Sich mit der Coya, der Tochter der Sonne, die das nächste Erbrecht auf die Krone hat, und Sie werden die Peruaner dazu bewegen, sich aus Ehrerbietung für ihren Regentenstamm mit den Spaniern zur Aufrechthaltung Ihrer Macht zu verbinden. Dann werden Sie zugleich an der Spitze der Eingeborenen und der Spanier tn Peru der Gewalt des Mutterlandes trotzen und da dasselbe nur kleine Abtheilungen von Soldaten senden kann, diese mit leichter Mühe vernichten!" *)

So hatte Carbajal geschrieben und auf ähnliche Weise redete Cepeda, der Oberrichter, jetzt der vertraute Freund des General-Capitains; er strengte alle seine Beredtsamkeit an, um zu beweisen, daß alle Gründer großer Reiche aller Zeiten, weder durch den Adel ihres Geschlechts, noch durch die Gültigkeit gesetzlicher Ansprüche, sondern durch ihre Tapferkeit und Kühnheit, durch die Macht ihres Schwertes und durch ihre persönlichen Verdienste sich emporgeschwungen hätten. Auch Cepedo wieß darauf hin, daß Pizarro viel zu weit gegangen wäre, als daß an eine Aussöhnung mit der Krone gedacht werden könne; vorwärts! müsse jetzt das Losungswort sein; Zögern würde zum Verderben führen. — Der Rath war klug, aber er war gegen alle göttliche und menschliche Ordnung. Pizarro folgte ihm auch nicht, — obwohl zu seinem persönlichen Unheil.

„Ich will kein Empörer sein," erwiederte er, wenn auch geschmeichelt von dem, was er hörte, „ich bin und bleibe ein Unterthan meines Kaisers; ich hoffe aber, Sr. Majestät wird mich in meinen Würden bestätigen; wird diese Hoffnung erfüllt, so werde ich glücklich sein und werde Alles thun, um meine Verwaltung gesegnet zu machen!" — Er sandte einen getreuen Ober-

---

*) Robertsons Geschichte Bd. 2. S. 283.

officier nach Spanien, welcher dem Kaiser einen genauen Bericht über das Geschehene abstatten, um eine allgemeine Amnestie bitten und dahin wirken solle, daß die Regierung ihn in seiner jetzigen Stellung als General-Capitain oder als Vicekönig bestätige.

---

# Dreizehnter Abschnitt.

---

## Pedro de la Gasca. Pizarro und Centeno. Gasca und Pizarro.

Die ersten Nachrichten über die neuen Umwälzungen in Peru gelangten zu einer Zeit nach Spanien, wo Kaiser Karl sich in Deutschland befand, um die durch das Bündniß zu Schmalkalden vereinigten Fürsten, welche sich dem Werke der Reformation angeschlossen und dasselbe mit Gut und Blut zu vertheidigen sich verpflichtet hatten, zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Der Schmalkaldische Krieg war nach Luthers Tode ausgebrochen und meine Leser kennen den, durch die Schlacht bei Mühlberg herbeigeführten, Ausgang derselben, welcher für die verbündeten Fürsten so unglücklich war, aber den Fortschritt des großen Werkes nicht hemmen konnte. Der Kaiser hatte seinem Sohne Philipp die Regentschaft während seiner Abwesenheit übertragen und dieser, so wie der Rath von Indien, gerieth in die äußerste Bestürzung, als, wenn gleich anfänglich mehr durch Gerüchte, denn durch sichere Botschaft, die Kunde von der Auflehnung gegen den Vicekönig und gegen die, von der Krone erlassenen Verordnungen, von dem Unternehmen Gonzalo Pizarro's, von der Verhaftung des Vicekönigs u. s. w. einlief. Die öffentliche Meinung wandte sich allgemein gegen die Räthe, welche solchen Maßregeln, wie sie dem Virey empfohlen waren, ihre Zustimmung ertheilt hätten und ganz Spanien kam in Bewegung, indem man Peru für verloren ansah. Philipp, der zu Valladolid residirte,

rief sogleich einen aus den erfahrensten Räthen und Prälaten, so wie Feldhauptleuten bestehenden hohen Rath zusammen, der über die betrübenden Ereignisse sein Urtheil abgeben und Mittel vorschlagen sollte, dem unerträglichen Zustande in Peru ein Ende zu machen.

Anfänglich erschien das Benehmen Pizarro's so furchtbar ungesetzlich, so sehr allem Gehorsam gegen die Obrigkeit zuwiderlaufend, daß Minister und Räthe darauf drangen, ihn und seine Anhänger sofort für Landesverräther zu erklären und sie mit exemplarischer Strenge zu bestrafen. Als man aber die Mittel erwog, durch welche man solchen Beschlüssen werde Nachdruck geben müssen, als man bedachte, daß der Kern des spanischen Heeres anderweitig beschäftigt war, daß es an Geld fehlte, neue Truppenmassen anzuwerben, einzuüben und sie über den atlantischen Ocean zu schaffen, — da verrauchte der Zorn etwas und man fing an, milderen Vorschlägen Gehör zu geben. Diese gewannen um so mehr Raum, als man vernahm, die Flotte, Panama, Nombre de Dios sei in der Gewalt Pizarro's; auf diesem Wege war es nun gar nicht möglich, ein Truppencorps nach Peru zu schaffen, und ein Versuch zu Lande, durch Neu-Granada und die Provinz Popaijan, auf öden, von wilden Stämmen umschwärmten, fast unwegsamen Straßen ein Heer in Peru eindringen zu lassen, schien noch weit bedenklicher und gefahrvoller. Der Weg nach der Südsee aber, der durch die Magelhaenische Straße führte, war so unsicher und damals noch so wenig bekannt, daß man sich auf eine Unternehmung, welche von einer so weiten und so vielen Zufällen unterworfenen Seereise abhing, gar nicht einlassen konnte. Es blieb also nichts übrig, als einen versöhnlichen Weg einzuschlagen.

Man beschloß also, abermals einen, mit dem viceköniglichen Ansehn bekleideten, mit allen Vollmachten wohl versehenen Mann nach Peru zu schicken und nach langem Erwägen fiel die Wahl auf einen Geistlichen, auf Pedro de la Gasca. Dieser, in

einem kleinen Castilianischen Dorfe, Barco de Avila, geboren, war frühzeitig in das, von Cimenes gegründete, Seminar zu Alcala de Henares gekommen, wo er sich bald durch Fleiß mit Fortschritte auszeichnete, so daß er es bis zum Magister der Theologie brachte. Aber bei einem in der Nähe entstandenen Aufruhr bewieß er auch eine große Geistesgegenwart und einen männlichen Muth, so daß er, da er Beides im Interesse der Regierung zeigte. die Aufmerksamkeit derselben auf sich zog. Bald darauf kam er nach Salamanca, wo er die höchsten Würden der Theologie empfing, dann sich in der Verwaltung geistlicher Geschäfte auszeichnete und zum Mitgliede des Inquisitions-Collegiums ernannt wurde. Als solches wurde er 1540 nach Valencia geschickt, um einige, in der Gegend im Schwange gehende Ketzereien zu untersuchen. Dabei bewies er so vielen Scharfsinn und eine so seltene Unparteilichkeit, daß er von den Cortes in Valencia zu dem wichtigen und hohen Posten eines Visitator des Königreichs berufen wurde; als solcher führte er die Aufsicht über die Gerichtshöfe der Provinz. Auch in dieser Stellung bewieß er sich höchst tüchtig; eine noch größere Aufmerksamkeit zog er auf sich, als besonders durch seine weisen Rathschläge und durch seine Wachsamkeit Angriffe verhütet wurden, welche der gefürchtete Barbarossa an der spanischen Küste zu machen drohte, und als einige wirkliche Versuche der Landung und des Raubes, welche er wagte, mit großem Nachtheil für ihn zurückgewiesen wurden. — Dieser Mann nun, dessen gesetzliche, rechtschaffene Gesinnung, dessen Unerschrockenheit und Muth nicht zu bezweifeln waren, der damit eine große Milde und Freundlichkeit in seinem Benehmen verband, wurde gewählt, die unglücklichen Verhältnisse in Peru zu ordnen.

Der Kaiser bestätigte diese Wahl und schrieb eigenhändig an Gasca, daß er hoffe, der Mann, der bisher in seinem ganzen Verhalten Mäßigung, Scharfsinn und Festigkeit gezeigt und große Erwartungen erregt habe, werde das in ihn gesetzte Vertrauen

gewiß rechtfertigen. Nach einigem Zögern nahm Gasca den an ihn ergangenen Ruf an, verlangte aber von der Regierung, daß man ihm eine ausgedehntere Vollmacht ertheilen solle, als den Vicekönigen bisher gegeben war. Das konnte die Regierung nicht bewilligen und Gasca schrieb deßhalb direct an den Kaiser. Er stellte ihm alle Gründe vor, weßhalb er eine größere Gewalt, als die bisher bewilligte, erbitte; er sagte dabei, man habe ihm ein Bisthum angeboten, damit er in einem höheren Glanze erscheinen könne, er habe es aber abgelehnt; er verlange auch keinen besonderen Jahrgehalt für seine Dienste; als ein Friedensbote wolle er in seinem schlichten Chorrocke und mit dem Brevier, ohne Soldaten, nur mit einigen Dienern kommen; aber die Rücksicht auf das eigene Interesse des Kaisers erfordere eine gnädige Erhörung seiner Bitte. Der Kaiser erfüllte dieselbe ohne Weiteres. Unter dem 16. Februar 1546 schrieb er ihm, daß er alle seine Forderungen bewillige, und so wurde Gasca unter dem bescheidenen Titel: Präsident der Königlichen Audienza an die Spitze aller bürgerlichen, militärischen und richterlichen Angelegenheiten in Peru gestellt; er empfing die Gewalt, neue Repartimientos (Länderei-Vertheilungen) zu machen und die schon geschehenen zu bestätigen; er hatte das Recht, Krieg und Frieden zu erklären, Stellen zu besetzen und von Stellen zu entsetzen, eine Amnestie zu bewilligen, auch allen Denen, welche bei der letzten Empörung betheiligt gewesen waren; — kurz unter einem wenig sagenden Titel besaß er die ganze Königliche Autorität.

Er wußte diese Zeichen eines unbedingten Vertrauens seines Landesherrn zu würdigen und gelobte sich, demselben zu entsprechen. Am 26. Mai 1546 reiste er ab, ohne große Geldmittel, ohne Truppen, um die gefährlichste Empörung zu dämpfen. Auf dem Schiffe, das ihn in die neue Welt trug, befand sich Alonzo de Alfarado, welcher lange Zeit unter Franzisko Pizarro befehligt hatte und deßhalb mehr als mancher Andere

befähigt schien, bei Unterhandlungen mit Gonzalo gute Dienste zu leisten.

In der Mitte des Julius landete er nach einer glücklichen Seefahrt in den Hafen von Santa Martha; da erst empfing er Nachricht von der Schlacht bei Anaquito, vom Tode des Virey und von der Herrschaft des Pizarro, so wie von den Anordnungen, welche derselbe zur Beruhigung des Landes getroffen hatte. Von Santa Martha begab er sich nach Nombre de Dios. Da fand er den Hernan Mexia, einen angesehenen Officier, welchen Pizarro mit einer starken Truppen-Abtheilung in die Stadt geschickt hatte, damit er der Landung jeder feindseligen Macht sich widersetze. Allein Gasca erschien in einem so friedlichen Aufzuge, mit einem so schwachen Gefolge, mit einem so wenig bedrohlichen Titel, daß er keine Furcht erregte, vielmehr sehr höflich aufgenommen wurde. Nach einigen Unterhaltungen des Präsidenten mit Mexia, in welchen der Erstere den Zweck seiner Sendung auseinander setzte, wurde der Letztere ganz für die königliche Sache gewonnen und erklärte, daß er mit Freuden zu dem guten und friedlichen Werke mitwirken wolle, welches Gasca betreiben werde. Er glaubte dadurch um so weniger dem Pizarro ungetreu zu werden, als er mehrere Male die Ueberzeugung aussprach, daß auch Pizarro sich der Regierung ohne Weiteres unterwerfen werde.

Nachdem Gasca schon hier einen guten Boden gewonnen hatte, begab er sich nach Panama um den Gouverneur der Provinz und Admiral der Flotte, Hinojosa auf ähnliche Weise sich geneigt zu machen und zur Annahme seiner Vorschläge zu bewegen. Er stellte auch ihm vor, daß er von ihrem gemeinsamen Landesherrn als ein Bote des Friedens, nicht als ein Werkzeug der Rache gesandt sei, daß er allen Beschwerden abhelfen, Ordnung und Gerechtigkeit in die Verwaltung einführen, und allen, die sich der Krone unterwürfig zeigten, Verzeihung alles Vergangenen anbieten werde. Seine Sanftmuth, seine

Offenheit, sein ungekünsteltes Benehmen, die Heiligkeit seines Berufes gaben seinen Erklärungen Gewicht und das Gepräge der Wahrhaftigkeit. Hinojosa, ein sehr kluger und gebildeter Mann, zeigte sich mit diesen Erklärungen im Ganzen sehr einverstanden, verlangte aber doch die Vollmachten des Präsidenten zu sehn und befragte denselben, ob er den Befehl habe, Pizarro in seiner gegenwärtigen Stellung zu belassen und zu bestätigen.

Der Präsident antwortete ihm, daß er ihm die volle Wahrheit gesagt habe, daß aber die Zeit noch nicht gekommen sei, seine Vollmachten zu zeigen, er könne überzeugt sein, daß er das Recht habe, die Zukunft jedes treuen Dieners der Krone sicher zu stellen. Damit war Hinojosa nicht zufrieden, meldete dem General-Capitain sofort die Ankunft des Gasca und schrieb zugleich, er sei fest überzeugt, daß derselbe n i c h t komme, um Pizarro in seiner Stellung zu bestätigen. — Mit demselben Schiffe, mit welchem dieses Schreiben abging, reiste auch ein Dominikaner-Mönch ab, der ein Manifest des Präsidenten mit sich nahm, in welchem die Aufhebung der bekannten unglücklichen Verordnungen, die Versicherung eines Generalpardons und die Aufforderung an alle Prälaten und Obrigkeiten enthalten war, zur Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung und des königlichen Ansehns mitzuwirken. Dieß Manifest verbreitete der Dominikaner, nicht ohne Gefahr, an vielen Städten Peru's und es blieb nicht ohne Wirkung. Zwar ward eigentlich nicht mehr angeboten, als man schon besaß, aber der Besitz schien viel gesicherter, wenn er durch die Krone verbürgt wurde, als durch einen Pizarro.

Gasca gewann durch die Macht seiner Rede viele angesehene Männer in Panama und als er auch hier festen Fuß gefaßt hatte, schrieb er an Pizarro nach Lima und legte ihm einen Brief Kaiser Karl's bei, in welchem weder Tadel des Vergangenen, noch Hoffnung auf Zukünftiges enthalten, sondern dem Pizarro nur angezeigt war, Gasca komme in Namen des Kaisers und werde mit Pizarro gemeinsam dahin arbeiten, Ord=

nung und Gesetzlichkeit wieder herzustellen. Aehnlich lautete der Brief des Präsidenten. Es wurde darin gesagt: alles was von der Krone, dem Vice-Könige gegenüber, durch die Spanier in Peru gefordert sei, habe der Kaiser bewilligt; der frühere Zustand, welcher manche gewaltsame Maßregel herbeigeführt habe, sei als ein vergangener zu betrachten und es blieb dem Pizarro und seinen Anhängern jetzt nur übrig, ihre Treue und die Gesetzmäßigkeit ihrer Gesinnung der Krone durch Gehorsam zu bezeugen. Das möchten sie doch ja thun, damit Jedermann erkenne, daß sie Alles, was sie gethan, nicht aus Selbstsucht, sondern aus wahrer Liebe zu ihrem Vaterlande gethan hätten. — An Cepeda, dessen Einfluß auf Pizarro Gasca kannte, ging ein ähnliches Schreiben ab. Der Ueberbringer dieser Briefe war ein eifriger Anhänger des Präsidenten, mit Namen Paniagua, dem zugleich Manifeste und Briefe zur Vertheilung in Lima mitgegeben wurden.

Als die ersten Nachrichten Hinojosa's in Lima ankamen, welche die Landung des Präsidenten und seine Ankunft in Panama meldeten, fühlte Pizarro sich nicht angenehm berührt; er sann hin und her und berathschlagte mit seinen Freunden, was zu thun sei und blieb endlich dabei stehn, eine Gesandtschaft nach Spanien zu schicken, welche aus dem Bischofe von Lima, Lorengo de Aldana, einem Günstlinge Pizarro's und einigen Cavalieren bestand und nochmals nach genauer Darlegung der Sachverhältnisse um Bestätigung Pizarro's in seinem Amte bitten sollte. Zugleich ging ein Schreiben vieler angesehener Einwohner von Lima an den Präsidenten ab, in welchem sie ihn zu seiner Ankunft in Panama Glück wünschten, aber bedauerten, daß er zu spät gekommen sei; jetzt sei Alles wohlgeordnet und genösse unter Pizarro's Herrschaft vollkommene Ruhe; eine Gesandtschaft nach Castilien sei unterwegs, nicht um für Pizarro Verzeihung zu erbitten, denn es sei kein Verbrechen begangen, sondern um Se. Majestät zu ersuchen, den Mann an der Spitze des Staats

zu belassen, der denselben am Besten zu leiten verstehe. Die Gegenwart des Präsidenten in Peru könne, nach ihrer festen Ueberzeugung, nur dazu dienen, von Neuem die Saat des Unfriedens auszusäen und das Land in abermaliges Unglück zu stürzen; ja sie leugneten es nicht, daß sein Leben in großer Gefahr schwebe, wenn er weiter nach Süden vordringe. — Dieß Schreiben war vom 14. Octbr. 1546. — Man behauptet, Aldana habe bedeutende Summen zur Bestechung Gasca's empfangen und den Befehl, wenn sie nicht angenommen würden, den Präsidenten unschädlich zu machen. Ob diese Befehle von Pizarro, oder von dem intriguanten Cepeda ausgegangen sind, läßt sich nicht genau angeben.

Als Aldana in Panama angekommen war und mehrere Besprechungen mit dem Präsidenten gehabt, auch den ganzen Umfang der Vollmachten desselben kennen gelernt hatte, änderte sich plötzlich seine ganze Ansicht der Verhältnisse. Er ward, wenn man so sagen darf, zum Verräther an Pizarro, gab die Gesandtschaftsreise auf, versprach dem Präsidenten seine Unterstützung und schrieb einen Brief nach Lima, in welchem er seinen Treubruch entschuldigte, und Pizarro bat, seinem Beispiele zu folgen.

Hinojosa folgte demselben sogleich; er unterwarf sich der Krone, nahm die dargebotene Vergessenheit des Vergangenen an und überlieferte am 19. November dem Präsidenten die Flotte, nachdem einige begeisterte Anhänger des Pizarro von den Schiffen entfernt worden waren. Andere thaten, wie Hinojosa und Aldana, und Gasca gewann die Ueberzeugung, daß seine Sendung endlich mit dem günstigsten Erfolge gekrönt werden würde. Aber wer mag den Zorn, die Erbitterung beschreiben, die in Gonzalo Pizarro's Seele entstand, als er die Kunde von dem Abfalle seiner Getreuen, von dem Verluste der Flotte und bald darauf auch von der Klugheit und Thätigkeit empfing, mit welcher der Präsident seinen Vortheil zu benutzen wußte.

Dieser sammelte mit großer Schnelligkeit ein Heer und sparte dabei weder Gold noch Versprechungen; nach Guatemala und Mexico, an Benalcazar und Andere gingen in sehr entschiedenem Tone gehaltene Sendschreiben ab, in denen sie um Unterstützung ersucht wurden; Aldana, der seine neue Treue bekräftigen sollte, wurde mit einigen Fahrzeugen nach Süden gesandt, um in der Nähe von Lima zu kreuzen, diejenigen zu beschützen, welche der Sache des Königs sich zuwenden würden und Jeden aufzunehmen, der bedrängt wäre, oder offen gegen die Aufrührer zu kämpfen wünsche. Auch diese Maßregel war von Erfolg, wie jede, welche der kluge, bedächtige Präsident einschlug. Nicht Wenige, welche das Manifest lasen, neigten sich der königlichen Sache zu und obwohl eine offene Darlegung dieser Hinneigung nicht von Allen gewagt wurde, weil sie die Gewalt Pizarro's scheuten, so waren doch Manche, die nur auf eine gute Gelegenheit warteten, wo sie ohne große Gefahr sich für die Krone erklären könnten.

Und Pizarro? — Paniagua überbrachte ihm die Sendschreiben; er ging mit seinen Vertrauten zu Rathe, mit Cepeda und mit dem tapfern Greis Carbajal, welcher nach Lima zurückgekehrt war. Der Letztere war dies Mal für eine gütliche Ausgleichung. „Die königliche Gnade ist anzunehmen“, sagte er; „wer sie bringt, dem will ich den Weg in die Hauptstadt mit Gold- und Silberbarren pflastern!“ — Cepeda, der als offenbarer Verräther an dem Vicekönige gar keine Hoffnung auf Begnadigung hegte, war anderer Ansicht. Trauet dem listigen Pfaffen nicht, sprach er; er verspricht Alles und wenn er die Gewalt in Händen hat, wird er nichts halten! — Seine Ansicht drang leider durch. Paniagua ward zurückgesandt; die angebotene Gnade ward verschmäht; Kampf sollte entscheiden.

Traurige, schmerzliche Erfahrungen sollte Pizarro machen. Die Nachrichten von dem Abfalle Vieler seiner Anhänger, die er für treu und durch Wohlthaten auf immer an sich gekettet hielt,

von dem Abfall ganzer Colonieen und Städte im Norden häuften sich; in Quito ward Puelles ermordet; in der Nähe von Cuzco war Centeno aus den Gebirgen gedrungen, wo er, wie wir erzählten, bei einem angesehenen Indianer in Verborgenheit gelebt hatte, war als Verfechter der Sache des Königs aufgetreten, hatte einen Haufen Krieger um sich gesammelt, die Stadt der Inca's zur Nachtzeit überfallen, sich ihrer bemächtigt und ließ die königliche Standarte von den Thürmen wehen, dann war er nach Charcas gezogen, hatte sich mit den dortigen Truppen vereinigt und nun ungefähr 1000 Mann stark, eine Stellung am See Titicaca genommen, nur auf eine Gelegenheit wartend, dem Pizarro entgegenzutreten. Dieser ergrimmte, als er von dem Allen hörte; aber sein Muth blieb ungebeugt; er schrieb allen noch treu gebliebenen Hauptleuten, ihm so bald als möglich ihre Truppen zuzuführen; er übte seine Soldaten ein, versah sie mit allem Erforderlichen und blickte mit großen Hoffnungen auf die tausend trefflich gerüsteten und erfahrenen Krieger hin, welche Carbajal, dieser wackere Heerführer, ihm zur Musterung vorstellte.

Um auch seinem Widerstande einen Schein des Rechts zu geben, welcher freilich nur Unerfahrene täuschen konnte, ließ er durch Cepeda, welcher bald in kriegerischer Rüstung unter den Truppen erschien, bald im Gewande des Richters fungirte, dem Gasca, dem Hinojosa und Aldana den Proceß machen, ließ sie der Verrätherei gegen das Reich Peru anklagen und zum Tode verurtheilen. — Aber auch in Peru erhenkte man nur Die, welche man in seiner Gewalt hatte, und das Ganze war eine Posse. — Gerade zu dieser Zeit landete Aldana in Callao und seine Aufforderungen blieben nicht ohne Erfolg; von Neuem fielen Mehrere von Pizarro ab und dieser beschloß, Lima zu verlassen und nach Arequipa zu gehn; er zog auch wirklich mit seinen Truppen ab; als er in Arequipa ankam, hatten diese sich durch Desertion um die Hälfte vermindert. Aber, rief er aus, auch

mit diesen 500 will ich Meister von Peru bleiben, so sie mir getreu sind! — Sein Muth verließ ihn nicht.

Aldana nahm im Namen des Kaisers von Lima Besitz. Am 10. April 1547 verließ der Präsident mit der Flotte Panama; anfangs ging die Fahrt glücklich von Statten, bald aber folgten Stürme auf Stürme, Gewitter auf Gewitter. Die Fahrzeuge wurden hin und her geschleudert, die Wogen schlugen über dieselben hin und auch die ältesten Seeleute wußten sich ähnlicher Orcane nicht zu erinnern. Sie baten dringend, man mögte umkehren und zu günstigerer Zeit die Fahrt wieder beginnen; aber der Präsident wollte die Erlaubniß dazu nicht ertheilen. Ich bin bereit zu sterben, sagte er, aber nicht umzukehren. Man bestimmte durch Signale die Insel Gorgona zum Sammelplatze für die Schiffe, von denen Jedes versuchen sollte, wie es am besten durchkäme; da langten auch fast alle Fahrzeuge nach und nach an, jedes durch die Wellen äußerst beschädigt. Der Präsident begab sich bald wieder auf die Fahrt und landete am 13. Juni im Hafen von Tumbez, wo er mit Jubel aufgenommen wurde. Auch empfing er daselbst eine Menge Anerbietungen von Cavalina aus dem Innern des Landes, die er sämmtlich nach Coxamalca beorderte, wo der allgemeine Sammelplatz sein sollte. Er selber ging mit einer kleinen Schaar Reiter nach Truxilo und von da in das fruchtbare Thal von Xauxa, wo eine nicht unbedeutende Zahl Bewaffneter theils von der Küste her, theils aus dem Norden zu ihm stieß. Auch empfing er hier eine Botschaft von Centeno, welcher ihm meldete, er habe die Pässe besetzt, durch welche Pizarro marschiren wolle und sei gewiß, daß dieser Aufrührer bald in seine Hände fallen werde. Alles vortreffliche Nachrichten. Glücklicher, als es bis dahin gegangen war, konnte es unmöglich gehn; was Gasca begonnen hatte, war gelungen und Jeder betrachtete ihn als ein Schooßkind des Glückes. Schon sah die Mehrzahl den Krieg so gut als beendigt an,

obwohl kaum ein Schwert gezogen war. Doch sollte noch Manches vorhergehn, bevor das Ziel erreicht wurde.

Pizarro verließ plötzlich Arequipa mit dem Entschlusse, Peru ganz zu räumen und sich in Chili festzusetzen. Als er die Gebirgspässe überschreiten wollte, ward ihm gemeldet, Centeno halte dieselben mit einer, der Seinigen um das doppelte überlegenen Macht besetzt. Unterhandlungen wurden eingeleitet, während das kleine Truppencorps dem See Titicaca sich näherte. Der Abgesandte Pizarro's erinnerte den Centeno an ihre früheren freundschaftlichen Verhältnisse, sagte, Pizarro sei nicht gesonnen, ihn anzugreifen; man solle nicht unnöthig Blut vergießen, unter den jetzigen Umständen liege den Anrückenden nur daran, Peru ruhig verlassen zu können; sie bäten also nur um freien Paß zum Durchmarsche. — Centeno antwortete in freundlichen Worten — dem Scheine nach; er sagte, sein Herz sei fern von allem Groll gegen seinen früheren Freund, aber es komme hiebei auf seine persönlichen Gefühle nicht an, denn er stehe im Namen des Kaisers auf seinem Posten und dürfe denselben nicht aufgeben; wolle aber Pizarro die Waffen niederlegen und sich ihm überlassen, so versichere er auf sein heiliges Wort, daß er allen seinen Einfluß aufbieten werde, ihm eben so günstige Bedingungen zu verschaffen, als sie ihm selber zu Theil geworden seien. — Pizarro brach sogleich nach Empfang dieser Nachrichten aus seinem Lager auf und hoffte durch einen schnellen Marsch nach H u a r i n a einem feindlichen Zusammentreffen entgehn zu können; aber der Verrath war auch hier thätig; Centeno empfing Kunde von diesem Vorhaben, änderte schnell seine Stellung, machte einen Seitenmarsch und als der Vortrab Pizarro's sich dem Städtchen näherte, traf auch der Centeno's ein; beide Theile campirten einander gegenüber und erwarteten den Morgen, um den entscheidenden Kampf zu beginnen.

Welche Gefühle bewegten die Seele Pizarro's in der Nacht vor diesem Kampfe! Er blickte zurück auf seine Brüder und

seine Thaten von dem Augenblicke an, wo sie ihren Fuß nach Peru gewandt hatten; er gedachte der getragenen Beschwerden, der unaussprechlichen Mühseligkeiten, die er überwunden; aber sein Gewissen erinnerte ihn auch an die vielen ungesetzlichen Schritte, die er gethan und er stellte sich ernstlich die Frage auf, ob es doch nicht gerathener sei, jetzt noch sich zu unterwerfen und mit einem bescheideneren Loose sich zufrieden zu zeigen; aber theils die Besorgniß, daß man ihm nicht Wort halten werde, theils ein falsches Ehrgefühl hinderte ihn, einen Weg einzuschlagen, den er schon unter günstigeren Umständen verworfen hatte und er beschloß, die Entscheidung Gott zu überlassen und lieber von dem Schwerte eines Feindes sich durchbohren zu lassen, als feige und nachgiebig zu erscheinen.

Die Morgensonne spiegelte sich in den vom Winde leicht gekräuselten Wellen des Sees; die Ruhe, die auf seinen Ufern lag, wurde durch den Schall der Cymbeln und Trompeten unterbrochen; die Truppen stellten sich auf und zogen sich zum tödtlichen Zusammentreffen auf die Ebene von Guarina hin, die auf der einen Seite vom See, auf der andern von einem Höhenzuge der Anden begrenzt wurde. Die Schaar Centeno's, aus 250 Reitern und ungefähr 750 Mann Fußvolk bestehend, von denen die Ersteren trefflich beritten und bewaffnet waren, das Letztere aber nur 150 Schützen und sonst viel zusammengelaufenes Volk zählte, — war so geordnet, daß die Infanterie im Mittelpunkte Eine Linie bildete, die Reiterei aber auf beiden Flanken marschirte, eine Ordnung, welche wir, mit geringen Veränderungen, fast überall in diesen Bürgerkriegen gefunden haben. Centeno war in den letzten Tagen sehr krank gewesen, konnte das Roß nicht besteigen und ließ sich in einer Sänfte tragen; nachdem seine Truppen aufgestellt waren, entfernte er sich eine Stunde vom Schlachtfelde. Man wird hiebei lebhaft an Almagro erinnert. Ehe das Gefecht begann, erschien noch der Bischof von Cuzco, Solano, bewaffnet und

mit Gefolge, — wie er denn auch am Kampfe Theil nahm, — ritt durch die Reihen, ein Crucifix tragend, segnete die Krieger ein und ermahnte sie mit kräftigen Worten, ihre Schuldigkeit zu thun. — Viele Männer, die jetzt Speer und Schwert gegen Pizarro erhoben, hatten einst unter seinem Banner gefochten und Leid und Freude mit ihm getheilt.

Pizarro hatte dem feindlichen Heerhaufen kaum 480 Mann entgegenzustellen, darunter nur 85 Reiter, welche in Einer Schwadron auf den rechten Flügel gestellt wurden. Seine Stärke — und seine Siegeshoffnung beruhte auf seinen Schützen, die 350 Mann zählten, unter Carbajals Kommando standen und ohne Widerspruch die tapferste, kriegserfahrenste Truppe in ganz Peru bildeten. Ihre Waffen waren in ganz vorzüglichem Zustande, die Meisten führten zwei Büchsen; ihre Treue war unerschüttert geblieben; sie hingen mit hoher Achtung und Liebe an ihrem heldenmüthigen Führer Carbajal, der sie schon so oft zum Siege geführt hatte. Auf der linken Flanke neben ihnen wurden die Lanzenträger aufgestellt, weniger um selbst angriffsweise zu verfahren, als um die Angriffe der überlegenen Reiterei von den Arquebusierern abzuhalten. — An der Spitze der Reiter, auf hohem Roß emporragend, prachtvoll gekleidet und bewaffnet, ritt Gonzalo Pizarro.

Als beide Corps sich ungefähr auf 600 Schritte nahe gekommen waren, machten sie Halt. Carbajal wünschte seine Stellung nicht aufzugeben, da das Feld ganz zum Manoeuvriren seines Bataillons geeignet war; da aber der Feind keine Miene machte, weiter vorzurücken, so ließ er einen kleinen Schwarm Tirailleurs heraustreten und dem Feinde entgegengehn; dieser folgte mit einer gleichen Maßregel nach und damit wurde nichts ausgerichtet. Die Tirailleurs wurden deßhalb zurückgezogen, — wieder von beiden Seiten. Nun rückte Carbajal abermals etwas vor, in Hoffnung, der Feind werde nicht wieder Halt machen, sondern sich von seinem Ungestüm und seinem Zutrauen auf seine Ueber=

zahl fortreißen lassen, und machte dann einen abermaligen Stillstand; und wirklich gelang seine Kriegslist. Obwohl die feindlichen Officiere ihre Leute zurückhalten wollten, so ließen diese sich um so weniger dazu bewegen, als ein halb wahnsinniger Mönch, Domingo Ruiz, ein Crucifix schwingend, ihnen zuschrie: drauf und dran, hussah! jetzt ist's Zeit! vorwärts auf den Feind! Sie liefen an und geriethen dabei in solche Unordnung, daß die Lanzenträger sich unter einander verwundeten und daß eine Salve, welche die Schützen gaben, indem sie vorwärts eilten, ohne alle Wirkung blieb. — Das Bataillon Carbajals stand ruhig; der Anführer gab ihnen den Befehl, die Anstürmenden unbeweglich zu erwarten und nach dem Gürtel zu zielen, damit der Schuß nicht zu hoch gehe; als nun der eilige Feind auf hundert Schritte heran war, kommandirte Carbajal: Feuer! Die Salve brachte eine solche Wirkung hervor, daß über hundert der Vordringenden getödtet und eine noch größere Zahl verwundet wurde. Die Unordnung vermehrte sich; die Schützen ergriffen die zweiten geladenen Büchsen, die sie trugen und donnerten eine nochmalige Salve in den schon wankenden und sehr stutzig gewordenen Feind. Dieser kam aus aller Fassung; ein Geheul der Verwundeten entstand, ein wüstes durcheinander Schreien, Laufen — und in wenigen Augenblicken war das Feld mit Flüchtlingen bedeckt.

Nicht mit gleichem Glücke focht die Reiterei Pizarro's, welcher die feindliche so sehr überlegen war; sie wurde durch mehrere Angriffe, bei der tapfersten Vertheidigung, zurückgedrängt und verlor viele Leute; Cepeda ward im Gesicht verwundet; Pizarro, der wie ein Löwe focht, ward von fünf Tapferen zu gleicher Zeit angegriffen; er spornte sein, aus mehreren Wunden blutendes Roß; dieß stürzte vorwärts, so daß nur ein Feind ihm auf den Fersen blieb, dessen Pferd er aber einen so heftigen Schlag mit der Streitaxt gab, daß es niederstürzte; nun kamen die übrigen heran; die Gefahr, in welcher Pizarro schwebte,

war groß; plötzlich sprangen ihm mehrere Schützen zu Hülfe, tödteten zwei Gegner, die Andern entflohen. Aber die ganze Cavallerie Pizarro's war zersprengt, oder gefangen, oder niedergehauen und er hielt die Schlacht für verloren; die feindlichen Reiter sprengten nun auf den linken Flügel Carbajal's, konnten jedoch die Speerwand nicht durchbrechen und wurden dabei durch die Arquebusierer tüchtig mit Kugeln begrüßt. Sie umschwärmten in einiger Unordnung das Bataillon, sammelten sich und machten einen neuen Angriff im Rücken; Carbajal aber kommandirte: Kehrt! und nicht nur derselbe Speerwald streckte sich ihnen entgegen, sondern auch ein außerordentlich wohlgenährtes Feuer lichtete ihre Reihen. Jeder Angriff brachte neuen Verlust, da die Haltung des Bataillons musterhaft blieb und als die Reiter sahen, daß sie nicht nur nichts ausrichteten, sondern zuletzt sämmtlich aufgerieben werden würden, so wandten sie sich und stoben in wilder Flucht dahin. Die wenigen Reiter, welche Pizarro noch übrig hatte, verfolgten die Flüchtlinge eine Strecke, dann kehrten sie zurück und freuten sich mit den Ihren des Sieges.

Dieser war vollständig. Dreihundert und fünfzig Feindesleichen lagen auf dem Blachfelde, — alles Spanier, von Spaniern getödtet. — Aber dies unglückliche Volk hat von jeher das traurige Loos gehabt, sich selbst zu zerfleischen, bald um des Glaubens, bald um der Herrschaft, bald um noch geringerer Dinge willen, — bis auf die neuesten Zeiten! — „Jesu, was für ein Sieg!“ rief Pizarro aus, als er über das Schlachtfeld ritt und bekreuzigte sich. Die Zelte, in denen große Schätze Silbers verborgen lagen, die für die vermeintlichen Sieger bereiteten Speisen, welche nach ihrer Heimkehr sie erquicken sollten, fielen in die Hände der einer Erquickung sehr bedürftigen Soldaten Pizarro's; hundert von denen, welche mit ihnen das Morgenroth begrüßt hatten, fehlten jedoch am Abende in ihrem Kreise, denn die Reiter Centeno's hatten wacker eingehauen. — In der Nacht starben unter dem eisigen Hauche der aus den Ge-

birgsschluchten herwehenden Winde noch sehr viele Verwundete, die vielleicht gerettet wären, wenn man sich ihrer angenommen hätte.

Die Ehre des Tages gebührte ohne Zweifel dem alten Carbajal und seinem vortrefflichen Schützen-Bataillon. Sie ward ihm auch willig zuerkannt. Er verfolgte nach eingenommener Erquickung mit den kräftigsten unter seinen Leuten den fliehenden Feind; Centeno entwischte ihm glücklich. Als dieser sah, daß die Schlacht verloren war, sprang er trotz seines Uebelbefindens, — denn die Angst verlieh ihm Kräfte, — aus der Sänfte, schwang sich auf ein schnelles Pferd und sprengte dem Gebirge zu; er wußte durch kluge Benutzung seiner Ortskenntniß späterhin Cuzco zu erreichen. Auch der Bischof von Cuzco entrann; hätte Carbajal ihn in seine Gewalt bekommen, so würde er ihn ohne Weiteres haben aufhängen lassen, wie er es mit allen denen that, die ihm in die Hände fielen, sobald sie die Reihen Pizarro's verlassen und diesem die Treue gebrochen hatten.

Ein großes Grab nahm die Leichname der Gebliebenen auf; nur einige angesehene Männer wurden in der Kirche zu Huarina beigesetzt, in welcher auch für die Gefallenen Messe gelesen wurde. Späterhin brachte man jedoch die Leichen in die Kathedrale zu La Paz.

Durch diesen glänzenden Sieg wurde Pizarro's Ansehn wieder etwas hergestellt; er benutzte dies und ließ in Arequipa, La Plata und in andern Städten Truppen werben, indem er glänzende Aussichten eröffnete. Von den Soldaten Centeno's traten Viele zu ihm über, die Meisten weniger aus freier Neigung als aus Zwang.

Als er sein Corps wieder vervollständigt hatte, marschirte er nach Cuzco, wo er beliebt war und im Triumph empfangen werden sollte; er lehnte jedoch alle Ehrenbezeugungen ab, ließ die Truppen vorausziehn und begab sich mit einigen Officieren und von mehreren Bürgern umgeben in die Kathedrale, wo ein Te Deum angestimmt wurde. Dann bezog er den Palast und verlegte

In der Nähe des indianischen Dorfes Cotapampa war Alles zum Bau einer Uebergangsbrücke vorbereitet; zwar hatte eine kleine Abtheilung von Feinden einigen Schaden angerichtet, aber durch die Thätigkeit des, mit einer starken Schaar herbeieilenden, Valdivia, durch die Theilnahme des ganzen nachrückenden Corps an der Arbeit ward das Werk bald vollendet, das so leicht durch eine angemessene Truppen-Abtheilung Pizarro's hätte gestört oder ganz gehindert werden können. Nicht ohne Verlust blieb jedoch der Uebergang, besonders an Pferden, die den Strom durchschwimmen sollten und von denen mehr als fünfzig durch die reißende Flut fortgezogen wurden.

Warum hatte Pizarro, der nicht allein selbst ein kiegserfahrener Mann war, sondern der auch tüchtige Hauptleute an seiner Seite hatte, den Apurimac nicht besetzt?

Es bestand zwischen ihm und Carbajal eine Verschiedenheit der Ansicht über den Plan zum bevorstehenden Feldzuge. Carbajal, der beiläufig gesagt, die musterhafteste Thätigkeit in Cuzco zur Completirung und Ausrüstung des Heeres entfaltet hatte, war der Meinung, Pizarro solle alles Kriegsgeräth, alle Vorräthe, alles, was nur für Spanier Werth habe, aus Cuzco in die Gebirge schaffen lassen und sich selbst mit dem Heere dahin begeben, nachdem man sich mit Jeglichem wohl ver-

---

gebildet wird,) dann den Pachiteo und Tapichi an sich zieht und sich darauf an der Grenze von Ecuador und Peru mit dem andern Quellenflusse vereinigt. — Der Maranhon hat einen Lauf von 760 M. und mündet, nachdem er Truxillo, die Republik Ecuador, und einen Theil von Brasilien durchströmt hat, in den atlantischen Ocean; bei seinem Ausflusse ist er 60 M. breit und man wird das begreiflich finden, wenn man weiß, daß er 60 Ströme von der Größe des Nils und der Donau aufnimmt. Die üppigste Vegetation herrscht an seinen Ufern und sie sind die Wohnplätze von 85 indianischen Stämmen und von denseltensten und prächtigsten Thieren. Die Mündung ward zuerst von Pinzon aufgefunden. —

sorgt habe, damit man in keine Gefahr komme, Mangel zu leiden. Wenn der Präsident nach Cuzco komme und das leere Nest sehe, so werde das weder ihm, noch den Soldaten behagen; die auf Reichthümer hoffenden und in ihren Erwartungen getäuschten Krieger würden mißmuthig werden; man würde in die Gebirge ziehn, um den Feind zu suchen und ihn aufzureiben; in den Schluchten und Bergpässen würden Viele das Corps verlassen, vor den Schwierigkeiten zurückschrecken, denen sie entgegengingen; dann könne man bei der genauen Ortskenntniß, welche man sich erworben habe, die Abtheilungen des Heeres nach und nach vernichten. Eine offene Feldschlacht werde große Gefahren mit sich führen, da der Feind allzuüberlegen und einem Theile der ihm entgegenzustellenden Truppen nichts weniger als zu trauen sei.

Diese Ansicht der Sache war ungemein gut und allen Umständen angemessen; aber sie war nicht die des stolzen, ritterlichen Pizarro, welcher die Wintermonate in Saus und Braus zu Cuzco zugebracht hatte. Er wollte weder von den Vorschlägen Cepeda's, der zu Unterhandlungen mit dem Präsidenten rieth, noch von den rückgängigen Bewegungen in das Gebirge, in denen Carbajal Rettung sah, etwas wissen: dem Feinde muthig entgegen, tapfer geschlagen und dann möge der Erfolg sein wie er wolle, — das war seine Ansicht.

Nun kam Nachricht, der Präsident nähere sich dem Apurimac und man mache Vorbereitungen zum Uebergange. Carbajal stellte vor, daß man den Feind daran verhindern müsse: er bat sich hundert Speermänner aus und verpflichtete sich, nicht nur den Paß zu vertheidigen, sondern den Kaplan, (so nannte man den Präsidenten,) gefangen nach Cuzco zu bringen. „Ich kann dich nicht entbehren, ich kann dich nicht so weit von mir lassen, Vater!“ antwortete Pizarro und gab dem Acosta, einem bewährten, aber noch sehr jungen Officier, den Befehl, mit 200 Mann von den Schützen die Pässe zu besetzen und zu vertheidigen. Acosta zog ab, bewegte sich aber so langsam mit seinem Trupp,

daß, als er endlich an der verhängnißvollen Stelle ankam, er den Feind schon diesseits des Flusses sah. Die Gelegenheit, einen vernichtenden Schlag zu thun, war vorüber und ließ sich nicht wieder zurückrufen.

Pizarro verließ nun die Stadt und marschirte in das ungefähr 7 — 8 Stunden entfernte Thal von Xaquixaguana, das von hohen Gebirgen umschlossen ist und theilweise von einem Flusse durchströmt wird; seiner reizenden Aussichten und seiner ganzen anmuthigen Lage wegen war es ein Lieblings-Aufenthalt der Inca's in der Sommerszeit gewesen. Mit 900 Mann nahm Pizarro an der östlichen Seite desselben eine Stellung, welche theils von dem Strome, theils von den Bergen gedeckt war; der Rückzug nach Cuzco blieb im Nothfalle gesichert. Wären die 900 Krieger eben so getreu und zuverlässig, als kriegsgeübt und tapfer gewesen, so würde es dem Feinde kaum möglich gewesen sein, in dieser Stellung etwas gegen sie auszurichten.

Der Präsident empfing durch seine Späher Kunde von dem Aufenthalte des „Tyrannen", wie man Pizarro zu nennen pflegte und rückte heran. Man erzählt, er habe dem Letzteren noch ein Mal Verzeihung anbieten lassen, wenn er sich unterwerfe; doch das Anerbieten sei nicht angenommen worden. Bald standen sich die Feinde gegenüber; doch war es Abend, als der Präsident sein Corps hatte aufstellen lassen. Ein Ueberläufer meldete ihm, Pizarro beabsichtige einen nächtlichen Ueberfall und er ließ, um demselben zu begegnen, fast die ganze Nacht hindurch seine Leute unter den Waffen stehn. Vergeblich; denn Pizarro rührte sich nicht in seiner Stellung, bis die Gluth des Morgens auf den Bergen wiederstrahlte.

Die königliche Armee bildete zwei Schlachthaufen; der eine sollte den Feind in der Fronte, der andere, wenn irgend möglich, in der Flanke angreifen. Die Reiterei deckte die Bataillone; auch war an passenden Stellen eine Reserve postirt; auf einer Anhöhe hatte schon am Abende vorher Hinojosa eine Batterie aufgestellt.

Die Anordnung war so vortrefflich, daß der alte Carbajal ausrief: „sicherlich ist entweder der Teufel oder Valdivia unter ihnen!“ — Dieß Wort war zugleich höchst ehrend für Valdivia.

Pizarro's Stellung war ganz so, wie bei Huarina, nur daß er mit der jetzt größeren Zahl seiner Reiter beide Flanken deckte. In prächtiger Rüstung ritt Gonzalo durch die Reihen und ermunterte seine Leute, ihre Pflicht zu thun, die Sonne von Huarina sei aufgegangen und bald werde der stolze Feind das Feld räumen. Das Commando über die Infanterie übernahm diesmal Cepeda.

Dieser sprengte vor, als sämmtliche Anordnungen getroffen waren; es schien, er wolle das Terrain noch einmal untersuchen; er ritt im Galopp weiter und weiter, bis man erkannte, er werde nicht zurückgehn, sondern gehe zum Feinde über. Alles entsetzte sich; aber mit Sturmeseile stürzten mehrere Ritter ihm nach; Einer erreichte ihn, verwundete ihn und sein Roß, so daß beide stürzten und es wäre um den Verräther geschehen gewesen, wenn nicht heransprengende königliche Reiter ihn gerettet und zu Gasca geführt hätten. Der nahm den Ueberläufer sehr freundlich auf, denn es entging ihm nicht, welchen Eindruck seine That auf die feindlichen Haufen machen werde.

Und wirklich war sein Beispiel höchst verderblich für Pizarro. Garcilasso de la Vega, ein Ritter aus einer alten, berühmten Familie, folgte demselben zuerst, mehrere Schützen gingen sogleich über. Es war dem Pizarro, als ob die Erde unter ihm wanke; aber schnell gewann er den Muth wieder, befahl den Angriff, rückte vor; der Feind ebenfalls im Geschwindschritt und fest geschlossen. Bevor das Feuer eröffnet ward, ging abermals ein Trupp Schützen, welcher früher unter Centeno gefochten hatte, zu den Königlichen über; eine Schwadron Reiter, welche zur Verfolgung nachgeschickt wurde, — that ebenso. Da ließ der Präsident Halt machen. Wozu noch unnöthig Blut vergießen, rief er aus, die Sache ist zu Ende! — Pizarro erkannte mit

Grausen seine Lage. Er sah sich von Verräthern umgeben; Viele flohn schon in der Richtung nach Cuzco; Andere warfen ihre Waffen weg, Andere entfernten sich in die Berge; die Indianer, welche ein kleines Hülfscorps gebildet hatten, waren schon nicht mehr zu sehn. Was bleibt uns übrig? rief Pizarro den wenigen Männern zu, die treu bei ihm ausharrten; Acosta antwortete: in den Feind zu stürzen und wie Römer zu sterben! — Nein, sagte Pizarro, dessen Muth durch diese schmerzlichen Erfahrungen gebrochen war, es ist besser, als Christen zu sterben! wandte sein Roß, ritt dem Feinde zu und übergab sein Schwert einem königlichen Officier. Er ward sogleich zum Präsidenten geführt, welcher seinen ehrerbietigen Gruß mit Kälte erwiederte. Um ihn her standen seine Adjutanten und Feldhauptleute; Manchem unter ihnen hatte Pizarro wohl gethan, und Manchem trat wol die Röthe auf die Wangen und pochte das Herz schneller und lauter, als er den früher so geliebten Führer, der Freud und Leid mit den Seinigen getheilt hatte, in so beklagenswerther Lage vor sich sah.

---

# Vierzehnter Abschnitt.

## Gonzalo Pizarro's Ende. Carbajal. Gasca's Verwaltung.

Warum, — mit diesen, in einem strengen Tone ausgesprochenen Worten wandte sich der Präsident an seinen gedehmütigten Feind, — warum habt ihr solche Lage der Dinge herbeigeführt? warum in vollem Aufruhr der Krone gegenübergestanden? warum den Vicekönig getödtet? warum königliche Ehren Euch angemaßt und auch dann noch widerstanden, als Euch volle Verzeihung des Geschehenen zugesichert war, wenn ihr Euch der Gnade des Kaisers anvertrautet? Ihr erntet nun, was Ihr gesäet habt!

Pizarro vertheidigte sich männlich. Meine Brüder und ich, sprach er, wir haben dies Land entdeckt, wir haben es erobert, wir haben es mit unserm Blute erkauft. Als der Vicekönig in das Land kam, das er nicht kannte und durch seine Maßregeln alle Gemüther in Aufruhr brachte, stellte mich der Wille des Volks, stellte mich der vom Könige ernannte hohe Rath an die Spitze der Angelegenheiten; ich habe sie nach bestem Wissen und Gewissen geleitet, ich hatte ein Recht auf die Regierung! —

Nach einigen Worten der Erwiederung, in welchen der Präsident ihm seine Undankbarkeit gegen den Kaiser vorwarf, brach er das Gespräch kurz ab und übergab seinen gedehmüthigten Gegner der Bewachung des Centeno, welcher ihn mit vieler Rück-

sicht und aller, seinem Range und seinem Namen gebührenden Ehrerbietung behandelte.

Und der unglückliche alte Carbajal! dieß Muster eines treu ausharrenden Mannes, — hätte er auch den Gehorsam gegen seinen Kaiser über den Gehorsam gegen seinen Feldherrn stellen sollen, — wie fiel sein Loos? — Als er die Soldaten abfallen sah, summte er seine Lieblingsballade vor sich hin: Der Wind weht durch meines Hauptes Haar, o Mutter! und, wohl wissend, daß es keine Gnade und kein Erbarmen für ihn gebe, gab er seinem Pferde die Sporen und sprengte durch den Fluß; aber leider! am Ufer drüben, das abschüssig war, stürzte er; mehrere von seinen eignen Leuten schaarten sich dicht um ihn, nahmen ihn gefangen und führten ihn, begleitet von einer großen Schaar herbeieilender Königlicher, in das feindliche Lager, nicht ohne Beleidigung und kränkende Schmähungen, die zuletzt in Mißhandlungen übergingen. Davon befreite ihn Centeno; Carbajal dankte ihm, erkannte ihn aber nicht sogleich; kennt ihr mich nicht? ich bin Centeno! rief dieser aus. Ich bitte um Verzeihung, sprach der alte Krieger; aber ich habe so lange nur Euren Rücken gesehn, daß ich Euer Gesicht ganz vergessen hatte! — Er ward mit Acosta und andern Rittern, welche dem Pizarro treu geblieben waren, in strenge Haft gebracht. — Hätte Pizarro von Anfang an seinem Rathe gefolgt, so wäre die Sachlage wahrscheinlich eine ganz andere gewesen. Jetzt triumphirte das Gesetz, die Ordnung, die Gerechtigkeit.

Der Präsident ließ Cuzco besetzen; alle Vorräthe, alle unermeßlichen Reichthümer des Pizarro's und seiner Gefährte wurden eine Beute der Sieger. Mancher ward reich, der eben noch arm gewesen; die Reichen waren arm geworden und ihre Gewalt war zerbrochen, wie Glas; das ist der Wechsel der irdischen Dinge, den mit Posaunenton die Geschichte predigt, aber das Recht gewinnt zuletzt überall den Sieg! —

Alonso de Alvarado und ein Rath der neuerrichteten königlichen Audienza, der Licentiat Cianca, bildeten das Kriegsgericht, das über Pizarro, Carbajal und einige Andere ein Urtheil sprechen sollte. Alle wurden zum Tode verurtheilt und zugleich wurde die Einziehung aller ihrer Habe zum Besten des Kronschatzes ausgesprochen; Pizarro sollte enthauptet, Carbajal erhengt und geviertheilt werden. „Sie können mich nur tödten!“ sagte der Letztere, als ihm das Urtheil bekannt gemacht wurde. Schon am folgenden Tage sollte dasselbe vollzogen werden. Carbajal empfing viele Besuche; Manche machten ihm jetzt noch Vorwürfe, Manche dankten ihm für Gutes, das sie von ihm empfangen. Ein junger Cavalier, dessen Leben er geschont hatte, sagte: ach, daß ich Euch helfen könnte, ich danke Euch mein Leben! — Da er nun sehr viel Redens davon machte, so rief Carbajal endlich aus: wie könnt Ihr mir helfen? nur dadurch, daß Ihr mich befreit! Könnt Ihr das nicht, so könnt Ihr nichts für mich thun! Sparet Eure Worte! Schonte ich damals Euer Leben, so geschah es am Ende nur, weil ich es nicht werth genug hielt, es Euch zu rauben. Als man in ihn drang, zu beichten und sich durch einen Priester absolviren zu lassen, sagte er: ich habe stets nach Pflicht und Gewissen gehandelt, und bin mir keiner Schuld bewußt, — außer daß ich einem Krämer in Sevilla einen halben Real schuldig geblieben bin, den ich zu bezahlen vergaß. Verzeihung meiner Sünden erbitte und hoffe ich von Gott! — Er erlitt furchtlos den Tod, — in seinem vierundachtzigsten Jahre und hinterließ den Ruhm eines tapfern, umsichtigen Kriegers; seine Feinde gaben ihm Grausamkeit, Habsucht und Rachsucht Schuld; seine Freunde schätzten an ihm unverfälschte Treue, die sich durch nichts wankend machen ließ. Gegen die Soldaten übte er strenge Disciplin, weßhalb er auch nicht gerade beliebt unter ihnen war; doch hegten sie zu ihm, als Feldherr, ein unbegrenztes Zutrauen, welches er auch im vollen Maße verdiente; denn seiner Geschicklichkeit, Thätigkeit, Er-

findungsgabe und Beharrlichkeit, besonders in dem sogenannten kleinen Kriege, kam nichts gleich.

Gonzalo Pizarro beichtete vor seinem Tode einem Priester, mit welchem er eine lange Unterredung hatte; prächtig gekleidet ritt er zum Richtplatze auf einem Maulesel; eine große Schaar von Geistlichen begleitete ihn, von denen Einige ihm öfter ein Crucifix vorhielten, während er selber ein Bild der heiligen Jungfrau in der Hand trug. Festen Schritts bestieg er das Schaffot, wandte sich dann zu den, um dasselbe aufgestellten Truppen und sprach mit vernehmlicher Stimme: „Manche unter euch sind durch meines Bruders und meine Güte reich geworden. Mir bleibt von allen meinen Schätzen nichts, als die Kleider, die ich trage und auch diese sind nicht mein Eigenthum, sondern das meines Henkers; ich bin also ohne alle Mittel, eine Messe für das Heil meiner Seele lesen zu lassen und beschwöre euch, bei dem Andenken an die empfangenen Segnungen, mir diese Wohlthat zu verschaffen, wenn ich hingegangen bin, daß es auch euch in eurer Todesstunde wohl sei!" — Todtenstille herrschte, während er redete; manchem alten Krieger lief eine Thräne des Mitleids über die gefurchte Wange und seine Bitte ging in Erfüllung, da reichliche Seelenmessen für ihn bezahlt und gelesen wurden. Nachdem er die obigen Worte gesprochen, kniete er nieder und betete, dann wandte er sich an den Scharfrichter und sprach: erfülle deine Pflicht mit fester Hand! Die Augen ließ er sich nicht verbinden, beugte seinen Nacken und — unter Einem Schlage rollte sein Haupt dahin. Das Haupt ward nach Lima gebracht und auf den Galgen gesteckt neben das des Carbajal; eine Inschrift sagte: „Das ist der Kopf des Verräthers." Gonzalo Pizarro, der in Peru gegen seinen Herrscher sich empörte und voll Tyrannei und Verraths in dem Thale von Xaquipaguana gegen die königliche Standarte kämpfte." Seine Güter, darunter die reichen Minen von Potosi, wurden eingezogen; sein Haus in Lima wurde dem Erdboden gleich gemacht, Salz auf

die Stätte gestreut und für immer verboten, auf derselben ein Gebäude aufzuführen.

Die Gebeine Gonzalo's wurden durch die Fürsorge Centeno's in einer Kirche in Cuzco beigesetzt; — nicht so glimpflich war man mit den Ueberresten des unglücklichen Carbajal verfahren, die in vier Theilen an Ketten in der Nähe der vier großen Straßen aufgehängt wurden, welche nach Cuzco führen. — Schauderhaftes, empörendes Verfahren! — Aber die Zeit und die Lage der Dinge entschuldigen es. Gonzalo Pizarro war der jüngste der Brüder, denen Spanien den Besitz Peru's verdankt; er war erst zweiundvierzig Jahre alt, als er hingerichtet wurde. Bei allen wichtigen Unternehmungen war er thätig gewesen und hatte sich bei Allem tapfer und muthig gezeigt.

Er hatte, wie Prescott erzählt, ein glänzendes Aeußere, zeichnete sich in allen kriegerischen Uebungen aus, war ein gewandter Reiter und Fechter, führte seine Lanze vollkommen, schoß ausgezeichnet — — kurz war ein Meister in allen ritterlichen Künsten; er war kühn bis zur Verwegenheit, jagte Abenteuern nach, war überall in der Gefahr voran. Er war im ausgedehntesten Sinne des Wortes ein „fahrender Ritter", und wenn er auf seinem Favorit-Streitroß saß, galt ihm eine Schaar Indianer nicht mehr als ein Schwarm Fliegen.

Sein ritterliches Wesen gewann die Soldaten, gegen die er freigebig, zutraulich und offenherzig war. Das Glück vermochte er weniger zu ertragen als das Unglück; in den Tagen seiner Gewalt überschätzte er seine Einsichten, verwarf die weisesten Rathschläge seiner vertrautesten Räthe und vertraute seiner Klugheit, der es nur sehr an dem Scharfsinn seiner Brüder fehlte. Einen nicht guten Einfluß übte auf ihn Cepeda aus, der übrigens der wohlverdienten Strafe nicht entging, denn er ward als Gefangener nach Castilien gebracht und wegen Hochverraths

angeklagt; während der Untersuchung starb er im Gefängnisse. — Acosta theilte Gonzalo's Schicksal.

Centeno starb ein Jahr nach Pizarro; Hinojosa ward zwei Jahre darauf in La Plata ermordet; Valdivia, der in Chili noch große Thaten vollbrachte, ward durch die unüberwindlichen Krieger von Arauco getödtet.

Nachdem Gasca sich eine kurze Zeit in Cuzco aufgehalten hatte, begab er sich, um dem Andrange derer zu entgehen, welche Belohnungen aller Art verlangten, mit einem Geheimschreiber und dem klugen Erzbischof Loaysa von Lima in das, ungefähr neun Meilen von Cuzco gelegene liebliche Thal von Guaynarima, um daselbst einen Entwurf zur Entschädigung und Belohnung derer zu machen, denen der Staat Beides schuldig war. Nach drei Monaten ging er nach Lima, dem Erzbischof die Bekanntmachung der getroffenen Maßregeln überlassend. Dieser ließ sämmtliche Truppen in der Kathedrale sich versammeln, wo sie eine Predigt hörten, in der die Tugenden der Genügsamkeit, der Demuth, des Gehorsams gegen die Obrigkeit ihnen empfohlen wurde; dann ward ein Schreiben des Präsidenten verlesen, in welchem er der Armee die Schwierigkeiten seiner Stellung, die Größe und den Umfang der an ihn gerichteten Anforderungen, die Unzulänglichkeit seiner Mittel, namentlich auch in Bezug auf die Dankbarkeit seiner Gesinnung auseinandersetzte und es aussprach, daß er, wie man das auch gewiß anerkennen werde, ohne alle Parteilichkeit, ohne Gunst und Ungunst nach seiner besten Ueberzeugung entschieden habe. — Nach diesem Schreiben wurde die eigentliche Verordnung mitgetheilt, welche von den Schenkungen u. s. w. redete. Die jährliche Einnahme aus den zu vertheilenden Grundstücken betrug nach unserm Gelde 1,300,000 Thaler und darüber; die Obersten und angesehensten Männer bekamen so viel, daß sie eine Jahresrente von 100—350 Pesos ensayados (zu 15 Thlr. Gold das Stück) empfingen; 250 Personen sollten Pensionen

dieser Art empfangen; weiter hatten die Fonds nicht gereicht und die Dienste der Uebrigen wurden auch einer solchen außerordentlichen Belohnung noch nicht würdig erachtet.

Wie der weise und umsichtige Gasca es erwartet hatte, so war die Wirkung dieser Bekanntmachung; sie zeigte sich als eine entschieden ungünstige und der allgemeine Unwille verkündete sich durch ein drohendes Murren. Das ganze Heer der Leidenschaften, Geiz, Eitelkeit, Mißgunst, Schaam, Wuth, Eifersucht brach hervor, wenn auch in den Räumen des Gotteshauses nicht in einem lauten Ausbruche, doch in den Quartieren und auf den öffentlichen Plätzen. Drohungen, Flüche, Lästerungen wurden wider den Präsidenten ausgesprochen. Man beschuldigte ihn des Undanks, der Parteilichkeit, der Ungerechtigkeit; sie forderten, es solle eine neue Vertheilung vorgenommen werden; sie suchten schon nach Anführern, welche ihnen durch Gewalt zu ihrem vermeintlichen Rechte verhelfen sollten, und die Sache ward bedenklich, als sich Leute fanden, welche das Feuer schürten und mit allerlei Plänen hervortraten, die man insgeheim ausführen wollte! Vergeblich waren die Vorstellungen des Erzbischofs und mehrerer beliebter Hauptleute; die Unruhen wollten nicht nachlassen; da ließ endlich der Oberbefehlshaber in Cuzco einem Rädelsführer das Haupt abschlagen und schickte mehrere in die Verbannung; diese kräftige und unter den vorliegenden Umständen nothwendige Maßregel wirkte mehr, als alle Vorstellungen. — Der förmliche Ausbruch einer Empörung wurde verhütet.

Der Präsident war in Lima auf eine ausgezeichnete Weise empfangen worden. Die Bevölkerung, ihre Magistratspersonen an der Spitze, war ihm entgegengezogen in festlichem Aufzuge; man streute Blumen, man sang Lobgesänge, man tanzte Nationaltänze, man begrüßte ihn zahllose Male als Vater und Befreier, als den Erretter des Vaterlandes.

Ungefähr auf ähnliche Weise hatte man vor einiger Zeit Gonzalo Pizarro empfangen.

Allerdings verdiente Gasca diesen Empfang mehr als der Letztere, und er zeigte das auch durch die Maßregeln, mit denen er sich sogleich und mit der größesten Thätigkeit beschäftigte. Es galt, die erschütterte Ordnung wieder zu befestigen, dem Gesetze Hochachtung zu verschaffen, die Verwaltung eines Landes zu regeln, das seit Jahren eine Beute wechselnder Herrschaft und zum Theil zügelloser Abenteurer gewesen war, eines Landes, dessen natürliche Besitzer größtentheils verdrängt und aus Gebietern zu Sklaven, aus Reichen zu Armen, aus Zufriedenen und Glücklichen Unglückliche geworden waren. Keine geringe Aufgabe! — er unterzog sich derselben mit Kraft und Umsicht. Er schaffte der neu eingesetzten Audienza, die zum Glück aus tüchtigen, rechtschaffenen Männern bestand, Ansehn und Achtung; er erließ eine Menge Bekanntmachungen und Verordnungen, welche sich auf die öffentliche Ruhe, auf die Verfassung der Städte und Ansiedelungen bezogen und richtete vorzüglich auch sein Augenmerk auf die arme indianische Bevölkerung. Durch ausgesandte redliche Männer ließ er die wahre Lage derselben untersuchen; sie mußten sich davon überzeugen, wie sie von den Spaniern behandelt wurden; sie mußten den Peruanern selbst deutlich machen, was man von ihnen verlange (an Tribut u. s. w.) und welche Rechte sie hätten, und, nachdem eine Menge genauer Berichte eingegangen waren, ließ er eine Versammlung von Geistlichen und Weltlichen berufen, die ein allgemeines Besteuerungssystem festsetzten, welches viel milder war, als das, welches unter den Inca's das herrschende gewesen war. Mit großer Sorgfalt wurde ferner auf Einzelnes Rücksicht genommen, worauf nur eine wahre Theilnahme und Menschenfreundlichkeit Rücksicht zu nehmen pflegt; so durfte kein Indianer von seinem Geburtsorte in Gegenden versetzt werden, die mit demselben eine große Ver=

schiedenheit im Klima zeigten; alle Sklaverei wurde abgeschafft; einige Eingeborene wurden in den Vorstand der bürgerlichen Gemeinden aufgenommen, bei der Steuer-Erhebung angestellt, und mit Liebe ward für die Unterweisung Aller im Christenthume Sorge getragen.

Um dem unruhigen Geiste mancher Hauptleute und ihrer Soldaten eine Ableitung zu geben, bediente er sich des schon öfter gebrauchten Mittels, daß er größere oder kleinere Abtheilungen auf Entdeckungen aussandte; dadurch wurde das Land immer bekannter und manche bisher nicht aufgefundene Hülfsquelle wurde zu Tage gebracht.

So erfüllte Gasca mit regem Eifer und in unermüdeter Thätigkeit immer mehr den Zweck seiner Sendung. In noch nicht drei Jahren gelang es ihm — ihm, der ohne alle materielle Gewalt gekommen war, ein in vollem Aufruhr begriffenes Land zu beruhigen, die Liebe zur Ordnung und Gesetzlichkeit in rohe Gemüther zu pflanzen, durch die Bestrafung der am meisten Schuldigen ein heilsames Erschrecken zu erregen, durch Begnadigung der Verführten sich Gunst und Liebe zu erwerben, dem Gesetze Achtung zu verschaffen, — dem Lande eine schöne Zukunft vorzubereiten. Wenigstens trug er die Schuld nicht, wenn sie demselben nicht in vollem Maaße zu Theil wurde. — Für die Regierung in Spanien hatte er eine und eine halbe Million Dukaten gesammelt, für sich nichts; er hatte ja sogar jede persönliche Zulage für sich verbeten und begnügte sich mit seiner früheren Besoldung. Ein seltenes Beispiel von Uneigennützigkeit in jener Zeit und in einem Lande, wo es dem Machthaber so leicht war, sich zu bereichern! — Da sein Werk vollbracht war, sehnte er sich darnach, bald in sein geliebtes Vaterland zurückzukehren, um selber der Ruhe zu genießen, welche er so Vielen in der neuen Welt verschafft hatte.

Vor seiner Abreise unternahm er noch eine Vertheilung der durch die Todesfälle einzelner Besitzer an die Krone zurückge-

fallenen Ländereien an solche, welche sich bei den ersten Vertheilungen für zurückgesetzt hielten, und zum Theil nicht unbillige Ansprüche auf Entschädigungen hatten. Er benahm sich auch bei dieser Gelegenheit mit großer Klugheit und Milde, und erwarb durch die Sanftmuth und Selbstbeherrschung, welche er den auch ungerechten Anforderungen entgegensetzte, mehr wirklichen Ruhm, als durch Siege über seine Feinde.

Indianische Häuptlinge, um ihm ihre Dankbarkeit zu erkennen zu geben, brachten ihm ein höchst werthvolles Geschenk, ein silbernes Service, — er verweigerte in freundlichen und verbindlichen Ausdrücken die Annahme; erkenntliche Colonisten boten eine reiche Gabe von Goldpesos, er nahm sie nicht an; als sie nach seiner Abfahrt sie ihm nachsandten, ertheilte er die schöne Antwort: ich bin in das Land gekommen, dem Könige zu dienen und den Einwohnern die Segnungen des Friedens zu sichern; da durch die Gnade und den Beistand des Himmels mir Beides gelungen ist, so möchte ich dies Werk nicht durch eine That entwürdigen, welche die Reinheit meiner Absichten verdächtigen könnte. — Als dennoch 20,000 Goldstücke an Bord seines Schiffes gesandt wurden, vertheilte er die ganze Summe unter die Armen.

Diese Handlungsweise leuchtet um so glänzender hervor, als sie in jener Zeit und in jenem Lande zu den allergrößesten Seltenheiten gehörte.

Gasca reiste im Januar 1550 ab, nachdem er die Regierung bis zur Ankunft eines Vicekönigs in die Hände der königlichen Audienza gelegt hatte; eine ungeheure Menge Volks begleitete ihn in den Hafen, ebenso lebhaft den Schmerz über die Abreise seines Wohlthäters, als seine Dankbarkeit kundgebend. Glücklich erreichte der Präsident Panama und in Begleitung einer starken Truppen-Abtheilung, welche den reichen Schatz behütete, den er der Krone mitbrachte, und der von Mauleseln und Rossen getragen wurde, nicht ohne Beschwerde Nombre

de Dios. — Nach einer Abwesenheit von vier Jahren sah er sein geliebtes Spanien wieder; Sevilla empfing ihn mit hoher Auszeichnung.

Bald empfing er vom Kaiser, der sich in den Niederlanden befand und mit großer Freude von den angekommenen Schätzen gehört hatte, den Befehl, sich an den Hof zu begeben; er folgte demselben sogleich und kam glücklich in Flandern an, wo er von Karl höchst gnädig aufgenommen wurde. Er hatte diese Aufnahme verdient. Da während dem letzten Jahre unter den Verwirrungen in Peru die Einkünfte der Krone nicht überschickt worden waren, so brachte er dem erschöpften kaiserlichen Schatze 1,300,000 Goldpesos zu, eine für die damalige Zeit ungeheure Summe; weit anerkennungswerther war jedoch das, was er für Peru und den Kaiser in einer verhältnißmäßig so kurzen Zeit gewirkt hatte und was allgemeine Bewunderung erregte. Ohne Heer, ohne Flotte, ohne Unterstützung an Geld, mit einem so geringen Gefolge, daß seine Ausrüstung nur 3000 Dukaten gekostet hatte, war er in die neue Welt gegangen, um eine fürchterliche Empörung zu dämpfen. Alles, was ihm äußerlich mangelte, ersetzte er durch seine von Gott ihm gegebenen Gaben. Es gelang ihm durch Beharrlichkeit, durch eine mit unbeugsamer Festigkeit gepaarte milde und freundliche Gesinnung, durch eine an dem Feuer der Erfahrung geläuterte hohe Staatsweisheit, sich eine Seemacht zu schaffen, die ihn zum Herrn des Meeres machte; eine Landmacht aufzustellen, welche den geübten Truppen des Pizarro's gewachsen war; es gelang ihm, an die Stelle der Zerrüttung, des Ungehorsams gegen das Gesetz, die Herrschaft der Ordnung und der Autorität des Kaisers zu setzen, — und alle das wurde gekrönt durch die Erscheinung, daß er aus einem Lande, dessen wunderbare Lage und außerordentliche Verhältnisse bis dahin Jeder, der seinen Versuchungen ausgesetzt gewesen war, entweder zum Ergreifen einer ungesetzlichen Macht, oder zum Mißbrauche der gesetzlichen

Gewalt verführt hatte, als ein rechtlicher, unbescholtener und armer Mann zurückkehrte. Seine Armuth war so groß, daß er zu derselben Zeit, in welcher er der königlichen Schatzkammer eine ungeheure Summe Geldes mitbrachte, durch eine besonders eingereichte Bittschrift den Kaiser um eine kleine Summe zur Bezahlung von Schulden ersuchen mußte, welche er während seiner Dienstzeit, wo er Hunderttausende ohne Gefahr sich hätte zueignen können, zu machen leider! gezwungen gewesen war.

Natürlich war der Kaiser gegen eine solche Uneigennützigkeit auf der einen und gegen so hohe Verdienste auf der andern Seite nicht gleichgültig; er ernannte Gasca zum Bischof von Valenzia, wo derselbe bis 1561 blieb, in welchem Jahre er den erledigten Bischofssitz von Siguenza empfing. Bis an das Ende seiner Tage blieb er in dieser Stellung, von seinem Vaterlande geehrt, von seinem Kaiser geliebt und sehr häufig in Angelegenheiten, welche die neue Welt betrafen, zu Rathe gezogen. Denn es traten, auch in Peru, nach einiger Zeit wieder Unordnungen ein. Es war so leicht, in einem, vom Mutterlande entfernten Reiche, das so viele zum Aufruhr geneigte Soldaten und so viele schwer zu zügelnde Abenteurer umfaßte, ein neues Feuer der Empörung anzuzünden. Viele der ersten Eroberer des Landes rieben in unaufhörlichen Kämpfen sich selbst auf; eine oder die andere Partei gewann die Oberhand im Kampfe und dann gab es sogleich Hinrichtungen, Achts-Erklärungen, Landes-Verweisungen der Gegner. Dies währte so lange, bis zwei weise und gemäßigte, zugleich aber auch energische Männer aus dem Hause Mendoza nach einander Vicekönige waren; diese befolgten ganz das System des Gasca und Frieden, Ordnung und Gesetzlichkeit behielten die Oberhand. — Gasca starb 1567 in Valladolid und ward in der Kirche der h. Maria Magdalena begraben. Ein schönes Denkmal wölbte sich über seiner Grabstätte. Sein Name blieb in den Geschichtsbüchern seines Vaterlandes ruhmvoll niedergeschrieben.

# Fünfzehnter Abschnitt.

---

## Uebersicht der Geschichte von Peru bis in die neueste Zeit. Indianerstämme in der Gegenwart.

Im Jahre 1571 ward in den Unruhen, welche wiederholt ausbrachen, Tubac Amaru, der Erbe des letzten Königs nebst allen Abkömmlingen der Inca's getödtet. Die Vicekönige, welche in Lima residirten, verwalteten das Land, unterstützt von dem Audienzhofe; nach und nach ward das Vicekönigreich Peru durch Chili, Paraguay, Buenos Ayres und Terra Firma, welche als Provinzen hinzukamen, beträchtlich vergrößert. Im Anfange des 17. Jahrhunderts bemächtigten sich die Jesuiten durch List des Landes Paraguay, welches 1576 durch Don Diaz de Solis, Großsteuermann von Castilien, entdeckt worden war, und behielten dasselbe bis 1756, wo sie vertrieben wurden. (1778 wurde Paraguay zur spanischen Provinz La Plata geschlagen, 1801 an Brasilien abgetreten; 1812 schwang sich Francia zum Dictator des Landes empor, das er mit eiserner Strenge regierte, aber doch durch zweckmäßige Einrichtungen hob, er starb 1841 und jetzt ist Lopez Präsident des Freistaates.) Im Jahre 1739 wurde die Terra Firma nebst Quito unter dem Namen Neugranada eine besondere Statthalterschaft und 1776 Buenos Ayres ein eigenes Vicekönigreich unter dem Namen Rio de la Plata. Im Jahre 1742 entstand ein Aufruhr in Peru und Juan Santos, welcher sich für

einen Abkömmling der alten Inca's ausgab und sich Atahualpa nannte, stellte sich an der Spitze.

Juan Santos war ein Indianer aus Huamanga; er war stolz, muthig, verschmitzt und besonnen. Er hatte im Jahre 1741 einen vornehmen Spanier erschlagen, floh in die Wälder und sann dort auf Rache gegen die Unterdrücker seines Volkes. Den Namen der Campas suchte er zuerst für seine Absichten zu gewinnen; er erzählte den Häuptlingen, er sei ein Nachkomme der Kinder der Sonne, nannte sich Apu Inca Huaynacapac, erklärte ihnen, er kenne alle ihre Gedanken und trage ihr Bild in seinem Herzen, rief dann einen nach dem andern zu sich, lüftete sein Oberkleid und ließ sie in einem, auf der Brust verborgenen Spiegel schauen; als nun die Indianer so unerwartet ihr Gesicht sahen, bekamen sie eine große Verehrung vor diesem Manne und folgten unbedingt seinem Willen. Mit diesem Stamme rückte er bis Quisopongo in Pajonal vor und machte von da aus im J. 1742 den ersten Ueberfall; die Spanier hatten zwar Kunde von der Bewegung, hielten aber die Sache für unbedeutend und wurden in ihrer Sorglosigkeit von dem immer wachsenden Heere der Abtrünnigen überrumpelt und verloren viele Menschen. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitete sich die Empörung. Juan Santos leitete selbst die Hauptangriffe; in einer Nacht nahm er das von 65 Soldaten besetzte Fort Quimiri ein und ermordete alle auf die grausamste Weise; er hatte sie im Schlafe überrumpelt, so daß sie nicht einmal ihre Flinten abfeuern konnten; seine Begleiter legten die geladenen Gewehre auf einen Haufen zusammen, zündeten sie an und führten einen Kriegstanz auf; durch das Feuer erhitzt gingen die Flinten los und richteten unter den Indianern eine große Verwüstung an. Das gut bewachte Fort Pancartambo wurde von einer kleinen Zahl Chunchos, unter San Juans Leitung eingenommen. Am frühen Morgen zeigten sie sich mit Kriegsgeschrei vor der Festung, zogen sich in den Wald zurück und kamen bald darauf, von

einer entgegengesetzten Seite, ohne Kleider angerannt und nöthigten nach einer kurzen Gegenwehr die Spanier, die eine große Uebermacht vermutheten, zur Uebergabe. Alle Kirchen wurden zerstört, die Heiligenbilder mit den Priestern zusammengebunden und in den Fluß geworfen, die Dörfer niedergebrannt und die angepflanzten Felder verwüstet. Die Zahl der in diesem Aufruhr ermordeten Soldaten belief sich auf 245, die der Priester auf 26. Im Zeitraume von wenigen Wochen waren alle Missionen des mittleren Peru gänzlich zerstört und Furcht und Schrecken herrschte bis in das hohe Gebirge hinauf. Die spanische Regierung sah sich genöthigt, die strengsten Maaßregeln zu ergreifen, da auch ein Aufstand unter den Gebirgsindianern zu fürchten war; es wurden daher an den Grenzen aller Gebirgs-Districte Castelle und Bollwerke erbaut und stark bemannt; doch griff die Empörung nicht weiter um sich. Atahuallpa sank, da er zuletzt den gemeinsamen Kräften der Spanier nicht widerstehn konnte, in die Vergessenheit zurück; von Einzelnen wird jedoch berichtet, er habe tief in den Gebirgen die Herrschaft über mehrere Indianerstämme bis an sein Lebensende behauptet. *) —

Eine ähnliche Empörung brach 1780 unter Juan Gabriel Condorcanzi aus, der sich Tupak Amaru nannte; nach anfangs glücklichen Erfolgen wurde sie gestillt und der Rädelsführer hingerichtet.

Als die spanischen Länder in Amerika vom Mutterlande abfielen, blieb Peru am längsten ruhig, weil die spanische Macht gerade da am größesten war. Endlich erhob sich der General San Martin, der im Dienste der Republik Buenos Ayres stand, und begab sich 1820 nach Chili, wo er von einer Truppen-Abtheilung zum Obergeneral ernannt wurde und ein Heer sammelte, das ungefähr 5000 Mann stark war. Mit diesem

*) Tschudi S. 324 ff. 2. Band.

landete er in der Bai von Pararca, oberhalb der Stadt Pisco, die besetzt wurde. Die Flotte unter dem Befehle des Lord Cochorana drang in den Hafen von Callao ein und machte sich zum Herrn der ganzen Küste. Der spanische Oberbefehlshaber, von allen Seiten gedrängt, versuchte erst Unterhandlungen, die sich jedoch zerschlugen und zog sich dann in das Innere des Landes zurück, worauf San Martin, am 9. Julius 1821, in Lima einrückte und, nachdem er die Unabhängigkeit Peru's feierlich erklärt hatte, zum Protector der neuen Republik ernannt wurde. Ein Jahr darauf trat er mit Bolivar*) in Unterhandlung, und verließ Peru. Bolivar landete mit einem kleinen Heere, ward zum Dictator erwählt und focht so glücklich gegen die Spanier, daß diese die Capitulation von Ayacucho schlossen und Peru bis auf Callao räumten, welches von dem General Rodil sehr tapfer vertheidigt wurde. Bolivar, von Neuem zum Dictator erwählt, erklärte Oberperu für unabhängig, dessen Provinzen: Charcas, La Paz, Cochabamba, Potosi, Sta. Cruz sich unter dem Namen Bolivia zu einer Republik vereinigten. Am 22. Januar 1826 mußte sich auch Callao ergeben und nun war ganz Peru frei. Es schloß Bundes- und Freundschafts-Verträge mit den Nachbarstaaten Mexico, Columbien und Guatemala, hat aber bis auf die neuesten Zeiten weder zu einer festen Verwaltung noch zur Sicherheit

*) Bolivar (Simon) ward 1780 in Carrocas geboren, stammte aus einer alten spanischen Familie, ward in Europa gebildet und stellte sich, sieben Jahre nach seiner Rückkehr, 1810 an die Spitze der Freiheitskämpfer seines Vaterlandes. Es gelang ihm nach mancherlei Schicksalen, nach Sieg und Niederlage Venezuela zu erobern, zu dessen Dictator er ernannt wurde. 1824 wurde er Dictator von Peru, 1830 dankte er ab, übernahm aber den Oberbefehl wieder und starb in demselben Jahre in dem Dorfe Pedro bei San Marta. Er war ein außerordentlicher, sehr tapferer, besonnener und völlig uneigennütziger Mann.

gelangen können, da viele Parteien sich gegenüber stehn, die mehrere Male blutige Fehden veranlaßt haben.

Die Indianer hatten nur gezwungen an diesen Kämpfen Theil genommen. Nach der Vertreibung der Spanier verbesserte sich ihre Lage nur sehr unbedeutend; wurden einzelne drückende Lasten abgenommen, so wurden andere neue wieder auferlegt und sie genossen auf dem Boden ihrer Väter keineswegs einer größeren Freiheit. Deßhalb haben sie auch den Haß gegen alle, die nicht ihres Stammes sind, beibehalten und geben die Hoffnung nicht auf, die verlorene Herrschaft einst wieder zu erringen. Auf das sorgfältigste bewahren sie die Erinnerungen an ihre ehemalige Größe. In den südlichen Provinzen versammeln sich an gewissen Tagen die jungen Männer bei der Morgenröthe in der Hütte ihres Caziken oder Aeltesten und hören begierig zu, wie er ihnen die Geschichte der Inca's, die Großthaten ihres Volkes, die Empörung des unglücklichen Tupac Amaru erzählt und schwören allen denen tödtliche Feindschaft und unauslöschlichen Haß, die ihnen das Erbe ihrer Väter vorenthalten. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß sie sich dasselbe einst mit den Waffen in der Hand erobern werden. Dann haben freilich alle Nicht-Indianer das Aeußerste zu fürchten.

Wir wollen nun das Leben der Indianer, wie es jetzt sich gestaltet hat, näher betrachten, wobei wir jedoch in einigen Beziehungen auf das hinweisen müssen, was wir von den Indinanern in Lima gesagt haben.

Eine sehr bedeutende Zahl Indianer ist in den Bergwerken beschäftigt, welche den Mineros, meist Abkömmlingen alter spanischer Familien, gehören. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Geduld arbeiten sie in den Schachten und fördern ihr Werk mit großem Fleiße. Zufrieden mit schlechter Nahrung und noch schlechterer Wohnung befahren sie zur bestimmten Zeit die Grube, vollenden ihr saures Tagewerk, während dessen sie nur in dem viermaligen Genusse der Coca einige Erholung

finden und empfangen am Ende der Woche nach Abzug der auf Abrechnung empfangenen Waaren und Lebensmittel höchstens einen Thaler an Gelde. Dieser wird Sonntags vertrunken und verjubelt, wobei oft gefährliche Gefechte entstehen, deren Folgen gewöhnlich tödtliche Verwundungen sind. — Für seine Familie legt der Arbeiter selten etwas zurück; er lebt auch nicht für die Zukunft. Die Gegenwart zu genießen, das ist seine Aufgabe und seine Freude.

Anders ist es mit den Indianern in der Montana, das ist in den ausgedehnten Urwäldern, die sich von Norden nach Süden, längs des östlichen Fußes der Anden, durch das ganze Land erstrecken. Da bebauen sie entweder selbst ihre Felder, oder arbeiten für Tagelohn in den größern Anpflanzungen, in denen Zucker, Caffee, Mais, Coca, Tabak, Apfelsinen, Bananen und Ananas gewonnen werden. Auch sammeln sie Chinarinde, Balsam, wohlriechende Harze, Honig und Wachs. Die Häuser in den Plantagen sind, nach der Erzählung Tschudi's, meist auf einer Anhöhe angelegt, aus Rohr gebaut, das mit einer lehmigen Erde beworfen wird und mit Stroh und Palmblättern gedeckt; rings um das Gebäude liegen die angebauten Felder, wobei immer genau der Boden ausgesucht wird, der für die eine oder die andere Pflanze günstig ist; die Caffeestauden umgeben gewöhnlich das lange Haus und die als Vorrathskammern benutzten Nebengebäude; die Fruchtbäume stehn alleeartig längs der Maisfelder, an sumpfigen Stellen dehnen sich die grünen Zuckerfelder aus; um die Brunnen und Flüßchen wuchern die nützlichen Banianenstöcke, auf trockenen, heißen Abhängen reihen sich die köstlichen Ananas, und am weitesten vorgeschoben in den engen, heißen Schluchten ziehen sich die Cocafelder hin. Da sowohl die Feuchtigkeit der Luft, als die zahllosen Insecten, Mäuse und Beutelratten dem langen Aufbewahren von Vorräthen hindernd entgegenstehn, so suchen die Anwohner der Wälder dieselben so bald als möglich zu verkaufen oder zu vertauschen, wodurch ein

ziemlich lebhafter Verkehr entsteht. Die Gebirgs-Indianer kommen mit ihren Lama's und Eseln, bringen gedörrtes Fleisch, Kartoffeln, Quinoa und Salz, um Früchte dafür einzukaufen, oder vielmehr einzutauschen, denn es ist fast immer ein Tauschhandel. Bloß die Plantagenbesitzer führen die Erzeugnisse ihrer Hacienda's selbst aus, verkaufen sie für baares Geld und versehn sich in den Gebirgsstädten mit europäischen Waaren, besonders gedruckten Kattunen, rohem Baumwollenzeug, groben Wollenstoffen, Messern, Beilen, Hacken, Angeln, u. s. w., mit denen sie ihre Arbeiter bezahlen und sie ihnen zum fünf- und sechsfachen Werthe berechnen. Da überall in diesen Waldpflanzungen ein großer Mangel an Menschen ist, so suchen die Plantagen-Besitzer die wenigen Indianer, die sich freiwillig dort angesiedelt haben, für immer an sich zu fesseln; sie verkaufen ihnen die nothwendigen Waaren zu hohen Preisen unter der Bedingung, daß sie durch Feldarbeit abbezahlt werden. Oft arbeitet ein unglücklicher Indianer für ein rothes Taschentuch oder dergl., das kaum vier Groschen werth ist, fünf Tage lang von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergange. Das Verlangen, bunte Gegenstände zu besitzen, die Nothwendigkeit, Stoffe für die dürftigen Kleider zu erhalten, oder das Bedürfniß nach Werkzeugen, um in den wenigen freien Stunden das eigene Feld zu bebauen, veranlassen die Indianer, Schulden auf Schulden zu häufen, noch mehr aber die unersättliche Begierde nach Coca und berauschenden Getränken. Nur selten wird in den Anpflanzungen das Zuckerrohr zu Zucker verarbeitet, gewöhnlich wird der Saft in braune Kuchen eingekocht oder zu Rum gebrannt. Diesen berauschenden Branntwein lieben die Indianer sehr und scheuen nichts, sich dessen Genuß zu verschaffen. Wenn sie angefangen haben, sich zu berauschen, so verlangen sie mehr und mehr von diesen Getränken, die ihnen auch willig gereicht werden; kehren sie dann nach einigen Tagen nüchtern zu ihrer Arbeit zurück, so haben sie für Monate keinen Ertrag ihrer Arbeit zu hoffen.

Zu den strengsten Arbeiten in den Montanas gehört das Urbarmachen der Wälder, das nur in der heißen Jahreszeit vorgenommen werden kann. Da der Boden immer naß und die Bäume sehr saftreich sind, so müssen diese gegen das Ende der Regenzeit gefällt werden und einige Monate hindurch austrocknen, dann werden sie angezündet; nur selten sind sie dürre genug, um vollständig abzubrennen; es ist dieß jedoch kein großes Hinderniß zur Anpflanzung, denn die Saat wird zwischen die halbverkohlten Stämme gesäet. In der Regel pflanzt man das erste Jahr Mais, der in unglaublicher Fülle wächst.

Die Indianer, welche im Innern der Wälder leben, ohne in öftere Berührung mit den Bewohnern des kultivirten Landes zu kommen, führen ein etwas glücklicheres Dasein. Mit dem zufrieden, was die reiche Natur ihnen darbietet, und unbekannt mit den Bedürfnissen eines verfeinerten Lebens, begehren sie nichts, als was ihnen der Wald bietet. Sie bepflanzen dort ihre kleinen Felder, deren Pflege den Weibern überlassen ist, während die Männer mit Blaserohr und Pfeilen auf die Jagd gehn, und oft Wochen und Monate lang ausbleiben. Die Regenzeit treibt sie in ihre leichtgebauten Hütten, in denen sie hinbrütend der Ruhe pflegen, die nur selten durch das Verfertigen von Waffen oder durch Fischfang unterbrochen wird; der wolkenlose Himmel lockt sie wieder auf ihre Streifzüge, die ihnen einen großen Theil ihrer Nahrung bringen.

Haben sie sich an den Ufern der Ströme angesiedelt, so treiben sie Handel mit Fieberrinde, Sassaparilla, Färbehölzern u. s. w. Um die erstere zu gewinnen, geht eine Schaar unter Leitung eines Käufers im Monat Mai zu den ausgedehnten Cinchonawäldern. Dort angelangt, besteigt Einer einen hohen Baum, um eine freie Aussicht auf die Waldfläche zu gewinnen und die Gruppen der Chinabäume zu erspähen; dazu werden nur erfahrene Leute gewählt. Hat der Späher entdeckt, was er suchte, so steigt er zu seinen harrenden Gefährten hinab und führt sie

mit einer bewunderungswürdigen Genauigkeit zu der Gruppe hin. Schnell baut man eine Hütte, um in der Nacht oder bei eintretendem Regen ein Obdach und zum Trocknen und Aufbewahren der Rinde einen gesicherten Platz zu haben; dann werden die Bäume, so nahe wie möglich an der Wurzel, gefällt, in 3 bis 4 F. lange Stücke gespalten und ihre Rinde mit einem kurzen, etwas gebogenen Messer der Länge nach eingeschnitten. Nach 4 — 6 Tagen, wenn die Stücke schon etwas trocken sind, wird die schon eingeschnittene Rinde in langen, möglichst breiten Bändern abgestreift und diese in der Hütte, oder bei heißem Wetter vor derselben zum Trocknen ausgelegt. Ist sie ganz trocken, so wird sie mit Schlingpflanzen zugeschnürt. — In früheren Zeiten bildete die Rinde noch einen viel bedeutenderen Handelsartikel, als jetzt, jedoch hat der Verkauf neuerdings wieder zugenommen.

Eine gewisse Klasse von Indianern, die auch tief im Innern der Wälder, namentlich im Süden wohnen, beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem Einsammeln von Balsamen und wohlriechenden Harzen zum Räuchern in den Kirchen u. s. w., so wie mit Verfertigung mehrerer Arten von Heilmitteln, Salben, Pflaster und Pulver. Beim Beginn der Regenzeit verlassen sie die Wälder und steigen in langen Schaaren in die Gebirge. Die Männer tragen, gegen die allgemeine Sitte, die Lasten; die Weiber begleiten sie jedoch, bis sie in der Sierra anlangen; denn da die Bündel oft über einen Centner schwer sind, so reiben sie den Rücken des Trägers bei dem langen Bergsteigen wund und die Frauen übernehmen dann das Geschäft des Heilkünstlers. Der verwundete Mann läßt sich auf Hände und Füße nieder, die verletzte Stelle wird sorgfältig gewaschen, mit Copaiva-Balsam befeuchtet, mit Blättern belegt, an den Seiten durch schmale Streifen von Fellen geschützt, zuletzt mit der Haut eines Waldthieres, gewöhnlich einem Stück Onzenfelle belegt und die Last wieder auf den Rücken gebunden. — Die Kleidung dieser In=

dianer beschränkt sich bei ihren Wanderungen durch die Wälder auf ein sackartiges Hemd ohne Aermel für die Weiber und auf einen Gürtel für die Männer; sie haben keine Fußbekleidung, malen sich aber mit einem Pflanzensafte die Füße in Form von Halbstiefelchen an, wodurch sie gegen den schmerzenden Stich der lästigen Insekten geschützt werden. Die Farbe dringt so sehr in die Haut ein, daß sie mit Wasser nicht wegzubringen ist, sondern nur mit Oelen. In den Gebirgen tragen die Indianer Stiefeln, die aus Schlingpflanzen geflochten sind.

Wenn sie, was gewöhnlich schnell geschehen ist, ihre Vorräthe verkauft haben, so kehren die Meisten in ihre Heimath zurück; Einige entfernen sich aber bis auf 150 Meilen weit, durchziehn Peru und kommen nicht selten mit ihren großen Kürbißflaschen voll Balsam bis nach Lima. In den Gebirgen herrscht ein allgemein verbreiteter Glaube an die Wunderkraft ihrer Heilmittel. Aber sie bringen nicht bloß die Medicamente, sondern sie behandeln auch selbst die Kranken und machen Operationen. In der Regel sind sie sehr geschwätzig und erzählen die abentheuerlichsten Geschichten, Erzeugnisse ihrer Einbildungskraft; in ihren Bewegungen, Reden, Kurmethoden sind sie ausgemachte Charlatane. — Alle, von denen bisher die Rede gewesen ist, sind Christen und werden streng von den Indiosbravos unterschieden, welche ausschließlich die östlichsten Gebirgsstrecken von Peru nach der Grenze von Brasilien hin bewohnen.

Diese gehören unzähligen Stämmen an, von denen jeder seine eigenen Gebräuche, Religion und die Meisten auch ihre eigene Sprache haben. Nur wenige sind genauer bekannt, da seit der Zerstörung der Missionen jede Communication mit ihnen abgebrochen ist; namentlich ist es höchst schwierig, über die Indiosbravos, welche die Montanas von Südperu bewohnen, genauere Nachrichten zu erhalten; undurchdringliche, wilde Wälder liegen zwischen ihnen und der civilisirten Welt. In Mittelperu sind die Stämme der wilden Indianer am meisten gegen die christlichen

vorgeschoben, nämlich in der Montana de Huanta die Iscuchanos, in der Montana de Vitoc die Chunchos. Jene treiben Tauschhandel mit den Bewohnern von Huanta; von Zeit zu Zeit treten aber Epochen von Feindseligkeiten ein, welche dadurch entstehen, daß die Indianer sich Räubereien erlauben. Als vor einigen Jahren die Bewohner von Huanta zu einer feierlichen Prozession am Frohnleichnamstage versammelt waren, kam eine Schaar jener Indianer mit wilden Stieren, die sie, heftig gereizt, auf die versammelte Gemeinde losstürzen ließen; unter dem Hohngelächter der Wilden zerstob die Prozession, viele der Huantanos wurden schwer verletzt oder getödtet.

Die Chunchos sind weit gefährlicher und bilden einen der furchtbarsten Stämme der Indios Bravos. Sie bewohnen den südlichsten Theil der Pampa del Sacramento, der terra incognita Peru's, vorzüglich das Flußgebiet des Chanchamayo und Perene. Von da, wo sich der Perene mit dem Apurimac zum Capanegua, (der später den Namen Yana yanitiriri und dann Ucayali annimmt,) vereinigt, bis zum Zusammenflusse dieses letzteren mit dem Maranon, wohnen eine große Anzahl nur dem Namen nach bekannter Stämme, dasselbe gilt auch von denen, welche die, zwischen dem Ucayali und Huallaga ausgedehnte Pampa del Sacramento bevölkern und sich größtentheils längs dem Ufer des Rio Pachitea aufhalten. Die Grenznachbaren der Chunchos sind die blutdurstigen Campas oder Antes, welche die Missionen von Jesus Maria in Pangoa zerstört haben. Neben ihnen leben die, durch ihren diebischen, verschmitzten und mordlustigen Charakter übel berüchtigten Pirros, auch am östlichen und westlichen Ufer des Rio Yana yanitiriri wohnen verschiedene Stämme, darunter die Casibos, welche mit den umliegenden Nationen stets in einem zerstörenden Kriegszustande sich befinden. Sie sind wahrscheinlich, wie die Antes und Chunchos, noch Menschenfresser und unternehmen ihre Züge vorzugsweise, um Gefangene zum Verspeisen zu erlangen. Sie wissen mit der täuschendsten

Aehnlichkeit die Stimme von Waldthieren nachzuahmen, betrügen dadurch häufig die Jäger fremder Stämme in den Wäldern, locken sie in Hinterhalte und nehmen sie dann gefangen; nimmt man dagegen Einige von ihnen gefangen und führt sie in die Sklaverei, so bleiben sie auch da noch höchst gefährlich. Ein Padre, Plaza mit Namen, in der Mission von Sarayacu, hatte einen jungen Casibo, der zehn Jahr alt war. Dieser, seiner thierischen Natur folgend, machte eines Tages Jagd auf einen kleinen Knaben, um ihn zu tödten; der Padre machte dem Wilden, den man zum Glück beobachtet und festgehalten hatte, heftige Vorwürfe; darauf sagte der kleine Bösewicht: was willst du? ich hatte großen Hunger und wollte deßhalb den Jungen aufessen?

Nördlich von der einzigen Mission, welche Peru jetzt noch besitzt, von Sarayacu, wohnen die Sensis, welche sehr tapfer und kriegerisch, aber viel weniger grausam sind, als die Casibos. Es ist ein sehr schöner Menschenschlag.

Diesem Stamm und neben ihm, westlich und östlich vom Fluß Ucayali die Remos, Maparis, Aguanos, Manahuas, Cascas und viele andere, beschäftigen sich meist mit Krieg und Jagd; die Weiber bebauen das Feld, fischen, trocknen Vorräthe, weben, kochen, und pflegen ihre Männer. Ihre Kleidung ist sehr einfach; die Männer tragen ein Hemd ohne Aermel, die Frauen einen bis zum Knie reichenden Rock; die Stoffe sind von Baumwolle, weiß, blau oder roth gefärbt. Die Meisten bemalen den Körper; unter manchen Stämmen herrscht auch die Gewohnheit, Ohren, Nase und Unterlippe zu durchbohren und Zierrathen darin zu tragen. — Hauptwaffen auf der Jagd sind Pfeil und Bogen; im Kriege bedienen sie sich noch der Keulen und einer Art hölzerner Schwerter. Die Pfeile werden von Schilfrohr verfertigt, sind in der Regel 5 — 6 Fuß lang und etwa fingerdick; die Spitze ist aus sehr hartem Holze mit eingeschnittenen Widerhaken oder mit angebundenen, scharfen

Fischzähnen und etwa drei Zoll lang; der Pfeilbart besteht meist aus bunten Federn vom Arras. Der Bogen mißt ungefähr 5 Fuß und ist aus sehr hartem Holze zugeschnitten; er ist in der Regel flach und an beiden Enden verziert; die Schnur wird aus dem Baste der Blätter einer Agave gedreht. Zum Köcher wird ein sehr dickes Rohr ausgesucht, an das allerlei abentheuerliche Figuren eingeschnitzt und gemalt werden. — Bei vielen Indianern ist das Blasrohr eine gewöhnliche Jagdwaffe. Es ist aus einem langen Rohr oder jungen, ausgehölten Palmen verfertigt und mißt 8 — 12 Fuß; die Pfeile sind nur bis zu zwei Zoll lang, von der Dicke eines starken Cactusstachels und am hintern Ende mit feinem Bast umwunden. Fast alle diese kleinen Pfeile sind vergiftet; das Gift ist beinahe bei jeder Nation verschieden und wird unter geheimnißvollen Ceremonien gebraut, weßhalb uns auch die Art der Bereitung und die Stoffe dazu nur theilweise bekannt sind. Die Hauptbestandtheile bilden Säfte von Pflanzen, auch Abkochungen von Blättern; doch wird auch eine sehr giftige Ameise und der Zahn einer Schlange dazu verwandt. Die Wirkung des Pfeilgifts ist schnell; Menschen und größere Säugethiere sterben in 4 — 5 Minuten, Vögel zwei Minuten nach der Verwundung.

Die Keule ist 4 — 5 Fuß lang, am dickeren Ende mit einer Reihe von Geweihen vom rothen Hirsch kreisförmig umgeben; ein einfaches, langes Horn ist nach vorn in der Mitte befestigt und dient vorzüglich dazu, beim Ausruhen die Keule in die Erde zu stecken. Das Schwert wird aus dem schwarzbraunen, sehr harten und schweren Holze der Chunta gemacht; es ist sehr scharf; der Griff ist mit einer Schleife für die Hand versehen und ist, wie die hintere Hälfte der Waffe, zierlich mit Bändern und Schnüren umwickelt. — Außer diesen Waffen giebt es andere zur Vertheidigung; Schilde, aus Schlingpflanzen geflochten und mit Fell überzogen u. s. w.

Die Indianer aller zuletzt genannten Stämme leben meist in vereinzelten Waldhütten; zuweilen bauen sie sich Familienweise ihre Wohnungen und bilden so einen Weiler; sobald sich dieser vergrößert, zieht ein Theil tiefer in die Wälder hinein. Die Hütten sind viereckig, oder länglich rund, oder ganz rund; die Wände bestehen aus starken Baumstämmen, die durch Schlingpflanzen mit einander verbunden sind; das Dach aus Palmblättern auf einem Rohrgerippe; der Eingang wird auf der, dem herrschenden Winde entgegengesetzten, Seite offen gelassen und nur selten durch eine Thür geschützt. Die Chunchos haben Hütten, welche einem offenen, auf die Erde gestellten, Regenschirme gleichen. Die einzige Wand, welche auch das Dach bildet, besteht aus acht langen Rohren, die, fächerförmig nach unten ausgebreitet, schief gegen die Erde stehen und auf drei querliegende Baumstämme gebunden sind. Auf diesem einfachen Gerippe liegen, der Länge nach, die Blätter eines palmartigen Baumes. Eine in die Erde eingerammte Stange reicht schief nach der Mitte der inneren Seite der Wand, oder zwei schwächere nach den Seiten und dienen diesem lockeren Bau als Stützen. Je nach der Richtung des Windes wird die Hütte herumgedreht.

---

Im Folgenden werden wir noch einige anziehende Beschreibungen und Schilderungen hinzufügen, welche unsern jungen Lesern ein deutlicheres Bild von dem Lande und seinen Eigenthümlichkeiten geben werden. Diese Beschreibungen sind aus den Werken von Männern genommen, welche Peru in den letztern Jahren bereist haben.

---

# Ein Reisebild.

---

## Vierundzwanzig Stunden in der strengen Puna von Peru.

Der Morgen war im Erwachen. Die Sonne begann die mit ewigem Schnee bedeckten Häupter der Cordillera leicht zu röthen und durch die rußige Oeffnung im Dache meines Punaschäfers, die statt des Rauchfanges diente, drangen die spärlichen Lichter des anbrechenden Tages in's Innere der Hütte, ein dunkeles Mysterium von Armuth und Schmutz.

Ich verließ mein trauriges Lager, welches der gutherzige Gastfreund mir vergönnt, nachdem ich ein Paar Stunden vorher mich in meinen Kleidern auf dasselbe hingestreckt hatte, hob das Kuhfell vor der Thüröffnung auf, und kroch hinaus, um nach meinem Maulthiere zu sehen und es zu meiner Weiterreise zu satteln.

Mit einem dankbaren Gefühle für den Schutz der vergangenen Nacht verließ ich die traurige Wohnung und suchte trockenen Fußes durch den Morast zu kommen, der sie umgab. Zitternd vor Kälte stand mit gesenktem Kopfe und eingefallenen Weichen mein treffliches Thier an einen Stein gebunden. Diese Vorsicht, die Pferde oder Maulthiere zu befestigen, sei es an einen Stein oder am eigenen Leibe, wenn man genöthigt ist, unter freiem Himmel zu übernachten, ist in der Puna besonders nothwendig, da der Instinkt dieser Thiere sie oft 5 — 6 Stunden lang treibt in einem tiefen Thale Nahrung zu suchen, denn das kurze Gras

der wilden Hochebenen ist in der That eine geringe Erquickung für die Anstrengungen, die es kostet, sie zu bereisen.

Ich sattelte mit froststeifen Händen mein Mula auf, und legte die Quersäcke über, in denen sich auf der einen Seite mein Mundvorrath, auf der anderen meine kleine Sammlung ausgestopfter Vögel befand, die ich in den vorhergehenden Tagen geschossen hatte. Knurrend und mit scheelen Blicken begleiteten die falschen, braungelben Hunde, welche die Nacht durch mein Bett mit mir getheilt hatten, jede meiner Bewegungen, und nur durch ausdrückliche Drohungen vermogte ihr Herr sie zu beschwichtigen. Mein indianischer Hauswirth reichte mir die Flinte, ich bot ihm mit Realen und Papiercigarren mein Gastgeschenk, fragte nach dem Wege und ritt mit einem dankbaren und freundlichen „**Dios lo pague**“ weg, während er mir halb gleichgültig, halb neugierig nachschaute, und dann wieder mit seinem Hunde in die einsame Hütte kroch.

Ein dichter, schwerer Nebel bedeckte die ganze Gegend und verschmolz mit dem über Nacht reichlich gefallenen Schnee in ein monotones Weiß, wie das Leichentuch mit dem alabasterähnlichen Körper der entseelten Jungfrau in einen farblosen Ton zusammengeht. Mein Weg führte mich bei einer alten Indianerin vorbei, die ihre Schaafe zur Weide trieb. Blöckend zog die Heerde voran und ließ eine tiefe Furche im Schnee zurück. Ungeduldig harrten sie, daß die siegreiche Sonne den Nebel durchbreche und die unwillkommene Decke von ihrem spärlichen Futter wegziehe. Etwas höher traf ich den verwilderten Sohn jener Schafhirten, emsig beschäftigt, mit seinem Hunde Rebhühner zu fangen, um sie den nächsten Sonntag im nächsten Dorfe für eine Kleinigkeit zu verkaufen. Mehrere Stunden waren verflossen, als endlich die Sonne den Nebel zertheilte, und vor ihren brennenden Strahlen war in wenigen Augenblicken der Schnee verschwunden. Mit neuer Kraft durchdrungen, orientirte ich mich in der menschenleeren Höhe.

Ich hatte eine Hochebene in einer Höhe von fast 14,000 Fuß erreicht. Von beiden Seiten starrten mich die ewig beeis'ten Zacken der Cordillera an, aus denen einzelne Pyramiden gigantisch zum Himmel emporstrebten.

Wie wenig Leben hatte noch die Sonne geweckt! Rings um mich, wo das mattgelbe, und kaum fingerhohe Punastroh mit den grünen Gletschern des Gebirges zerschmolz, war alles still, und kaum erinnerte auf der eintönigen Erddecke eine spärliche Vegetation an die verkümmerten Pulse des Lebens.

Froh grüßte ich, wie alte Bekannte, die blaue Gentiana und die braune Calceolaria und zählte die gelben Blumen des Echinocactus, die in weiten Anlagerungen die Steine bekleiden und von ferne mit ihrem weichen weißen Filze, der die Dornbüsche umgiebt, wie einzelne Schneespuren erscheinen.

Aber je weiter ich ritt, desto mehr Leben fand ich, und besonders trat die höhere Thierwelt mehr hervor und in dieser die Vögel, arm an Arten, aber reich an Individuen; Paarweise weidete die stolze Huachua, die schöne Gans der Puna, in den Sümpfen das kurze Riedgras ab, und begleitete jede Bewegung mit einem halb unterdrückten Schnattern. Kreischend und fast wie Unglück verkündend flog der metallglänzende Ligli unter widerlichem Geschrei aus dem Moorgrunde auf, um sich etliche Schritte vor mir niederzusetzen und aufzufliegen alsbald, und so unter Sitzen und Fliegen meilenweit jeden meiner Schritte zu begleiten. Der Punaspecht klopfte lautschreiend an die Felsen, um aus einer Ritze ein verlorenes Insect zu locken, und hundertfach wiederholte das Echo die widerlichen Töne. Sorglos näherte sich die Pandurria, mit ihrem langen Schnabel die Erde nach Würmern aufwühlend, und gravitätisch ritt auf dem nassen Boden der Yanahuico, ein schwarzgrüner Ibis. Auf den Wellen einer kleinen Laguna, bei der mich mein Weg vorbeiführte, wiegten sich die schwarzköpfigen Quiullas, und zahlreiche Schaaren von Enten, während sich der schwarzgraue Auasch,

da ihm die Gabe des Fliegens versagt ist, an unaufhörlichem Tauchen vergnügte. Ferner am sumpfigen Ausflusse des Bergsees wadete ein großer Schwarm hochbeiniger Flamingo's, immer auf der Hut, nicht überrascht zu werden und bei jeder Bewegung sich schnell zurückziehend.

Die Einförmigkeit der Gegend war fast ganz verschwunden. Heerden von Vicunas näherten sich neugierig, um bald darauf mit Windesschnelle zu fliehen, in der Ferne sah ich stolze Schaaren von Vicuna's, die mich vorsichtig betrachteten, vorbeiziehen, im Verstecke der Felsen wachten einzelne Rehe auf, und verfolgten lautpfeifend den Bergabhang; langsam kam der sonderbar gehörnte Punahirsch (**Tarusl**) aus seiner Höhle und sah mir, fast erstaunt, mit seinen großen, schwarzen Augen nach, während die muntern Felsenhasen (**Viscachas**) traulich spielten, und die kleinen Kräuter abweideten, welche die Felsenritzen spärlich bekleiden.

Ich hatte viele Stunden lang schon meinen Weg ohne Aufenthalt fortgesetzt und das mannigfaltige Leben dieser so eigenthümlichen Alpenwelt beobachtet, die in so mancher Beziehung dem offenen Lande, ja der Steppe ähnlich sieht, als ich auf ein todtes Maulthier stieß, das vermuthlich, als es seiner Last unterlag, zurückgelassen wurde und vor Hunger oder Kälte einen elenden Tod gefunden. Als ich näher trat, störte ich drei gierige, hastige Condore auf, die mit ihrem auf Meilen geschärften Blick die köstliche Beute gefunden und sich eben ihrer bemächtigt hatten. Stolz schüttelten die Könige der Luft ihr gekröntes Haupt und indem sie Feuerblicke aus den blutrothen Augen schossen, erhoben sie die Riesenschwingen, und schwebten Verderben drohend über meinem Kopfe in immer kleineren Kreisen, während Einer, mit wüthendem Gekrächze die Beute vertheidigend, in der Nähe blieb, bis ich, auf jeden Angriff gefaßt, mit in die Höhe gerichteten Flintenläufen behutsam an der unheimlichen Stelle vorbeigeritten war, ohne den Wegelagerern ihre Mahlzeit im Geringsten streitig zu machen.

Als ich noch eine Zeitlang fortgezogen war, erblickte ich zu meiner Freude zwei ärmlich gekleidete Indianer in ihre dichten Panho gehüllt, die emsig den Dünger der Vicunas und Huanacus sammelten, um ihn in den nächsten Silberschmelzöfen als ausgezeichnetes Brennmaterial zu verkaufen, indeß ein kleiner Junge ihre grasende Llamas hütete.

Die Sonne hatte schon vor 2 Stunden ihre Mittagshöhe erreicht. Seit dem frühen Morgen war ich fortwährend, wenn auch allmählig Berg an gestiegen. Mein keuchendes Maulthier hatte seinen Schritt verkürzt und von Zeit zu Zeit angehalten und es schien mit Widerwillen eine Höhe zu besteigen, die auf meinem Wege lag. Ich stieg ab, um mein armes fleißiges Thier zu erleichtern und meine Glieder, die seit der Frühe nicht aus dem Sattel gekommen waren, etwas in Bewegung zu bringen. Rüstig stieg ich bergan, doch begann ich auch alsobald den verderblichen Einfluß des verminderten Luftdruckes in diesen Höhen zu fühlen, und bei jedem Schritte ergriff mich ein frühen nie empfundenes Unbehagen. Ich mußte stille stehen, um Luft zu schöpfen, aber ich fand sie kaum; ich versuchte zu gehen, aber eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich meiner; hörbar klopfte das Herz gegen die Rippen, der Athem war kurz und abgebrochen, eine Welt lag mir auf der Brust, die Lippen wurden blau, aufgedunsen und barsten. Die feinen aufgeschwollenen Gefäße der Augen rissen und tropfenweise drang das Blut heraus. In gleichem Maaße verminderten sich die Sinnesthätigkeiten, ich sah, hörte, fühlte nichts mehr, ein dunkelgrauer Nebel schwamm vor meinen Augen, oft tiefgeröthet, bis ihm eine blutige Thräne entquoll. Jetzt fühlte ich mich verwoben in dem Kampf um Leben und Tod, den ich vorher in der Natur ahnte; mein Kopf schwindelte, die Sinne schwanden und zitternd mußte ich mich auf die Erde niederlegen. Wahrlich, wenn mich hundert Fuß höher die köstlichsten Güter der Erde oder die Glorie der Ewigkeit erwartet hätten, es wäre mir physisch und moralisch

unmöglich gewesen, auch nur die Hand nach ihnen auszustrecken.

In halb besinnungslosem Zustande war ich eine Zeit lang auf der Erde gelegen, als ich mich so weit erholt hatte, um mit Mühe mein Thier besteigen zu können; denn ich mußte fort. Schwarze gewitterschwere Wolken hatten sich am Horizonte gehäuft. Zahllose Blitze leuchteten auf ihrem dunklen Grunde; der näher kommende Donner drohte dem Obdachlosen mit einem fürchterlichen Naturschauspiele. Aber das Hochgewitter lagerte sich schwer um die metallreichen Cordillera-Gipfel und nur das leichte Gewölk jagte mir entgegen; bald löste es sich in ein orkanisches Schneegestöber auf, das der eisige Wind mir in's Gesicht peitschte und mir jeden Augenblick den Athem abzuschneiden drohte. In weniger als einer halben Stunde war die ganze Gegend fußhoch mit Schnee bedeckt, Sumpf und Hügel, Thal und Felsenabhang erschienen nur als eine Fläche, jede Spur des Weges war verschwunden und meine Lage verschlimmerte sich jeden Augenblick. Hätte ich damals die Puna so genau gekannt, wie nachher, ich würde meinen Weg nach dem Fluge der Vögel gerichtet haben; aber unglücklicher Weise verfolgte ich die Fährte einer Vicunaheerde, die sich in einem Sumpfe verlor. Zu spät bemerkte ich es, mein Maulthier war plötzlich so tief eingesunken, daß es sich nicht wieder herausarbeiten konnte; es wurde mir bange; vorsichtig stieg ich ab und nur mit unsäglicher Mühe gelang es mir, mit meinem Dolche seine Füße herauszugraben und es wieder auf den zurückgelegten Pfad zu bringen. Lange ritt ich hin und her und suchte einen Weg in der unendlichen Oede. Endlich fand ich ihn, er war durch eine Menge Schädel und Gerippe bezeichnet, die mit ihren scharfen Kanten unter der weißen Decke hervorragten und den elenden Tod der Lastthiere anzeigten, welche auf diesem Wege ihrer Bürde erlegen waren. Ein willkommenes und doch so verhängnißvolles Wahrzeichen für den einsamen Wanderer! Da theilten sich plötzlich die

Wolken und die Strahlen der brennenden Tropensonne reflectirten grell auf der blendenden Schneefläche. Augenblicklich wurden meine Augen von Surumpe getroffen. Sie fingen an, heftig zu stechen und nur mit einem vorgehängten Tuche konnt' ich meinen Weg fortsetzen, immer in der peinigenden Furcht, ob mich nicht ein chronisches Augenleiden oder völlige Blindheit treffen werde.

Nach einer halben Stunde wiederholte sich die Scene von Neuem. Der plötzlich verfinsterte Himmel entlud unter Blitz und Donner und einem erschütternden Sturm ungeheure Schneemassen, dann kam die Sonne wieder, aber nur um sich hinter neuen Gewittern zu verbergen. Mit unendlicher Mühe setzte ich den Weg fort, das Maulthier vermochte mit seiner gesunkenen Kraft kaum noch durch den immer höher sich thürmenden Schnee sich durchzuarbeiten. Da brach die Nacht herein; starr vor Kälte und entkräftet vom Hunger und den Leiden des Weges konnte ich kaum mehr die Zügel halten und fühlte die Füße nicht mehr, die doch durch die breiten, hölzernen Steigbügel etwas geschützt waren. Zudem hatte ich noch die Gewißheit, daß das nächste gastliche Dach über 8 deutsche Stunden entfernt lag. In der Dunkelheit der Nacht und bei dem hohen Schnee war es unmöglich den Weg zu finden, oder auch nur sich zu orientiren. Mein erschöpftes Thier, das schon 14 Stunden ohne alle Ruhe oder Nahrung mit einer bedeutenden Last bergan gestiegen war, konnte nicht mehr weiter; schon glaubte ich mich verloren und entweder der steigenden Kälte, oder dem immer dichter fallenden Schnee zum Opfer zu werden, als ich rechts in der Dunkelheit einen überhängenden Felsen mit einer Höhle gewahrte. Ich ritt hinein, untersuchte flüchtig die Höhle, es war ein Obdach vor Wind und Schnee. Mühsam sattelte ich ab und bereitete aus den Satteldecken und Poncho's ein elendes Bett auf der nassen Erde. Das Maulthier band ich in der Nähe an einen Stein fest; mühsam und gierig scharrte es die wenigen Kräuter

des stiefmütterlichen Hochgebirges unter dem Schnee hervor. Nicht weniger hungerig nahm auch ich mein Abendbrod zu mir, das aus etwas geröstetem Mais und Käse bestand und warf mich, von dem rauhen Tagewerk im höchsten Grade erschöpft, auf das harte Lager, von dem noch lange das heulende und schreiende Gekrächze der Nachtvögel den Schlaf verscheuchte.

Als ich endlich, vor Müdigkeit überwältigt, eingeschlummert war, traten die Folgen des Surumpe mit neuer Heftigkeit ein. Mit einem unausstehlichen Brennen in den Wunden wachte ich auf; die Augenlieder waren mit halb geronnenem Blute zusammengeleimt. Ich sprang auf, und mußte laut aufschreien bei dem durchbohrenden Schmerze. Es war vorbei mit Ruhe und Schlaf; zitternd vor Schmerz und rasend vor heftiger Qual, erwartete ich bald ruhend auf einem Steine, bald stehend, sehnlich den Tag. Aber langsam entweicht dem Unglücklichen die Nacht.

Noch manche Stunde verging, die mich eine Ewigkeit däuchte. Als ich berechnet hatte, die Morgendämmerung müsse angebrochen sein, öffnete ich mit Mühe die schmerzenden Augen — aber es war nur, um meine schauerliche Lage ganz zu erkennen. Indem ich die Höhle, meine nächtliche Herberge, untersuchte, gewahrte ich zu meinem Schrecken, daß ein halbgefrorener menschlicher Cadaver zu meinem Kopfkissen gedient hatte. Schaudernd wandte ich mich ab und suchte mein Maulthier, um diesen verhängnißvollen Ort zu verlassen; aber mein Unglück hatte noch nicht sein Ende erreicht. Mein gutes Thier lag todt auf der Erde ausgestreckt; in seinem Heißhunger hatte es während der Nacht seine Kräuter nicht sorgsam gewählt, den giftigen Garbancillo gefressen und alsobald seinen traurigen Tod gefunden. Der arme Reisende, er hatte so manche harte Stunde mit mir getheilt!

Diese verzweiflungsvolle Lage hätte wohl auch den standhaftesten erschüttert; ich kehrte gegen die Höhle zurück — was konnte ich thun? über der nebelfreien Welt stand die junge, siegreiche

Morgensonne, die in der Nacht mit tiefem Schnee bedeckten Ebenen und Hügel lagen hell und grün da; der geschwätzige Acacli hüpfte traurig neben mir, die Viscachas spielten sorglos am Felsen, und neugierig näherten sich die Vicunas, als ob sie nichts von dem Schrecken der vergangenen Nacht wüßten. Ein unaussprechlicher Trost kam in meine düstere Seele und beruhigt trat ich in die Höhle, um meinen entseelten Gefährten zu untersuchen. War es vielleicht auch einer meines Geschlechtes, ein Reisender, der dem Hunger und Froste erlegen war? Nein, es war ein Halb-Indianer; mehrere tiefe, tödtliche Wunden am Kopfe zeigten mir, daß er mit der Steinschleuder von tückischer Hand der Indianer umgebracht und hieher geschleppt worden war; ihre Raubsucht hatte ihm sogar die Kleider genommen.

Ich ergriff meine Flinte und schoß einen Felsenhasen, suchte mir spärliches Brennmaterial und briet mir an einem Bratspieße, den ein Knochen vertreten mußte, ein nicht sonderlich wohlschmeckendes Frühstück, dann erwartete ich ruhig, wie sich mein Schicksal gestalten werde.

Es war etwas nach 12 Uhr Mittags, als ich in Zwischenräumen ein einförmiges abgebrochenes Geschrei hörte; erschrocken, erfreut, erkannte ich die wohlbekannten Töne. Ich bestieg den nächsten Felsen und erblickte in der Tiefe die beiden Indianer von gestern, die ihre mit Taquia beladenen Thiere nach dem nächsten Bergwerke trieben; schnell eilte ich hinunter und beredete sie, mir für ein kleines Geschenk von Taback ein Llama zu überlassen. Sie kamen auch willig mit mir nach der Höhle, das Llama nahm meine Habseligkeiten auf; ich warf mit einem Gefühle schmerzlicher Wehmuth eine Hand voll Erde auf den Leichnam und verließ diesen Ort des Unglücks. Das war in der Höhle von Lenas in den Altas, die gen Süden nach der Quebrada von Huaitara führen, am 13. Januar 1840.

---

## Der Pichincha-Krater.*)

Quito liegt zwar nicht weit von Pichincha, aber der vulkanische Boden ist dergestalt von tiefen Schluchten zerrissen, daß man einen ganzen langen Tag braucht, um auf den Gipfel des Berges zu gelangen. Ich brach daher (am 14. Januar 1845), in Begleitung meines Schülers Garcia Moreno, schon um 3 Uhr Nachmittags auf, damit ich noch einen Maierhof am Fuße des Vulkans erreichen möchte, wo ich übernachten wollte. Am nächsten Morgen bestiegen wir um 7 Uhr unsere Maulthiere und ritten bis zur Grenze des Pflanzenwuchses, wo wir absteigen mußten. Ich übergab die Thiere der Aufsicht meines Bedienten und wir begannen, mit einem Indier als Wegweiser, bergaufwärts zu klettern. Der Abgang ist äußerst uneben, so daß wir nur im Zickzack fortkommen konnten. Ueberdieß war der obere Theil des Vulkans mit kleinem Schutt von Bimssteinen bedeckt, wo man bis 2 Decimeter (7 bis 8 Zoll) tief einsank, und es kostete alle mögliche Anstrengung, um auf diesem beweglichen Boden nicht mehr rückwärts als vorwärts zu schreiten. Wir nahmen unsere Richtung nach einem von Zeit zu Zeit sichtbaren Pic, dessen höchsten Punkt wir um halb zwölf Uhr erreichten. Aber welche Täuschung! Ein furchtbarer dichter Nebel erlaubte uns kaum 15 Meter (47½ W. Fuß) weit zu sehen... Mittelst siedenden Wassers suchte ich die barometrische Höhe und berechnete sie zu 4775,60 Meter (15,108 W. F.)

*) Nouv. Annales des voyages. 1845.



Der Pichincha Krater.



Allmählig drang unser Auge in das Innere des schwarzen und schrecklichen Katers, ohne jedoch den Boden zu erreichen.

Hinuntersteigen! riefen wir Beide, und wie Narren stürzten wir uns in eine der verwegensten und mit Gefahren, denen vielleicht noch nie ein Mensch Trotz geboten hatte, verbundenen Unternehmungen. Es war Mittag. Der Führer weigerte sich, uns zu begleiten; wir übergaben ihm unsere Mäntel und was uns sonst hätte geniren können. Nur ein großer Hund folgte uns, erschrak aber bald so sehr über die unablässig von den Wänden in die Tiefe hinabstürzenden Steine, daß er umkehrte und uns allein ließ.

Wir setzten unser mühseliges Hinabsteigen fort. Der Wind hatte unterdessen die Wolken einigermaßen zerstreut und wir sahen nun den Boden des Kraters und fanden, daß wir in eine tiefe, zur Linken offene, und überall mit unheuern von den Wänden herabgestürzten Steinblöcken bedeckte Schlucht gerathen waren, deren Mitte das Bett eines jetzt ausgetrockneten Wasserstromes darstellte.... Mein Barometer zeigte, daß wir mehr als 300 Meter tief gekommen waren. Das Klettern wurde jetzt nach der rechten Seite hin fortgesetzt, wo wir auf einem ziemlich sanften Abhange die niedrigste Stelle des Kammes erreichten, welcher die Scheidewand zwischen den zwei Kratern bildet, aus denen der Hauptkrater besteht. Hier empfanden wir stärker als vorher den Geruch der schwefeligen Dünste, deren Quelle wir zu entdecken beschlossen hatten. Wir stiegen, uns Gottes Schutz empfehlend, immer weiter hinab, ohne zu wissen, wohin wir kommen würden, und auf einem Wege, der immer schwieriger wurde, da die Wände des zweiten Kraters viel rauher als die des ersten sind.... Ehe wir noch ganz hinab kamen, entdeckten wir ein sich mitten im Krater erhebendes Hügelchen, zur Linken Rauchwolken, die wir Anfangs für Nebel hielten, und hie und da lange gelbliche Streifen auf dem Boden. Wir waren richtig bei den Mundlöchern des Vulkans angelangt, und

begannen, über die Schwefelstreifen weg, den Hügel hinaufzusteigen. Bald standen wir an den neuesten Oeffnungen, aus welchen die Dämpfe mit ziemlich großem Geräusch hervorbrachen.... Wir konnten nirgends festen Fuß fassen; der Boden bestand aus Erde, Asche und zusammengehäuftem Schwefel. Hie und da sah ich Spalten und Löcher von 20 Centimeter Tiefe. Ich legte mich nieder und streckte den Arm in einen von diesen Rauchfängen, um Schwefelkrystalle zu sammeln, was aber wegen der großen Hitze sehr mühsam zu bewerkstelligen war. Das Thermometer stieg am Mundloche augenblicklich auf 60 Grad und 20 Centimeter tiefer übertraf die Hitze die des siedenden Wassers. Die Schwefelkrystalle waren sehr hell und klar und bedeckten alle Wände der Rauchfänge; doch wurde ich von den Dämpfen, obwohl sie stark nach faulen Eiern rochen, nicht belästigt. Das Loch, in welches ich den Arm steckte, mochte 20 Centimeter weit sein; ich konnte aber nicht über einen Meter hineinsehen, denn die Röhre war nach allen Richtungen gekrümmt. Vier andere solche Röhren, die ich untersuchte, boten denselben Anblick dar. Mehre andere Röhren konnten wir nicht untersuchen, denn wir hätten, um hin zu kommen, über einen Boden gehen müssen, der so locker war, wie ein frisch aufgeworfener Maulwurfshaufen, und die Verwegenheit hatte ihre Grenzen. Doch konnten wir rings in einem Kreise von 15 Meter Durchmesser um eine Gruppe von etwa 10 Mundlöchern herumgehen, wo jedoch eine Spalte uns Angst machte; es schien mir, als wollte hier ein frischer Ausbruch erfolgen. Der Boden hatte an mehreren Stellen eine Temperatur von 43 Grad. Ich sammelte an der Oberfläche eine Art von grüner, derber und halb verglaster Schlacke in Stückchen, die nicht größer waren, als eine Hand. Sie waren das Product eines frischen Auswurfes, denn die glasige Oberfläche hatte weder Aschenflecken noch jene gelben Streifen, die von Schwefeldämpfen herzurühren pflegen.

Der trichterförmige Gang, durch den wir zu dieser Stelle

gelangt waren, ist mit großen Steinblöcken angefüllt, zwischen denen die Dämpfe hervorbrechen. Wahrscheinlich ist es ein kleiner, durch einen frischen Ausbruch entstandener Krater, in den von den übrigens fast senkrechten Wänden die Steine hinabgefallen sind. Nahe bei diesem Krater sieht man noch mehrere Steinhaufen, die, aus einiger Entfernung betrachtet, ganz wie Maulwurfshaufen aussehen. Wir konnten, da es dunkel zu werden begann, nicht alle Mundlöcher, wo Rauch aufstieg, besuchen; .... es fing heftig an zu regnen; wir flüchteten uns in das oben erwähnte Flußbett, um das dort unter einem großen Block gelassene Barometer zu beobachten. Unglück! Das Barometer war verschwunden! — Es war 4 Uhr Abends ....

Jetzt begannen unsere Abenteuer pathetisch zu werden. Es regnete und schneite furchtbar durch einander. In einem Augenblick war die Halbinsel des westlichen Kraters von zwei Strömen eingefaßt. Die bequemer als das Uebrige zu erkletternden Schluchten waren voll Wassers und Blöcke auf Blöcke stürzten, von der Gewalt der Ströme abgerissen, herunter. Hierzu kam von allen Seiten der schreckliche Lärm der Krater-Artillerie; große Blöcke ricochetirten zehn und zwanzig mal in großen Bogen über unsern Köpfen weg, ehe sie den Boden erreichten. Die Steine, an denen wir uns festhielten, rissen los und wir fielen zurück. Alles war mit Wasser, Koth und Schnee bedeckt. Die Hände waren erstarrt und gefühllos, so daß ich nicht mehr wußte, was ich angriff. Wir verschluckten Schnee, um nur etwas in den Magen zu bekommen, und setzten uns nach jedem Schritt nieder, um Athem zu schöpfen. .... Wir befanden uns dem östlichen Krater gegenüber, aber wohin sollen wir uns nun wenden? .... Ich steige voran und erklimme einen lockern Felsblock; mit dem letzten Schritte, den ich eben thue, macht er sich los. „Retten Sie sich, Garcia!" Mein armer Gefährte wäre umgekommen, hätte er sich nicht unter einem andern Block schützen können. Wir rufen unsern Führer, den Indier; keine Antwort!

vermuthlich hört er uns nicht. Wir konnten nicht mehr vom Fleck und waren entschlossen, die Nacht im Krater zuzubringen. Aber durchnäßt bis auf die Haut und ohne Speise und Trank, wären wir sicher des Todes gewesen, und vor Allem war zu unserer Rettung deßhalb nöthig fortzuklettern, damit unsere Glieder vor Frost nicht erstarren möchten.... Lassen wir hier eine große Lücke in der Erzählung... Um sieben Uhr Abends saßen wir am obersten Rande des Kraters. Hier verzehrte ich zwei Händevoll Schnee, um den brennenden Durst zu löschen. Noch heute ist mir der Gaumen ganz verbrannt.

Nirgends eine Spur vom Indier; vermuthlich ist er bei den Maulthieren. Seit einer Stunde ist es Nacht, und es gießt wie mit Kannen. Wir rutschen alle Augenblicke auf dem Bimsstein-Gerölle aus, gelangen aber doch schnell genug oben an. Wir rufen und schreien; kein Führer ist da, kein Bedienter, keine Maulthiere. Wir laufen so schnell wir können, um nur einigermaßen erwärmt zu bleiben.... Bald hören wir Hundegebell und kurz darauf antwortet man auf unser Rufen. Wir standen am Rande einer tiefen Schlucht, aus der wir ohne die Hilfe unsers Führers nicht hätten herauskommen können. Gegen neun Uhr erreichten wir, drei Lieus vom Krater, eine Hütte, wo wir unsere Leute in Thränen schwimmend fanden. Sie hatten uns, als der Hund allein zurückkam, für verloren gehalten .... Am nächsten Morgen kehrten wir nach dem Maierhofe zurück, dessen Besitzer ebenfalls in großen Sorgen um uns gewesen war, und trafen bald nachher wieder in Quito ein.

---

# Ein Stiergefecht in Lima.

---

Die Stiergefechte wurden zu den Zeiten des Vireijes (Vicekönigs) häufig auf der Plaza major in der Stadt gehalten, jetzt aber sehr selten dort, sondern in der eigens dazu gebauten „Plaza firme del Acho," links am Ende der neuen Allee. Es ist ein weites, aus Luftziegeln aufgeführtes Amphitheater ohne Dach. Der Haupteingang ist ein großes Doppelthor, durch welches man zuerst in eine Art Hofraum gelangt, der das eigentliche Amphitheater wie ein breites Band umgiebt; verschiedene Gebäude, wie das Toril, Corales u. s. w. sind darin aufgeführt. Mehre Eingänge führen von hier in die Arena, die einige Zoll tief mit Sand bedeckt ist. Die unterste Lage der für die Zuschauer bestimmten Plätze besteht aus gemauerten Zimmerchen mit niedrigen, ziemlich breiten Oeffnungen. Sie haben einen doppelten Zweck: eines Theils bildet ihre vordere Wand eine Barriere, die der Stier nicht überspringen kann; sie ist die Peripherie des innersten und tiefsten Kreises des Amphitheaters; andern Theils geben sie treffliche Asyle für denjenigen Theil der Zuschauer, die gerne sehen wollen, ohne selbst gesehen zu werden. Ueber diesen Zimmerchen folgen stufenweise mehrere Reihen von Bänken, ganz oben ist der Kreis der Logen. Sie sind, wie ein Theater, ganz geschlossen, nur vorn offen. In der Mitte des Kreises, links vom Haupteingange, ist die Loge des Präsidenten (früher der Vicekönige), mit rothem Tuche ausgeschlagen; in ihrer Nähe sind die Plätze der Musik und der Sitz des Kampfrichters, des jedesmaligen Subpräfecten der Provinz

Lima. Der Präsidenten Loge gegenüber ist die schmale Thür des Torils. Es ist ein schmaler Gang, in welchem der zum Kampf bestimmte Stier den Augenblick des Hervorstürzens erwartet; er ist so enge, daß sich das Thier kaum darin bewegen kann, überdieß wird er noch mit Querstangen eingepfercht, so daß jede Bewegung auf die Seiten oder nach rückwärts gehemmt wird. Mit dem so eingespannten Schlachtopfer werden, als Präludien, die grausamsten Operationen vorgenommen. Mit breiten Nadeln werden ihm bunte Bänder durch das Fell gezogen und in künstliche Knoten verschlungen und reiche Schabracken auf den Rücken genäht; Schwärmer und Raketen an die Ohren, die Hörner und den Schwanz geheftet. Mit spitzigen feinen Lanzen wird er von allen Seiten gestochen. Ohnmächtig tobt der Stier gegen den Stachel, seine Wuth steigert sich auf den höchsten Grad.

Rechts neben dem Toril ist die Loge des Wärters, der die Aufgabe hat, dem tobenden Thiere die Thüre zu öffnen und sie hinter demselben rasch wieder zu schließen; links ist ein größeres Thor, durch welches diejenigen Thiere aus der Arena getrieben werden, denen die Schmach widerfährt, mit ihrem Blute nicht den Kampfplatz zu färben.

In der Mitte des Circus sind ein Dutzend Pfähle in der Form eines Kreuzes eingerammelt, die oben durch Querbalken verbunden sind; sie sind so enge, daß nur ein Mann durchschlüpfen kann. Hier retten sich die hart bedrängten Capeadores, um den gefährlichen Verfolgungen des Stieres zu entgehen.

An bestimmten Tagen ist die Alameda schon am Morgen früh mit langen Reihen von Tischen besetzt, auf denen Limonade, Branntwein, Chicha, Picantes, Fische und Süßigkeiten aller Art zum Verkaufe ausgestellt sind. Nur die Farbigen sprechen diesen Erfrischungen und Leckerbissen zu; die vornehmen limenischen Familien bringen gewöhnlich ihren Mundvorrath mit in die Loge. Von 12 Uhr an beginnt der Zug nach der Plaza del Acho. Ganz Lima ist in Bewegung.

Das Amphitheater füllt sich allmählig und um 2 Uhr sind 12 — 15,000 Menschen darin versammelt. Gegen halb 3 Uhr kömmt der Wagen des Präsidenten, von einer starken Leibgarde von Lanciers escortirt, vorgefahren und bald erscheint die Excellenz, von Ministern, Adjutanten u. s. w. umgeben, in der Regierungsloge. Je nach der Stimmung des Publikums, und dessen Zufriedenheit mit der Staatsverwaltung wird sie mit stürmischem „Viva," oder stumm empfangen. Die Musik spielt eine rauschende Fanfare, und schweigend treten die elegant gekleideten „Capeadores," zu Pferde und zu Fuß, in den Circus, um den sie dreimal herumgehen, den Präsidenten und das Publicum begrüßend. Nur hin und wieder giebt einer der Reiter seinem Pferde die Hülfe, um die schönen Formen des edlen Thieres mehr hervorzuheben. Jubelnd begrüßt die Menge die wohlbekannten Gestalten eines Estevan Arredonda, eines Jose Dolores Mendoza, eines Juan de la Rosa Asain. Wenn aber die neue Amazone Felipa Musios in die Arena sprengt, ertönt tausendfaltiges Beifalljauchzen.

Die schmetternde Trompete giebt das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Die Capeadores zerstreuen sich, einer stellt sich dem Toril gegenüber, noch einmal ruft die Trompete, und heraus zum aufgerissenen Thore stürzt der „vengador prieto de Bujama." Ein schönes Thier, echt castilianische Race! kräftige, gedrängte Formen, niedrige, feine Beine, ein kurzer Rumpf mit mächtigem Kopfe. Wenige stark gekräuselte Locken bekränzen die eherne Stirn, von der Verderben drohend, in leichter Biegung die kurzen scharfen Hörner nach vorn ragen, und verrätherisch mit Blumen umwunden sind. Eine weiß eingefaßte mit Gold und Silbermünzen reichbehangene purpurne Schabracke bedeckt den glänzend schwarzen Rücken, den bunte Bänder zieren. Mit hochaufgehobenem Schwanze, Feuer sprühenden Blicken und grimmig geöffneten Nüstern tobt „der Rächer" in wilder Wuth durch die Arena. Ruhig erwartet ihn der Capeador zu Pferde mit

vorgehaltenem Poncho. Schon ist der Stier bei ihm, die Hörner scheinen sich in die Weichen des Thieres zu bohren, sein Untergang gewiß; aber eine leise Wendung des Capeadors, sein Roß macht eine kühne Wendung, und vorbei rennt der Stier; aber ebenso rasch überholt ihn der Reiter, reizt ihn von Neuem, wendet ab, reizt ihn wieder und entwickelt in einer Reihe von wohlberechneten und geschickten „Sicertes“ seine bewunderungswürdige Gewandtheit und seinen kalten Muth.

Stürmischer Beifall ertönt von allen Seiten und ein zweiter Capeador zu Fuße löset ihn ab. Der Stier stürzt sich auf ihn los, aber behende weicht er ihm aus und hält ihm wieder den scharlachrothen Mantel vor; springt auf die Seite und neckt ihn wieder; aber das Thier läßt sich nicht irre machen, es dreht sich in kurzen Wendungen und greift ihn immer rascher an. Der hart bedrängte Capeador kann nur noch durch die Flucht sein Leben retten; in kurzem Zickzack eilt er den sicheren Pfählen des Centrums zu; der Stier hinter ihm, stößt mit seiner Stirn machtlos gegen die Balken, rennt einige Male um das Kreuz, stutzt, sammelt sich und stürzt auf eine weiße Gestalt, die wenige Schritte vor ihm steht. Ein Knall folgt, Rauch steigt auf, und zahllose Schwärmer schwirren um das tobende Thier. Die brennenden Reste des Phantoms hängen an seinen Hörnern: mächtig schüttelt er den Kopf, stampft, brüllt und durchrennt, bebend vor Wuth und Schmerz, die Arena, um sich von seiner Qual zu befreien.

Ein Capeador zu Pferd stellt sich ihm entgegen, schwenkt ab, kehrt wieder, macht eine kurze Bewegung, der „Vengador“ wirft sich auf ihn und sein Name ist gerettet. Das Pferd bäumt sich, und in weiten Bogen spritzt ein dicker Blutstrom aus der durchbohrten Brust. Wie mit Grausen über seine Rache erfüllt, weicht der Stier einige Schritte zurück und eilt nach der andern Seite des Circus hin. „**Bravo toro!**“ ertönen tausend Stimmen, während der Capeador mit seinem Pferde zur Plaza hin-

auseilt, aber ehe er das Thor erreicht, stürzt es unter seinem Reiter zusammen.

„La espada! la espada!“ schreien einige Zuschauer und bald wird dieser Ruf allgemein. Ein Matador erscheint; in der rechten Hand einen langen, breiten Dolch, in der linken einen kurzen Mantel. Mit ruhigem Blick und fester Haltung tritt er einige Schritte vor, schwingt ein paar mal leicht seinen Mantel, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, aber schon hat ihn der Stier bemerkt und rüstet sich zum Angriffe. Weite Kreise schlägt er mit dem Schwanze, tief gesenkt hält er den Kopf, und mit Heftigkeit wühlt er bald mit einem, bald mit beiden Vorderfüßen den leichten Sand auf und hüllt sich in eine Staubwolke, aus der ein dumpfes Brüllen, ähnlich dem fern dahinrollenden Donner, erdröhnt. Wenige ängstliche Minuten verstreichen. Mit leicht vorgebeugtem Körper, und etwas emporgehobenem Arme, dessen Faust krampfhaft um den Dolch geballt ist, heftet der kühne Matador seine Augen auf den furchtbaren Feind, der nun mit Macht herantobt. Noch einen Augenblick und im Todeszucken liegt der Vengador prieto zu seinen Füßen.

Ununterbrochener Jubel erfüllt die Lüfte und übertäubt die rauschende Musik. Blumen und Geld werden von allen Seiten dem Sieger zugeworfen, der auf den glatten Haaren des leblos dahingestreckten Thieres seinen Dolch vom Blute reinigt, die reiche Schabracke als Siegestrophäe loslöst, und vom Kampfrichter seine Belohnung erhält.

Unterdessen wird dem Stier ein Strick um die Hörner gebunden; das Hauptthor des Circus öffnet sich und 2 Neger jagen auf vier stolzen reichgeschmückten Hengsten, die einen eisernen Haken nach sich schleppen, hinein. Wie sie sich dem todten Thiere nähern, scheuen die Pferde zurück, bäumen sich, aber mit Behendigkeit wird der Haken in den Strick gehängt, und in sausendem Galoppe, von Trompetengeschmetter begleitet, reißen

es die feurigen Rosse, eine tiefe Furche zurücklassend, mit sich in der Arena herum und zum Thore hinaus. Einige Neger mit Besen gleichen den Sand im Circus aus, und verwischen sorgfältig alle Blutspuren.

Während dieses Zwischenaktes geht es unter den Zuschauern sehr lebhaft zu; jeder giebt sein Urtheil oder seine Meinung ab. Besuche werden gemacht, Backwerk gekauft und die Plätze bezahlt. Beim Eingang ins Amphitheater wird ein halber Piaster Eintrittsgeld bezahlt, später bezahlen eigene Einsammler noch 4 — 6 Realen Platzgeld.

Schon wird wieder zum Kampfe geblasen und der „mala intencion alanzan de la Escala," mit blauer Decke und vielfarbigen Bändern geschmückt, tobt in die Arena. Die Capeadores zu Fuß und zu Pferde thun ihre Schuldigkeit. Glänzende „Suertes" werden producirt. Wie die erste Wuth des Stieres gebrochen ist, reiten die „Rejoneadores" vor. Bald greift er sie an. Auf zitterndem Pferde erwartet ihn der Erste mit emporgehobenem Arme, um die scharfe Spitze der kurzen Lanze in sein Herz zu bohren. Das Pferd, in einem früheren Kampfe schon einmal verwundet, ist unruhig, der Stoß geht fehl, aber der Stier hat sicher getroffen. Seine scharfen Hörner haben die Weichen des Pferdes weit aufgerissen und die Gedärme quellen hervor. Unbekümmert darüber sucht der Reiter seinen Fehler wieder gut zu machen, sprengt hinter seinen Gegner einher, neckt ihn, stößt das zweite Mal besser, aber nicht tödtlich, wird dadurch nur noch mehr gereizt und wiederholt mit gleichem Erfolge seine Versuche. Ein gräßlicher Anblick! Ein Theil der Eingeweide des Pferdes schleppen im Sande nach, aber doch folgt das edle Thier feurig dem Zaume, bis es todt zusammenbricht. Der zweite Rejoneador ist nicht viel glücklicher; seine Stöße sind nicht tödtlich, sie vermehren nur die Wuth des „mala intencion," der wie sein Vorgänger seinem Namen Ehre macht.

Bald sind Reiter und Pferd über den Haufen geworfen und müssen sich zurückziehen.

Bluttriefend ruht das Schlachtofer einige Augenblicke aus, um einen neuen Gegner zu erwarten. Keiner wagt sich hinan. Nun treten die „desgarretadores“ hervor, um ihr schändliches Amt zu erfüllen. Jeder hält eine 14 — 16 Fuß lange Stange, an deren Spitze ein sehr großes, äußerst scharfes und sichelförmig gebogenes Eisen befestigt ist. Leise nähert sich einer von hinten dem Stiere bis auf 30 oder 40 Schritte, wirft ihm mit aller Gewalt seine Waffe nach den Hinterfüßen und durchschneidet ihm die Achillessehne. Der Stier knickt ein. Ein zweiter Desgarretador bricht ihm auf dieselbe Weise den andern Hinterfuß und er fällt mit dem ganzen Hinterkörper auf die Erde. Seine Kraft ist gelähmt, aber sein Muth nicht gebrochen. Mit dem tiefsten Abscheu wendet sich der fühlende Mensch von diesem empörenden und ehrlosen Schauspiele ab. Auf den Knien rutscht das nun so gequälte Thier seinen nun muthig gewordenen Gegnern entgegen. Sand und Blut vermischen zu Klumpen in den Wunden; bewegungslos schleppen die Hinterbeine dem langsam davon gezogenen Körper nach. Ein dumpfes herzzerreißendes Gebrüll zeugt laut von den Schmerzen des hülflosen Thieres. Mit satanischem Triumphe eilen nun die Neger, mit Messern und mit Lanzen bewaffnet, um es vollends zu Tode zu martern. Noch im Todeskampfe vertheidigt es sich mit Muth und schon mancher dieser Henker hat seine Mordlust mit dem Leben gebüßt, wenn er glaubte, ungestraft mit seinem Dolche im Fleische des sterbendes Opfers zu wühlen.

Die meisten meiner jungen Leserinnen werden bei der bloßen Schilderung dieser entehrenden Scenen schaudern, aber die Damen von Lima finden ein großes Wohlgefallen, denselben zuzusehen, und können kaum den Tag erwarten, der ihnen solche vorführen soll. Ländlich sittlich, aber auch ländlich schändlich.

Es giebt hin und wieder ehrenvolle Ausnahmen und manche in Lima geborne Frau, den rein weiblichen Gefühlen folgend, hegt einen tiefen Abscheu vor diesen Belustigungen, denen sie nie beiwohnt. Ich will den Limenas nicht ohne Entschuldigung den Vorwurf einer unnatürlichen Gefühllosigkeit machen. Von früher Jugend an sind sie an diesen entmenschenden Anblick gewöhnt; was sie als Kinder aus Neugierde mit ansehen, betrachten sie später als Gewohnheit mit Gleichgültigkeit. Gewohnheit stumpft aber ab.

Kehren wir wieder auf den Kampfplatz zurück, der eben der Palangana mulato de Vergano durchrennt. Ein leises Murmeln wird im Kreise gehört. „Que toro tan flojo!“ tönt es von verschiedenen Seiten. Der Stier scheint die Gunst des Publikums nicht zu erhalten, und wirklich verdient er sie auch nicht. Die Heftigkeit, mit der er die Arena betrat, hatte bald ihr Ende erreicht; er steht ganz stille, sieht sich ganz verwundert im Kreise herum; läuft in kurzem Trabe durch die Plaza und sucht eine Thür, um hinauszukommen. Vergeblich necken ihn die Capeadores, er sieht sich nicht nach ihnen um, sondern glotzt das geschlossene Thor an und brüllt sehnsüchtig seinen abwesenden Cameraden zu. Die Rejoneadores stechen ihn mit ihren Lanzen, um ihn etwas zu reizen; für Augenblicke rafft er sich zusammen, rennt ihnen nach, aber bald trottet er wieder harmlos im Circus herum. „Que le maten! schreit ein Theil des Publikums; „que le boten fuera“! ruft ein anderer und der Schiedsrichter giebt das Zeichen, dem letzten Wunsche Folge zu leisten. Mehrere Kühe und Ochsen werden in die Arena gelassen, und in ihrer Gesellschaft verläßt das feige Thier unter dem Hohngelächter der Zuschauer den Kampfplatz.

Der folgende Stier wird den laut werdenden Unwillen des Publicums besänftigen. Er ist für eine „Lanzada“*) bestimmt,

*) Lanzada Lanzenstich.

in der Liste ist er als „brusca la punta barrosso de Paramonga*) angeführt. Ein untersetzter starker Indianer erscheint mit einer ungeheuren Lanze. Der Stiel ist fast 12—14 Fuß lang und an seinem hintern Ende fast schenkeldick, die Spitze ist breit und über eine Spanne lang. Dem Toril gegenüber, ungefähr 25—30 Schritte davon entfernt, ist ein starker Stein in den Boden gerannt, zu welchem der Indianer geht, um seine Vorbereitungen zu treffen. Nochmals untersucht er Stein und Lanze sorgfältig, probirt die Höhe, in die er die Spitze richten muß, legt die Lanze nieder, zieht seinen Rosenkranz und betet andächtig einige Pater noster und Ave, bekreuzt sich, greift wieder zu seiner Waffe, und läßt sich auf ein Knie nieder. Mit beiden Händen faßt er den Stiel, den er mit aller Kraft gegen den Stein stemmt, erhebt die Spitze kaum eine halbe Elle über die Erde und giebt das Zeichen zum Angriffe. Ein langer Moment folgt, Todesstille herrscht im weiten Kreise und mit angehaltenem Athem erwartet jeder den verhängnißvollen Augenblick. Die Thür fliegt auf, und der Stier stürzt sich mit Macht in die Lanze. Die Gewalt des Stoßes schleudert den Indianer weit weg, er hat das Ziel verfehlt, anstatt die Stirn zu durchbohren, drang die Lanze unter dem Schulterblatte in den Körper und zu den Weichen hinaus. Mit dem Balken im Leibe rennt der Sieger auf seinen wehrlos dahingeworfnen Gegner, schlägt ihn mit den Vorderfüßen und rennt ihn mit den Hörnern, bis die Capeadores herbeieilen und ihn einem gewissen Tode entreißen. Rejoneadores reiten vor, um dem von ungeheuerm Blutverluste erschöpften Schlachtopfer den Garaus zu machen. Mit Wehgeheul stemmt er sich mit seinen vier Füßen gegen die Erde, und empfängt so die Todesstöße.

Jeder der folgenden Kämpfe bietet wieder mehr oder weniger Interesse dar, je nachdem mehr oder weniger Menschen ge-

*) Der Stier, der für die Lanzen bestimmt ist, heißt gewöhnlich busca la punta „suche die Spitze," „barroso" kuhbraun.

tödtet oder verwundet sind, und nach der Geschicklichkeit, welche die Capeadores, Rejoneadores nnd Espadas entwickeln. Aber das Publikum will noch eine bunte Abwechslung, welche ihm die Mojarreros verschaffen werden. Ein halbes Dutzend Indianer, von ihren Capataz angeführt, kommen singend und tanzend in die Plaza, und springen eine Zeit lang unter drolligen Geberden herum. Der Stier wird in die Arena gelassen, er wendet sich bald gegen die lustige Gruppe und greift sie an. Von Capadas geleitet, stellen sich die Cholos zur Wehre, halten den Stier ab, setzen ihre Tänze fort, werden wieder angegriffen, vertheidigen sich und verwunden ihren Gegner, aber immer springend und tanzend; zuletzt werfen sie sich auf die Erde, und stoßen dem Stiere, indem er über sie wegsetzt, die Lanzen in den Leib, daß er todt niederstürzt.

Es wird Abend, schon seit vier Stunden hat das Schauspiel gedauert, und elf Stiere sind als Opfer eines barbarischen Vergnügens gefallen; sechszehn stehen auf der Liste. Ein Theil muß auf den nächsten Kampftag aufbewahrt werden, denn schon fängt das Publicum an, sich zu entfernen; aber noch einmal öffnet sich das Toril, und heraus sprengt ein Reiter auf ungesatteltem Stiere. Die Schwierigkeit, sich auf einem solchen tobenden Thiere im Sattel zu halten, ist sehr groß; der Reiter bekömmt daher seine Prämie, wenn er nur vom Toril bis in die Mitte der Arena gelangt, ohne abgeworfen zu werden. Es giebt einige sehr gewandte Neger, die nicht nur mehrmals durch die Plaza reiten, sondern auch, während sie auf dem Stiere sitzen, den Sattel abnehmen, ihren Ritt auf dem bloßen Rücken fortsetzen und sogar Feuerwerke los brennen, wodurch sie sich den lebhaftesten Beifall erwerben.

Die anbrechende Nacht macht der Belustigung ein Ende und das Amphitheater entleert sich. In unabsehbaren Reihen kehren die Bewohner von Lima nach der Stadt zurück; wieder sitzen die Tapadas auf den Bänken der Alameda, die Brücke ist aber

diesmal von Männern besetzt, die den langen Zug von Wagen und Fußgängern an sich vorübergehen lassen, und die vorübergehenden Frauen necken, aber immer mit witzigen Antworten bezahlt werden.

Die Stiergefechte werden in Lima nicht mehr in der Pracht und der strengen Form gehalten, wie zu Zeiten des Vireyes. Man hört sehr oft ältere Männer über den Verfall dieser Nationalbelustigung bitter klagen. Bald fehlt es an den Capeadores und Rejoneadores, bald taugen die Espadas nichts. Besonders schwer zu befriedigen sind die Altspanier, die immer von den Meistern der Peninsula sprechen. Eine jetzt ganz vernachlässigte Cermonie der früheren Stiergefechte ist die Uebergabe des Schlüssels des Torils. Ein geschickter Reiter stellte sich mit einem goldnen Schlüssel in der Hand auf einem ausgezeichneten Pferde vor das Toril. Auf ein gegebenes Zeichen wurde die Thür geöffnet und der Schlüsselträger ritt im schärfsten Passe, ohne in Galopp übergehen zu dürfen, nach der Loge des Vicekönigs, wo er den Schlüssel abgab. Der Stier folgte ihm natürlich dicht auf den Fersen und wurde erst in der Nähe des Zieles von den Capeadores abgelenkt. Es ist ein Beweis von der unglaublichen Schnelligkeit, deren einzelne peruanische Paßgänger fähig sind, denn es ist eine bekannte Thatsache, daß ein Stier auf kurze Distanz ein Pferd im stärksten Galoppe überholt. Das Pferd, das diese Probe ablegte, wurde immer von ganz Lima gefeiert.

---

# Der Kondor.

Wenige Thiere haben eine größere Berühmtheit erlangt, als der Condor, da er in einer Zeit in Europa bekannt wurde, als sein Vaterland noch zu den fabelhaften Gefilden gehörte, in denen gern eine üppige Phantasie schwelgte. Die abentheuerlichsten Erzählungen wurden über ihn verbreitet und unbedingt alle Nachrichten der Reisenden geglaubt, die zahllose Märchen aus diesem gepriesenen Lande des Goldes und des Silbers in ihrer Heimath verbreiteten. Erst durch die genauen Mittheilungen des Herrn von Humboldt wurden am Anfange dieses Jahrhunderts die übertriebenen Angaben über die Größe und Stärke dieses Vogels herabgestimmt und seine Lebensweise genau dargestellt.

Der ausgewachsene Condor mißt von der Schnabelspitze bis zum Ende des Schwanzes 4 Fuß 10 Zoll bis 5 Fuß und klaftert von einer Flügelspitze zur andern 12 — 13 Fuß. Es mag einzelne geben, die vielleicht noch eine bedeutendere Flugweite haben. Er lebt vorzüglich von Aas, wagt sich aber, von Hunger getrieben, auch an lebende Thiere, aber nur an kleine und hülflose, wie an die neugeborenen Jungen von Schaafen, Vicunas und Llamas. Die ausgewachsenen Thiere greift er nicht an. In ausnahmsweisen Fällen setzt er sich, durch den üblen Geruch der Wunden angelockt, auf den Rücken der gedrückten Pferde und zerfleischt sie, wenn sie auf der Hochebene weiden. Er kann mit den Füßen nichts fassen, bedient sich ihrer als Hebel, wenn er eine große Kraft mit dem Schnabel ausüben will. Seine Hauptstärke ist im Nacken und im Schnabel; er ist jedoch nicht

im Stande, mit einer Last von mehr als 8 — 10 Pfund aufzufliegen. Alle Angaben, daß er Schafe, oder gar Kälber entführe, sind übertrieben. Wenn sich der Condor vollgefressen hat, so kann er nicht mehr auffliegen, er muß sich immer vorerst durch wiederholtes Heraufwürgen und Auswerfen eines Theiles seiner Nahrung leichter machen. Auch mit leerem Magen kann er sich, wegen der Länge seiner Flügel, ohne Anlauf von der Ebene nicht emporschwingen; daher setzt er sich am liebsten auf Steine oder Bergabhänge. Einen großen Theil des Tages bringt er dort schlafend zu, besonders während der Mittagsstunden, und fliegt am Morgen und gegen Abend auf Raub aus. Ruhig schwebt er dann, dem Blicke kaum erreichbar und ganz in unermeßlicher Ferne verloren, in der reinen Atmosphäre der himmelanstrebenden Cordillera, und durchirrt mit seinem bewundernswürdigen scharfen Auge die Hochebenen, um seine Beute zu erspähen, auf die er sich, kaum erblickt, mit Blitzesschnelle hinunterstürzt. Bald versammeln sich zum Einzelnen eine große Zahl von Gefährten und verlassen den gefundenen Fraß nicht, bis er rein aufgezehrt ist. Es ist fast unbegreiflich, wie in Zeit von weniger als einer Viertelstunde auf einen hingelegten Körper sich Schaaren von Condoren versammeln, da doch das schärfste Auge vorher keinen einzigen entdecken konnte. Man weiß kaum, soll man mehr den Geruch, oder das Gesicht dieser Thiere bewundern.

Berühmte ältere Reisende, wie Ulloa, haben behauptet, daß eine Flintenkugel den Flügel des Condor nicht durchbohre, sondern auf den Jäger zurückpralle. Diese Angabe verdient wohl kaum einer Widerlegung; aber es ist richtig, daß diese Thiere ein außerordentlich zähes Leben haben, und nur schwer durch den Schuß zu tödten sind, wenn nicht der Sitz des Lebens getroffen wird. Da die Federn, besonders der Flügel, sehr stark sind und dicht über einander liegen, so dringen sogar Rehposten nicht durch und selbst die Kugeln, wenn sie schief anschlagen, bleiben wirkungslos. Die Eingebornen bedienen sich daher nie

der Flinten, um diese Thiere zu erlegen, legen ihm aber Fußeisen und Schlingen, werfen sie mit der Steinschleuder oder fangen sie mit Wurfkugeln (bolas). Eine höchst merkwürdige Art, der Condore habhaft zu werden, ist in der Provinz Abancay gebräuchlich. Es wird nämlich ein frisches Kuhfell, an dem noch einige Stücke Fleisch hängen, auf eine Hochebene hingelegt, unter das ein Indianer, hinlänglich mit Schnüren versehen, kriecht, während einige Cholos sich in der Nähe verstecken. Sobald die Condore, vom Geruche des Fleisches angelockt, sich auf die Haut niedersetzen, faßt sie der unten versteckte Cholo an den Füßen, und bindet sie an das Fell, so daß die Beine des Vogels wie in einem Beutel stecken. Wenn einige so gefesselt sind, kriecht der Indianer hervor, und die aufgescheuchten Vögel versuchen wegzufliegen, was ihnen aber nicht mehr möglich ist. Die Cholos eilen herbei, werfen ihre Ponchos über die Condore, und tragen sie nach dem Dorfe, wo sie für Stiergefechte aufbewahrt werden. Fast eine Woche vor diesem grausamen Vergnügen erhalten die Thiere nichts mehr zu fressen. Am bestimmten Tage wird je ein Condor einem Stiere auf den Rücken gebunden, nachdem dieser vorerst mit Lanzen blutig gestochen wurde. Der hungrige Vogel zerfleischt nun mit seinem Schnabel das gequälte Thier, das zu großer Freude der Indianer wüthend auf dem Kampfplatze herumtobt.

In der Provinz „Huarochirin,“ drei Liguas von Chacapalpa, ist auf der Hochebene eine Stelle, von den Indianern Cuntur-huanashini-pampa *) genannt, wo diese Vögel mit Leichtigkeit in großer Menge erlegt werden. Dort ist ein großer, natürlicher, etwa 60 Fuß tiefer Trichter, der an seiner oberen Mündung etwa 80 Fuß im Durchmesser hat. An seinem äußersten Rande wird ein todtes Thier, etwa ein Llama oder Maulthier hingelegt; bald versammeln sich die Condore, stoßen beim Herum-

*) Ebene, wo man Condore tödtet.

zerren das Thier in die Tiefe hinunter und folgen ihm, um es dort unten zu verzehren. Sobald sie vollgefressen sind, können sie sich nicht mehr aus dem kaum fünfzehn Fuß weiten Boden des Trichters emporheben. Dann steigen die Indianer, mit langen Stöcken bewaffnet, hinunter und schlagen die wehrlosen, ängstlich kreischenden Vögel todt. Ich nahm einst an solchem Fange Theil, bei dem 28 Stück erlegt wurden. Die Condore sind in der Puna oft sehr dummdreist, und nähern sich ohne Scheu den Menschen. Es ist mir oft begegnet, daß beim Abbalgen der erlegten Vicunas oder Rehe die Condore sich auf zehn bis zwölf Schritte vor mir hinsetzten, um die weggeworfenen Eingeweide dieser Thiere aufzufressen.

Daß der Condor zuweilen kleine Kinder auf dem Felde ergreife, scheint mir, nach zahlreichen Erzählungen der Indianer und nach folgendem Beispiele sehr wahrscheinlich.

Ich hielt mir in Lima solchen Vogel, den ich ganz jung erhielt; nachdem ihm die Flügel gestutzt waren, wurde ihm eine Kette mit einem 8 Pfund schweren Eisen an den Fuß gebunden, welches er den ganzen Tag mit sich herumschleppte. Als er anderthalb Jahr alt war, flog er mit seinem Eisen auf den Kirchthurm von Santo Tomas, von wo ihn die Aasgeier hinuntertrieben. Einem Neger, der ihn auf der Straße aufgriff, um ihn nach dem Hofe zurückzutragen, riß er vom Kopfe das Ohr weg. Kurz darauf verfolgte er einen Negerjungen von 3 Jahren, warf ihn zu Boden und zerhackte ihn mit seinem scharfen Schnabel den Kopf so sehr, daß der Kleine in Folge der Wunden starb. Ich wollte dieses Exemplar lebend nach Europa nehmen, aber nach zweimonatlichem Aufenthalte auf dem Schiffe ging es auf der Höhe von Montevideo zu Grunde.

Im Arzeneischatz der Indianer spielt der Condor eine sehr wichtige Rolle. Sein Fett wird gegen Ausschläge aller Art ge-

braucht, das Herz roh, oder zu Pulver gerieben, gegen Fallsucht; der frische Magen äußerlich gegen Verhärtungen der Brüste und zwar sehr erfolgreich. Auch in der Religion des Ynkas, wie Garulaso dela Vega meldet, nahm der Condor eine wichtige Stelle ein.

---

## Das Llama, das Alpaco oder Paco, das Huanacu, das Vicuna.

---

Das Llama erhält von der Sohle bis zum Scheitel eine Höhe von 4 Fuß 6 — 8 Zoll, bis zum Widerrist aber nur 2 Fuß 11 Zoll bis 3 Fuß. Die Weibchen sind in der Regel kleiner und schmächtiger, als die Männchen, haben aber eine geschätztere Wolle, da sie besser gepflegt werden. Die Färbung ist sehr verschieden, meistens braun, mit Nuancen in's Gelbliche oder Schwärzliche; häufig sind die buntscheckigen, viel seltener ganz weiße oder schwarze. Die braunscheckigen werden in einigen Gegenden Moromoras genannt.

Die jungen Llamas werden in der Regel bei den Müttern gelassen, dann von ihnen getrennt, und in eigenen Heerden zusammengetrieben. Im vierten Jahre werden die Männchen vom Weibchen getrennt, und zum Lasttragen abgerichtet, während die Letzteren auf den Hochebenen auf der Weide bleiben. In den südlichen Provinzen Puno, Cuzo und Ayacucho werden die meisten Heerden gehalten und von dort nach den Silberwerken Nord-Peru's getrieben.

Der Preis eines kräftigen, ausgewachsenen Llama beträgt 3 bis 4 Thaler; wenn sie heerdenweise in jenen Provinzen angekauft werden, aber nur 1½ bis 2 Thaler; kurz nach der Eroberung wurde jedes dieser Thiere mit 18 bis 20 Ducaten bezahlt. Durch die Vermehrung der Einhufer und Schaafe ist ihr Preis gesunken. Die Last, die das Llama trägt, darf 125 Pfund nicht übersteigen, nur selten wird ihm mehr als ein

Centner aufgeladen. Wenn das Gewicht zu groß ist, so legt sich das Thier nieder und steht nicht eher auf, als ihm die Bürde erleichtert wird. In den Silberminen sind die Llamas von sehr großer Wichtigkeit, denn sie müssen oft das Metall von Gruben hinuntertragen, die an so steilen Felsenabhängen liegen, daß der Huf von Maulthieren oder Eseln keinen Haltpunkt finden könnte. In diesem Vortheile liegt ein großer Ersatz für die geringen Kräfte dieser Thiere.

Die Indianer ziehn oft mit großen Heerden von Llamas nach der Küste, um Salz zu holen. Die Tagereisen, die sie machen, sind klein, höchstens 3 — 4 Leguas, denn die Llamas fressen nie des Nachts; sie müssen sich also während des Gehens ihre Nahrung suchen, oder eine mehrstündige Rast haben. Beim Ab= oder Aufladen wird die ganze Schaar zusammengetrieben, und ein Strick wird um die langen Hälse der Thiere geschlungen, ohne irgend eines von ihnen festzubinden, und doch wagt es keines, unter dem losen Seile durchzukriechen. Wenn sie ausruhen, so geben sie einen eigenthümlichen Ton von sich, der bei einer großen Schaar von ferne dem Zusammenklingen mehrerer Aeols=Harfen gleicht.

Es ist ein hübscher Anblick, eine beladene Heerde von Llamas über die Hochebenen ziehen zu sehen. Langsam und abgemessen schreiten sie vorwärts und blicken neugierig nach allen Seiten umher. Wenn sich ihnen plötzlich ein fremder Gegenstand nähert, der ihnen Furcht erregt, so zerstreuen sie sich im Nu nach allen Seiten und die armen Arrieros haben die größte Mühe, sie wieder zusammenzutreiben. Trotz ihrer Last bewegen sie sich mit außerordentlicher Leichtigkeit und machen durchaus nicht den Eindruck, als würden sie zu einem so niedrigen Dienste gebraucht.

Die Indianer haben eine große Liebe für diese Thiere, sie schmücken ihnen die Ohren mit Bändern, hängen ihnen an bunten Schnüren Glöckchen um den Hals und liebkosen sie immer

ehe sie ihnen die Bürden auflegen. Wenn eines von ihnen vor Müdigkeit zusammenstürzt, so knien sie freundlich neben ihm nieder und erschöpfen sich in Schmeichelworten.

Das Fleisch der Llamas ist schwammig und schmeckt nicht angenehm, das der Weibchen jedoch besser. Ihre Wolle wird zu grobem Tuche verarbeitet.

Das „Alpaco oder Paco" ist kleiner, als das Llama, denn es mißt von der Sohle bis zum Scheitel nur 3 Fuß 3 Zoll, bis zum Widerrist 2½ Fuß. Im Körper gleicht es dem Schaafe, hat aber einen längeren Hals und einen zierlicheren Kopf. Sein Bließ ist sehr weich und lang; an einigen Stellen, wie an den Seiten des Rumpfes, erreicht es eine Länge von 4 — 5 Zoll. Die Farbe ist meistens ganz schwarz oder weiß; aber es giebt auch braunscheckige. Die Indianer verfertigen aus der Wolle sehr warme Decken und Ponchos. Sie wird auch häufig nach Europa ausgeführt und sehr theuer verkauft. Die Alpacos werden in großen Heerden gehalten, die das ganze Jahr auf den Hochebenen weiden. Nur zur Schur werden sie nach den Hütten getrieben; sie sind deßhalb sehr scheu und ergreifen bei der Annäherung des Menschen die Flucht. Es giebt vielleicht kein widerspenstigeres Thier, als den Alpaco. Wenn eines von der Heerde getrennt wird, wirft es sich auf die Erde und ist weder durch Schmeicheleien noch durch Gewalt zum Aufstehen zu bewegen, und es erleidet lieber Züchtigungen, ja sogar lieber den Tod, als zu folgen. Einzelne Alpacos können auch nur transportirt werden, wenn man sie größeren Heerden von Llamas oder Schaafen beigesellt. Wenigen Thieren scheint die Geselligkeit so sehr ein Bedürfniß zu sein, wie ihnen; nur wenn sie von frühester Jugend an in den Indianerhütten aufgezogen werden, gewöhnen sie sich an den Menschen und an das Alleinsein.

Das größte Thier dieser Familie ist das Huanacu, denn es mißt von der Sohle bis zum Scheitel 5 Fuß und bis zum Widerrist 3 Fuß 3 Zoll. Es gleicht in seiner Gestalt so sehr

dem Lama, daß bis auf die neueste Zeit unter den Zoologen die Ansicht herrschte, daß dieses nur ein veredeltes Huanacu oder jenes nur ein verwildertes Llama sei. Diese Ansicht ist unstatthaft. Das Huanacu ist am Halse, dem Rücken und dem Schenkel einförmig rothbraun, am Bauche, der Brust und den Gliedmaßen schmutzig weiß. Das Gesicht ist schwärzlich grau, um die Lippen heller, fast weiß.

Die Wolle ist kürzer, als bei den Llamas und weniger fein; sie ist aber am ganzen Körper gleichmäßig lang, nur am Halse etwas kürzer, an der Brust aber viel länger.

Das Huanacu lebt in Rudeln von 5 — 6 Stück, selten sind mehr zusammen. Sie sind in den meisten Gegenden sehr scheu und lassen sich nur schwer nähern. Jung eingefangen, werden sie gezähmt; sie bleiben aber immer tückisch und verwildern leicht wieder. Auch können sie zum Lasttragen sehr schwer abgerichtet werden.

Zierlicher, als beide genannte Arten ist die Vicuna, an Größe steht sie zwischen dem Llama und Alpaco, denn sie mißt von der Sohle bis zum Scheitel 4 Fuß 1 Zoll bis zum Widerrist $2\frac{1}{2}$ Fuß. Ihr Hals ist viel länger und schlanker als bei ihren Gattungsverwandten, von denen sie sich auch durch viel kürzere gekräuselte Wolle, die ausnehmend fein ist, unterscheidet.

Der Scheitel, die obere Seite des Halses, der Rumpf und die Schenkel sind von einer röthlichen Färbung, die untere Seite des Halses und die innere der Gliedmaßen sind hellocherfarben; die 5 Zoll langen Brusthaare und der Unterleib sind ganz weiß. —

Während der nassen Jahreszeit halten sich die Vicunas auf den Cordillerastämmen auf, wo nur noch die spärlichste Vegetation gedeiht. Verfolgt ziehn sie sich nie auf die Eisfelder zurück, sondern fliehen nur längs der mit Stroh bewachsenen Abhänge.

Sie leben in Schaaren, die aus 6 bis 15 Weibchen bestehen, die von einem Männchen angeführt werden, das der Beschützer und Anführer der Heerde ist. Es hält sich immer 2 bis 3 Schritte von der Weiberschaar zurück und bewacht sie auf's sorgsamste. Bei der Annäherung der Gefahr giebt es ein helles Pfeifen und ein schnelles Vortreten; sogleich vereinigt sich das Rudel, streckt die Köpfe neugierig nach der Gefahr drohenden Seite hin, nähert sich ein Paar Schritte und dreht sich dann plötzlich zur Flucht, die anfangs langsam und unter stetem Umsehn ausgeführt wird. Das Weibchen deckt den Rückzug, bleibt öfter stehen und beobachtet den Feind. Mit einer seltenen Treue und Anhänglichkeit lohnen die Weibchen die Wachsamkeit ihres Anführers, denn wenn dieser verwundet oder getödtet ist, so laufen sie laut pfeifend um ihn herum und lassen sich alle todt schießen ohne die Flucht zu ergreifen.

Das Geschrei der Vicunas ist ein kurzes, scharfes Pfeifen; es ist dem der Uebrigen zwar sehr ähnlich, aber ein geübtes Ohr kann alsobald unterscheiden, von welcher Seite es herrührt, wenn plötzlich diese durchdringenden Töne die reine Punaluft durchschneiden, und auch das schärfste Auge selbst die Thiere nicht entdecken kann.

Die Indianer bedienen sich nur selten der Feuergewehre, um die Vicunas zu erlegen. Sie fangen sie in sogenannten Chacu, wenn die Pferde von der Winterweide kommen. Zu diesen sonderbaren Jagden muß jede Familie der Punadörfer wenigstens einen Mann stellen. Die Witwen werden als Köchinnen angestellt. Es werden Stöcke und Knäule mitgenommen. In einer passenden Ebene werden die erstern, je zwölf bis 15 Schritte in die Erde gesteckt und durch den Bindfaden in einer Höhe von 2 — 2½ Fuß mit einander verbunden. Auf diese Weise wird ein kreisförmiger Raum von einer halben Stunde im Umkreise gebildet.

Die Weiber hängen an die Schnur des Umkreises bunte Lappen, welche vom Winde hin und her gedreht werden. Sobald der Chacu fertig ist, so zerstreuen sich die Männer, von denen ein Theil beritten ist, und treiben von vielen Meilen in der Runde alle Rudel von Vicunas durch den Kreiseingang. Wenn eine gehörige Anzahl vorhanden, wird dieser geschlossen. Die schüchternen Thiere, welche sich über die mit bunten Lappen besetzten Faden wagen, werden leicht von den Indianern mit den Bolas erlegt.

Diese Bolas bestehen aus 3 Kugeln, zwei schweren und einer leichtern, aus Blei oder Steinen, die an langen Schnüren, aus den Achillessehnen der Vicunas gedreht, befestigt sind. Diese Schnüre werden an ihren freien Enden zusammengeknüpft. Beim Gebrauche wird die leichtere Kugel in die Hand genommen und die beiden übrigen in weiten Kreisen um den Kopf geschwungen. In der gehörigen Entfernung vom Ziele, nämlich 15 — 20 Schritte, wird die Handkugel auch losgelassen, und nun schwirren alle drei auf den bestimmten Punkt los, und schlingen sich um den festen Gegenstand, den sie treffen. Den Thieren wird gewöhnlich nach den Hinterfüßen gezielt. Die Bolas binden diese so fest zusammen, daß jede Bewegung gehemmt ist, und das Thier stürzt, wo man sich seiner bemächtigt.

Die mit Bolas gefangenen Vicunas werden abgeschlachtet und das Fleisch den Anwesenden gleichmäßig vertheilt. Der Preis eines Felles ist 4 — 5 Reale.

Im Jahre 1827 erließ Don Simon Bolivar ein Decret, wonach die durch die Chacus eingefangenen Vicunas nicht getödtet, sondern nur geschoren werden sollten. Das Gesetz blieb aber nur ein Jahr in Kraft, denn das Scheeren dieser Thiere wurde durch ihre Wildheit fast unmöglich gemacht. In früheren Zeiten, wie zu der der Incas, wurden diese Jagden in einem viel großartigeren Maßstabe ausgeführt. Die Incas versammelten jährlich 25 — 30,000 Indianer, die aus einem Umkreise von

20—25 Meilen alles Wild in einen ungeheuren Chacu treiben mußten. Bei dem sich immer enger schließenden Kreise wurden die Reihen der Indianer verdoppelt, daß kein Thier fliehen konnte. Es sollen oft bis auf 40,000 Thiere zusammengetrieben sein.

Aus der Wolle der Vicunas werden die feinsten Gewebe und sehr dauerhafte Hüte gemacht. Jung eingefangen werden die Vicunas leicht gezähmt und sind dann sehr zutraulich.

Trotz der heftigen Verfolgungen scheint die Zahl dieser Thiere sich doch nicht zu vermindern. Mehrere neuere Reisende haben sehr über ihre Verminderung geklagt, aber ganz ohne Grund, da sie in früheren Zeiten viel mehr als jetzt verfolgt wurden.

Unter der Regierung des Incas, wo fast jede Pflanze oder jedes Thier ein Gegenstand der Verehrung war, erzeigten die Peruaner dem Llama und seinen Verwandten eine fast göttliche Verehrung, denn sie verdankten ihnen ausschließlich die Wolle für ihre Kleidung und das Fleisch für ihre Nahrung. In Tempeln waren große Statüen in Form von diesen Thieren aus Gold und Silber aufgestellt, und in den Häusern wurden, gewissermaßen als Laren, steinerne und thönerne Gefäße aufbewahrt, die, wenn auch roh, ziemlich genau ihre Form wiedergaben.

---

# Eine Skizze über Chili.

Da wir in vorliegendem Werke auch der Eroberung von Chili mehrere Male gedacht haben, dessen Entdeckung eng mit den Thaten der Pizarro's zusammenhängt, so wollen wir im folgenden aus Meyen's Reise eine Schilderung der jetzigen Bewohner von Santjago, (San Jajo) der Hauptstadt Chili's, beifügen.

„Während der Zeit unseres Aufenthaltes in Chile, erzählt Meyen, wurde der Jahrestag der Schlacht von Chacabuco gefeiert, welchen die Regierung zugleich als Befreiungstag von der Herrschaft der Spanier ansieht, und für immer festgesetzt hat, daß diese Feier drei Tage lang, den 11., 12. und 13. Februar, Statt haben sollte. Wir kamen am 11. Februar von unserer Reise nach San Fernando zurück und befanden uns gegen Mittag in der Nähe des Maipu, als wiederholte Kanonensalven uns diese Feier zu Santjago verkündigten. Als wir in die Stadt kamen, fanden wir dieselbe in einem fieberhaften Zustande; die Truppen marschirten in Parade, mit klingendem Spiel und aufgerollten Fahnen, durch die Straßen; hie und da gingen einzelne Trommelschläger die Straße auf und ab und unterhielten das Volk mit ihrer Musik. Vor einem jeden Hause hing die chilenische Flagge heraus, was den Straßen ein sehr buntes Ansehen gab. Das Geläute der Glocken von den Kirchen und Klöstern, das beständige Schießen und Abbrennen von hunderttausenden kleiner Schwärmer, die man in ganz Südamerika, so wie auch in China, zur Verherrlichung des Gottesdienstes ge=

braucht; Alles dieses war ununterbrochen zu hören, und dauerte bis zum andern Morgen fert, um dann wieder von Neuem zu beginnen. Nachts war auf der Plaza prachtvolle Musik, und Feuerwerke, welche die ganze Bevölkerung der Stadt herbeigeführt hatten, wurden aller Orten abgebrannt. In den Theatern wurden, vor dem Beginnen der Stücke, Reden gehalten, und Volkslieder abgesungen, die auf das **dulce patria** und **dulce independensia** Bezug hatten. Die ganze Nacht hindurch war die Stadt erleuchtet und große Feuer brannten auf der Plaza, wo der Gouvernementspalast sehr geschmackvoll mit Lampen verziert und mit Inschriften versehen war. Auf dem kleinen Kastell San Lucia, das sich auf dem Berge gleiches Namens erhebt, wurde das große Feuerwerk abgebrannt, das sich bei dem prachtvoll gestirnten Himmel, und der Ruhe der Natur, die nur durch fernes Leuchten der Feuerberge unterbrochen wurde, außerordentlich gut ausnahm."

„Wenn wir hier ein einfaches Bild von dem Leben und Treiben der Bewohner von Santjago zu entwerfen suchten, so ist es wohl mehr als zu gewiß, daß sich manche Fehler in dem Kolorit desselben eingeschlichen haben, da unser Aufenthalt daselbst theils zu kurze Zeit währte, und theils so vielfach verschiedene Geschäfte uns oblagen, als daß wir uns ganz der Beobachtung des Volkes hätten hingeben können. Wir vermieden es wohl, die Sitten und Gebräuche dieser Völker mit einem Maßstabe zu messen, der in unserem kalten Norden eingeführt, und durch das Recht der Jahrhunderte geheiligt ist, und theilen wir auch hie und da Thatsachen mit, die von den Gebräuchen in unserem Vaterlande sehr weit abstechen, so geschieht dies nicht, um sie deßhalb für schlecht und gemein zu halten, oder in thörichtem Wahne, nur die Sitten unseres Vaterlandes für die einzig richtigen und decenten zu erklären; sondern nur um den Unterschied derselben in so verschiedenen Ländern deutlich zu zeigen, damit man Gelegenheit haben möge, sich von dem Nationalkarakter des Volkes

eine vollkommen deutliche Vorstellung zu machen, um sodann den Ursachen nachzuforschen, die eine solche Abweichung in den Sitten und Gebräuchen verschiedener Völker hervorrufen konnten. Daher können wir es nur bedauern, daß die vielen englischen Reisenden, welche, um sich Reichthümer zu erwerben, diese Gegenden in neuester Zeit besuchten, und meistens mit fehlgeschlagenen Hoffnungen zurückkehrten, ihre Reisetagebücher dem Publikum mittheilen, worin sie diese liebenswürdige Nation mehrentheils auf eine oft empörende Weise schildern, und zwar zum Lohne für die vielen Beweise der Gastfreiheit und freundlichen Zuvorkommenheit, die sie daselbst überall empfangen haben, wenn sie nicht mit zu großer Arroganz auftreten. Ganz besonders sind die Damen angegriffen worden, und häufig sogar persönlich genannt, wodurch den späteren Reisenden großer Nachtheil erwächst, denn schon gegenwärtig ist die Sitte verschwunden, daß jeder anständige Fremde in die Zirkel der vornehmsten Familie, ohne besonders eingeführt zu werden, eintreten darf. Die Damen fürchten sich vor dem steifen Engländer, der sich in ihre Sitten nicht fügen kann, und sich über sie nur lustig macht, sobald er das Zimmer verläßt. Der Engländer nennt die Leute unsauber, wenn nach Tische ein Waschbecken herumgeht, und die ganze Gesellschaft, Herren und Damen, nach der Reihe sich darin die Hände wäscht, während die guten Leute damit nur die Vertraulichkeit andeuten wollen, in der sie mit ihrem Gaste zu leben wünschen."

„Die Gebräuche und Formen bei der Ausübung des katholischen Gottesdienstes haben noch immer auf den größten Theil der Bewohner den größten Einfluß, und die katholische Kirche ist noch immer alleinige Staatsreligion, eine Maßregel, die wahrlich nicht recht zu begreifen ist, da die gesetzgebende Gewalt der damaligen Zeiten die harte Herrschaft der Kirche eigentlich zuerst gebrochen hat, nachdem der Feind geschlagen war. Man betrachtete sofort die Einkünfte der frommen Anstalten als Staatseinnahme und besoldete die Geistlichkeit; man zog sogar, und

offenbar mit zu großer Gewalt, die Klöster ein, und vernichtete dadurch die Mönchsschulen, während man doch nicht die Mittel hatte, besondere Schulen, und zwar in hinreichender Menge, anlegen zu können. Nur wenige Präsidenten, und zu diesen gehörte Oralle, haben sich öffentlich zu dem Zeremoniell der katholischen Kirche bekannt, und auch nur sehr wenige Minister haben es bisher gethan. Wir glauben überhaupt nicht zu irren, wenn wir den vornehmeren Herren dieses neuen Staates nur eine geringe Anerkennung der herrschenden Religionsformen zumuthen. Die Schriften Voltaire's, Rousseaus und anderer Franzosen jener Zeit, die gegenwärtig mit größter Begierde im ganzen Reiche gelesen werden, haben ihre Wirkung auf diese, leicht aufzuregenden Gemüther nicht verfehlt. Es ist nicht selten, daß man in den Provinzen Männer, mit den Schriften dieser Leute in der Hand, findet, die noch nicht wissen, ob Preußen in England oder in Nordamerika liegt! Das Volk ist im Allgemeinen sehr bigott, so wie auch die Frauen und Mädchen aller Stände: man darf bei einer Kirche oder einem Kloster nicht vorübergehen, ohne den Hut abzunehmen und sich zu beugen. Der Besuch der Kirchen zu Santjago ist für den Protestanten eben so gefahrvoll wie früher der Besuch der Moscheen dem Christen zu Constantinopel; nur kurz vor unserem Aufenthalte daselbst waren noch zwei Engländer in der Kathedrale gröblich insultirt worden."

„Die Bewohner von Santjago stehen schon frühe auf, und die Damen eilen dann zur Messe, in schwarzer Seide oder in Sammet gekleidet, über und über mit Kanten und Spitzen geziert, und in lange schwarze Schleier gehüllt, erscheinen sie in der Kirche, meistens zu Fuß, nur wenige in Karossen. Dienerinnen tragen feine Decken oder Polster nach, worauf die Sennora in der Kirche niederknieet. Schon frühe um vier und um fünf Uhr verkündet das Geprassel der kleinen Schwärmer die Frömmigkeit der Bewohner. Nach verrichteter Messe wird Chocolade, Kaffe oder chinesischer Thee getrunken, Getränke, welche

in neuerer Zeit sowohl die Chokolade, wie den Meté oder Paraguay-Thee, allmählig verdrängen. Das letzte Getränke bemerkt man in den Häusern der Vornehmen gar nicht mehr. Die Herren pflegen die kühle Morgenluft zu einem Spaziergange zu benutzen, während auf der Plaza, wie auf den öffentlichen Plätzen, Markt gehalten wird, und Früchte, Fische und Fleisch in enormen Massen ausgeboten werden. Mit steigender Sonne vermindern sich die Käufer, und in der Hitze des Tages sind die Victualien von den Märkten verschwunden. Die Handwerker sitzen noch bis gegen Mittag, indem sie sich gegen den Sonnenstich durch ein ausgespanntes Stück Leinenzeug schützen; die Waaren, welche sie zu verkaufen haben, sind meistens auf der Erde ausgebreitet."

„Vormittags machen die Damen einige Visiten in ihren Karossen; dieß sind kleine zweirädrige Kutschen, mit Glasfenstern versehen, welche durch zwei Maulthiere gezogen werden, indem der Kutscher auf einem Maulthiere reitet. Niemals fahren Herren und Damen mit einander, sondern diese Karossen sind nur für die Damen bestimmt. Mit zunehmender Hitze des Tages nimmt das Leben und Treiben auf den Straßen ab, und Nachmittags ruhen alle Geschäfte. Zwei Uhr ist die gewöhnliche Zeit des Mittagessens, womit man hier bald fertig ist; denn man lebt außerordentlich mäßig; gleich nach dem Essen wird die Siesta gehalten, die gewöhnlich bis gegen 6 Uhr dauert. Während dieser Zeit herrscht eine Todesstille auf den einförmigen Straßen der Stadt, welche durch die anhaltenden Sonnenstrahlen zu einer außerordentlichen Temperatur erhitzt werden. Alle Kaufmannsläden sind geschlossen, und Niemand ist zu sprechen, nur neugierige Fremde und wachhabende Soldaten sind auf den öffentlichen Plätzen zu sehen. Nichts als ein Erdbeben ist im Stande, die Bewohner der Stadt aus dieser Lethargie zu bringen, in die sie, nicht etwa durch die unerträgliche Hitze, sondern durch Gewohnheit verfallen. Während unserer Anwesenheit

fiel ein solches gefürchtetes Erdbeben um 3 Uhr Nachmittags vor. „**Misericordia! Un temblor! Un temblor!**“ erscholl von allen Seiten, und die Bewohner eilten zu den Häusern hinaus, oft in dem allerlustigsten Aufzuge, da sie gerade im Schlafe überrascht waren. Mit abnehmender Hitze öffnen sich die Häuser wieder, die Kaufleute legen ihre Waare aus, und die Plaza wird wieder durch Handwerker belebt. Das Treiben beginnt von Neuem, man strömt nach den Kirchen und die Promenaden füllen sich; doch plötzlich mit untergehender Sonne, erschallt die Glocke zur Oracion, und alles steht still und entblößt das Haupt. Tausende und aber Tausende von Menschen, Reitern und Karossen, Alles bunt durcheinander, wie das Treiben sie zufällig zusammenführt, werden mit diesem Glockenschlage plötzlich, wie von der Katalepsie befallen, und denken an ihren gemeinschaftlichen Schöpfer. In abwechselnden Pausen erschallt von den verschiedenen Thürmen ein harmonisches Glockengeläute, das, um Effect hervorzubringen, sehr gut angeordnet ist, bis das Einfallen der dumpfen Glockentöne die Menschenmasse wieder in Bewegung setzt. Alsdann verdoppelt sich der Lärm, gleichsam um das nachzuholen, was man in jenen Augenblicken verloren hat. „**Buenas noches! buenas noches!**“ rufen dann die Bekannten, sich eine gute Nacht wünschend, einander zu.“

„Ueberall in jenen Weltgegenden, wohin die iberischen Völker ihre Macht und ihre Religion hintrugen, da hat auch dieser feierliche Brauch diese Wurzel gefaßt.“

„Abends spät, um 9 und 10 Uhr werden Familienbesuche abgestattet, die bis lange nach Mitternacht fortdauern, und womit die Tagesarbeit schließt. Besondere Einladungen finden hier nicht Statt. Wer einmal durch einen Bekannten des Hauses der Familie vorgestellt ist, dem ist der Zutritt für immer erlaubt; er kann kommen, so oft er will, und kann wieder fortgehen, wenn er sich in dem Kreise, den er vorfindet, nicht unterhält, ohne daß es übel aufgenommen wird. Sind die Zim=

mer des Hauses erleuchtet, und stehen die Thüren offen, so ist es ein Zeichen, daß die Familie zu Hause ist, und Besuche annimmt. Den Herrn vom Hause trifft man nie zu Hause an; wir selbst sind wochenlang in mehren Häusern aus- und eingegangen, haben aber niemals den Herrn desselben kennen gelernt. Die Damen sind prachtvoll gekleidet, und mit duftenden Blumen im Haare geschmückt, wenn sie Besuche annehmen; eine Unterhaltung beginnt, die sich durch witzige Redensarten und Wortspiele besonders auszeichnet, und Musik, Gesang und selbst Tanz, von einzelnen Paaren aufgeführt, verkürzen die Zeit; beständig kommen neue Besuche und andere gehen wieder ab, um noch die zweite und dritte Gesellschaft zu besuchen, was man bis nach 12 Uhr Nachts fortsetzen kann. Hier kommt man nur zur Unterhaltung zusammen, und nicht zum Essen und Trinken, was in manchen anderen Ländern die Hauptsache ist; gewöhnlich wird hier etwas von eingemachten Früchten präsentirt, die in diesem Lande, wie auf der ganzen Westküste von Südamerika, und in den übrigen überseeischen Kolonien der Spanier, unter dem Namen des **Dulce**, so berühmt sind. Man bereitet dieses **Dulce**, das etwas säuerlich schmeckt, durch Einkochen von Früchten und mit Zucker; besonders ausgezeichnet ist das **Dulce de membrilla de lucuma**, das von verschiedenen Abarten der Quitten bereitet wird. Die Verschiedenheit in der Bereitung dieser eingekochten Fruchtsäfte ist unendlich groß, und die Chilener sind unerschöpflich im Hervorbringen neuer Sorten. Der Verbrauch dieses Gegenstandes ist im ganzen Lande außerordentlich stark, und er ist selbst ein bedeutender Artikel des Binnenhandels. Das **Dulce** von La Paz in Bolivien ist weltberühmt und Gegenstand der Ausfuhr. Der Genuß dieser Sachen ist aber auch in der That sehr angenehm, und auf unseren späteren Reisen im Hochgebirge war es oftmals das einzige Erfrischungsmittel, das uns geblieben. Man ißt davon nur einige Theelöffel voll, und trinkt darauf ein Glas Wasser nach, in den vornehmen Familien

wird das **Dulce** auf ganz kleinen Krystallschaalen präsentirt. In weniger wohlhabenden Häusern geht eine Schaale herum, und jeder Gast nimmt sich einige Theelöffel voll, die er sogleich aufißt und die Schaale weiter gibt. Häufig lassen sich in diesen Abendzirkeln die Damen Blumen bringen, und mit der anmuthigen Zierlichkeit, die ihnen eigenthümlich ist, legen sie kleine Sträußchen zusammen, wozu sie die einzelnen Blumen, nach der Verschiedenheit ihrer Farben, höchst geschmackvoll anordnen, und sie dann den Herren überreichen; es ist dies eine Sitte, die nur zur Unterhaltung dienen soll. Gewöhnlich sitzen die Damen, und zeigen ihre Geschicklichkeit in der Bewegung des Fächers, den sie mit einer solchen Gewandtheit und Grazie unaufhörlich zu bewegen wissen, daß es ihnen bei uns gewiß Niemand nachmachen wird. Schon von der frühesten Jugend an ist dieses das tägliche Studium der jungen Mädchen, wodurch sie sich zuletzt eine Anmuth und Grazie aneignen, in der sie von keiner andern Nation übertroffen werden. Man möchte die chilenischen Damen, ebenso wie die peruanischen, etwas tadeln, daß sie zu sehr ihrem natürlichen Hange nach Putz sich ergeben, und dabei ihre anderen Pflichten vergessen; mit manchem würdigen Hausvater haben wir darüber gesprochen, der in die bittersten Klagen ausgebrochen ist. Eine chilenische Dame, selbst vom Mittelstande, geht nur in seidenen Strümpfen, und trägt so enge seidene Schuhe, daß dieselben in wenigen Tagen zerreißen müssen; ihr Kirchenanzug besteht in Sammet, Seide und Kattun, die größten und feinsten Schildkrötenkämme trägt sie im Haare, oftmals zwei und selbst drei, bloß um mehr Staat zu machen. In den feinsten seidenen Tüchern aus China geht die Frau im Hause umher, und liegt damit auf den Fußdecken. Nicht nur, daß das häusliche Glück der Familien dadurch so oft gestört wird, und dadurch so viele eheliche Verbindungen nicht Statt haben können, indem den Männern die erforderlichen Mittel dazu fehlen; wir möchten es sogar als eine Quelle betrachten, die im

Stande ist, den Untergang des Staates herbeizuführen, wenn nicht die gehörigen Mittel ergriffen werden, um gegen diesen unglückseligen Hang zu wirken. Es ist nicht so heiß in dem herrlichen Chile, wie es sich die Bewohner einbilden, indem sie deßhalb glauben, nicht arbeiten zu können; uns scheint es, daß es nur einmal angewöhnte Unthätigkeit ist, aus der sie nicht hinaus wollen, obgleich sich die Zeiten geändert haben, und jetzt andere Maßregeln erheischen als damals."

„Die Möbel, so wie das ganze Hausgeräth in den Wohnungen der Vornehmen, sind zwar geschmackvoll gewählt, doch stets mit Verzierungen zu sehr überladen, wovon man sich hier nur ungern trennen will. Das feinste geschliffene Krystallglas hat hier nur weniges Ansehen, wenn es nicht noch vergoldet ist; Porzellan weiß man nur nach der Masse des Goldes zu schätzen, die darauf verwandt ist."

---

# Inhalt.

